P. o. germ. Sallet
1193 mb (3

114

3

Friedrich von Sallet's

sämmtliche Schriften.

Dritter Band.

Contraste und Paradoxen.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

Contraste und Paradoxen.

Eine Novelle

von

Friedrich von Sallet.

The difficulty lies in colouring
(Keeping the due proportions still in sight)
With Nature manners, which are artificial,
And rend'ring general that, which is especial.

Byron.

Breslau.
Verlag von August Schulz.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber Sallets: „Contraste und Paradoxen."

Das Jahr 1838, womit Sallet seinen Aufenthalt am Rhein beschloß, bezeichnet für sein Leben, wie für sein schriftstellerisches Wirken, den Hauptwendepunkt. Für jenes, weil er, der Fesseln des Soldatenstandes müde, den Abschied nahm und nach Schlesien in den Kreis seiner Angehörigen zurückkehrte, für dieses, weil er eben dadurch die längst ersehnte Freiheit gewann, rücksichtslos und ausschließlich seinem eigentlichen Berufe zu leben, und weil er von nun an seine dichterischen Träume mit einer festen Anschauung der wirklichen Welt vertauschte. Er hatte die schärfsten Ecken des Lebens in seinem leicht erregbaren, von den Bildern einer idealen Welt harmonisch gestimmten Gemüth schmerzlich empfinden müssen, und der Weg aus der Idylle des Ahnens, des Träumens und

des kindlichen Schauens hinaus in die nüchterne Welt der That und der Selbstverleugnung war nicht so rasch gefunden. In diesem Zustande des Suchens nach einem Pfade, der nicht durch lachende Rosenauen, sondern mühsam aufwärts über Trümmer und Felsstücke zum Ziele führt, mußten die Erscheinungen des vergangenen und die des gegenwärtigen Lebens als scharfe Contraste einander gegenübertreten: die Vermittlung beider aber in einer höheren Auffassung wollte sich noch nicht finden. Wenn nun der Dichter, indem er nach einer Einigung der Gegensätze strebte, diese mit einander verglich, gegen einander abwog und, im Unmuth des Nichtvermögens, doch nicht den Versuch als unausführbar aufgeben wollte, mußte er naturgemäß zu einer erzwungenen Einigung kommen, zu einer Auffassung, welche den Zwiespalt im Leben unversöhnt läßt, aber im Bewußtsein, daß er nothwendig aufgehoben werden müsse, sich bald darüber erhebt und eine ideale Weltansicht verkündet, bald wieder in die Kluft zurücksinkt und jener gewonnenen Höhe als eines eingebildeten Traumes spottet. Wie nun die Contraste des Lebens diese paradoxe Auffassung desselben in unserem Dichter hervorgebracht haben, das zeigt er uns in der gegenwärtigen Novelle, die er eben deshalb treffend: „Contraste und Paradoxen" überschrieben hat. Es liegt in der Natur des darzustellenden Gegenstandes, daß in dem Werk eine scheinbare Form- und Zusammenhanglosigkeit herrscht, und der Dichter

selbst nennt scherzhaft in einer ausgestrichenen Stelle sein Buch „eine Amphibie zwischen Novelle und Mährchen, voll Geschwätz und ohne Ereigniß, das er, ohne Plan und Grundidee, nur so drauf losgeschrieben, wie Einer spaziren geht, ohne viel zu wissen und zu fragen, wohin er kommen wird.“ Auf diese Weise spiegelt die Dichtung schon in ihrer äußeren Erscheinung das Ungeordnete, das Chaotische der Zustände wieder, aus denen sich der Dichter nun für immer loszuringen im Begriff war; denn die Novelle steht als bedeutsamer Markstein zwischen der früheren, rein dichterischen, und der späteren, mehr und mehr religiös-politischen Wirksamkeit unseres Schriftstellers da. Es wird uns klar daraus, warum er, für die Poesie, wie scheint, geboren, sie dennoch aufgibt und eine Richtung einschlägt, die eigentlich nur noch die Form der Poesie festhält und das Wesen derselben gegen den festen Begriff des Lebens vertauscht. Deshalb ist auch die Novelle ein Gemisch von practisch-philosophischen und ästhetischen Entwicklungen, von satirischen Angriffen und theils erhabenen, theils sentimentalen, tief ergreifenden poetischen Bildern; doch läuft durch diese Mannigfaltigkeit als verknüpfender Faden ein herber, schmerzlicher Zug, und dieser Zug gibt zuletzt der ganzen Darstellung das Gepräge einer erschütternden Resignation. Auf den letzten Seiten wird es klar ausgesprochen: der Dichter mußte etwas Großes verloren geben, die Hoffnung nämlich, im höchsten Sinne der Schöpfer

einer, die Grundtiefen des welthistorischen Lebens erfassenden, Dichtung zu werden. Doch kehren wir zurück zum Beginn unserer Entwicklung.

Die Contraste entfaltet der Dichter an fünf Hauptcharacteren, an Habichs, seiner Frau, Nicodemus, Junius und Malwina; der Vertreter der Paradoxen insgesammt ist der Onkel Holofernes. Jene drei ersten geben zusammen ein zwar stark aufgetragenes, aber treffendes, Bild von dem wesentlichen Character des Gesellschaftsstandes, wie er vor 1830, und nachdem sich die letzten Schwankungen der Julirevolution wieder verlaufen hatten, auch nach 1830, in unserem Vaterlande geltend geworden war. Kein politischer Athemzug bewegte die dicke Atmosphäre, die sich über Deutschland ausbreitete, und während dieser dumpfen Lethargie und Theilnahmlosigkeit an den öffentlichen Dingen war es dem niedern Sinn, der immer am üppigsten wuchert, wenn die weltgeschichtliche Macht eines Volkes auf Null reducirt ist, in vollem Maße vergönnt, das gesellschaftliche Leben zu entmarken, ja zu vergiften. Es verhält sich mit der politischen Luft wie mit der physischen: Stürme sind beiden nöthig, um sie frisch und gesund zu erhalten. Jenen Zeiten fehlte eben das, dessen sich unsere Gegenwart zu erfreuen hat, nämlich Bewegung, Gelegenheit zu Kraftäußerung und Gesinnungstüchtigkeit, ein freies geistiges Leben. Man hatte ganz vergessen, daß der Mensch hier auf Erden noch etwas Anderes zu thun habe, als zu essen, zu trinken,

spaziren zu gehen und zu schlafen. Daheim unter Folianten vergraben einer verschollenen Lesart auf die Spur zu kommen, in der Woche dem Gelderwerb mit Hast und List nachzujagen, des Sonntags im Festkleid die Predigt eines geisterlahmten, aber um so heftiger polternden Kirchenfürsten anzuhören, und unterdessen schweigend über sich ergehen zu lassen, was der Rath schlauer Politiker für gut befand — ja, das waren die Thaten jener Zeit; unter solchen Anregungen ist das gegenwärtige Geschlecht aufgewachsen. Wo Menschen von tieferem Drange sich im Leben Bahn brechen wollten, da mußten sie, verhöhnt und verrathen, ihre Kraft in der eigenen Brust verschlossen halten, als Fremdlinge aus ihrem Vaterlande scheiden und ihre Heimath bei den Feinden desselben aufschlagen. Bei uns aber wurde es von Tag zu Tag stiller und — unheimlicher. Aus einer solchen Lebenssphäre sind die Charactere unserer Novelle gewählt. Obwohl der Dichter, damals noch ganz unter jener Zeit duldend, seine Gestalten mitten aus dem Leben griff, so hat er sie, in der fast mährchenhaften Darstellung, doch so in die Ferne gerückt, als ob er die frohe Hoffnung selbst gehegt und in seinen Lesern habe erwecken wollen: daß wir allesammt an der Schwelle einer jugendlichen, bedeutungsreichen Zukunft ständen. Hat ihn seine Hoffnung getäuscht?

Herrn Habichs, den Vater, läßt der Dichter als das gerade, und dabei vollkommen aufrichtige, Ge-

gentheil jedes höheren Sinnes erscheinen. Sein Streben ist Gelderwerb; von diesem Standpunkt aus betrachtet er das Leben und was in demselben von Menschen geschieht und geschehen soll. Nur das Nützliche muß gefördert werden; nur diesem muß der Mensch seine Thätigkeit weihen; was darüber hinausgeht, ist Thorheit, Schwärmerei. Was ist aber im Sinne Habichs das Nützliche? Eben nichts Anderes, als was dem Menschen das Dasein fristen, oder wenn er sich weiter versteigt, dasselbe bequem machen kann. Darauf richtet sich nun auch die Erziehungsmethode des Vaters in Betreff seines Sohnes. Da Alles darauf ankommt, den jungen Geist für ein nützliches Geschäft abzurichten, und dieses nur mit gesetzter Aufmerksamkeit und stäter Rücksicht auf die geltend gewordenen Formen desselben erlernt werden kann, so muß jeder unnütze Schößling des Geistes abgeschnitten, jede freie, nach dem Höheren strebende Regung der Seele, als ein Zug der Narrheit, mit Stumpf und Stiel ausgetilgt werden, damit ja nichts Anderes übrig bleibe, als der thierische Instinkt der Selbsterhaltung, freilich insoweit cultivirt, daß die Menschen unter einander selbst sich ihr kümmerliches Dasein gönnen und es sich allenfalls gegenseitig ertragen helfen. Was soll die Poesie im Leben? Richtet sie nicht im ruhigen Verlauf desselben allerhand Tollheiten an? Macht sie nicht den sonst fleißigen, industriösen Arbeiter zum Träumer? Zieht sie nicht den sonst nüchternen Menschen von der festen

Erdscholle empor in das luftige Reich der Wolken, so daß sein Körper, der doch nicht mit hinauf kann, hier unten verhungern muß? Und wenn er auch wirklich mit Kopf und Hand auf der Erde bleibt, verlockt sie ihn nicht zu Wagnissen, die am Ende gar Staat, Kirche und das Pflegekind beider: eine ruhige Existenz, gefährden können? Also in's Tollhaus mit der Poesie und den Poeten! und gewiß ist es auch nur ein Eigensinn, daß Kopf und Herz so fest an überirdischen Träumen halten. Wolle nur ein „nützlicher Mensch," d. h. ein brauchbarer Packesel in der Mühle des Eigennutzes, werden, so wird es Dir schon gelingen. Aber wozu am Ende dieses Zusammenscharren und dies ausschließliche Verwenden menschlicher Kräfte? — Ja, darauf weiß Herr Habichs und der unendliche Troß seiner Sinnesverwandten nichts zu antworten. Diese Frage ist ihnen auch sicherlich nie in den Sinn gekommen; denn Fühlen und Denken hat an ihrer „practischen Thätigkeit" keinen Theil.

Frau Habichs weiß sich mit dem Leben schon mehr anzufangen. Sie überzuckert sich dasselbe mit einem Anstrich von Theilnahme an Poesie und geistigem Fortschritt; aber das Gefühl hat sie in sich erniedrigt zur gemeinen Sucht nach romanhaften Empfindungen, denen sie mit derselben wüsten Hast nachjagt, wie ihr Mann dem Gelde, und vom geistigen Fortschritt hat sie nichts als die Carricatur einer sich dreist und komisch zugleich gebehrdenden Frauenemancipation in

sich aufgenommen. Ihr Wesen ist ebenfalls, wie das ihres Mannes, völlige Abkehr von geistigem Fortschritt, doch zum Theil versteckt hinter der Koketterie eines höheren Werthes. Der Hauptschauplatz ihres Wirkens ist der Kaffeetisch, der ihres Mannes das Comptoir. Schwerlich aber lag es in des Dichters Absicht, eben nur diese beiden Eigenthümlichkeiten zu schildern; die groteske Manier, in der beide sammt ihrem Wirkungskreise in unserer Geschichte auftreten, deutet bestimmt an, daß er durch sie den gesammten gemeinen Schlag von Männer- und Weiberseelen, wie die friedlichen Jahre der verflossenen Zeit sie reichlich nährten und wie sie unter gleichen Umständen immer gedeihen werden, komisch-ideal characterisiren wollte. Und sowie Habichs und seine Frau durch das Guckglas des Onkels Holofernes, in einem Augenblick besonderer Weihe, sich gegenseitig, nach ihrem wahren Wesen, als schnatternde Gans und gierigen Raben erblickt hatten, so bleibt der Dichter vollkommen in den Gränzen der poetischen Gerechtigkeit, indem er am Ende der Geschichte, als das Außergewöhnliche und Ungeheure in das Leben eintritt, Frau Habichs in eine sprudelnde Theekanne und Herrn Habichs in eine vereinsamte Felsbildung sich verwandeln läßt.

Würdig ist dem Ehepaar der ängstliche, in den Schachten trockener, unerfreulicher Wissenschaft emsig fortgrabende Nicodemus an die Seite gestellt. Er ist „der gemeine deutsche Hauslehrer," wie Sallet ihn selber bezeichnet, und außerdem, kann man zu-

fügen, der gemeine deutsche Gelehrte, wie er früher meistens gefunden wurde und auch heut noch häufig genug gefunden wird. Hieß der Hausherr mit vollem Rechte: „Hab-ich's," so könnte man diesen mit gleichem Rechte: „Herrn Weißichs" nennen; denn während jener, aus Habgier, Goldschätze häufte, sammelte dieser, ohne eine Ahnung von der weltschöpferischen Macht der Wissenschaft, Kenntnisse zu Kenntnissen, getrieben von dem Instinkte des Bibers, aber nicht durchweht und durchloht von dem Geiste des Forschens, der die Geheimnisse des Seins ergründen will, um zuletzt sich selbst zu begreifen. Frügest Du Nicodemus: wozu er so fleißig, so unermüdlich die Außenseite der Natur abschildere — er wüßte dir eben so wenig, oder doch nicht vernünftiger, zu antworten als Herr Habichs, sein Principal. Er starb als „dunkler Ehrenmann", der mit grillenhafter Mühe der Natur in die Karten zu gucken strebte.

Das waren in der That die drei Hauptelemente der gesellschaftlichen Ordnung jener Zeit: materielles Abarbeiten aus Habsucht, Affectation eines höheren Interesse und verkümmerte Stubengelehrsamkeit. Freilich fehlte nur ein gewaltiger Schlag auf dieses Gebilde der Unnatur, ein kräftiger Sturm, diesen Sumpf von Grund aus durchwühlend, so verwandelte sich das mühselige Abarbeiten aus Habsucht in die großartigen Schöpfungen des Weltverkehrs, die Affectation des Gefühls und der geistigen Theilnahme in den mächtigen Drang, im Bilde das Wesen der Welt

zu erfassen, die nüchterne Stubengelehrsamkeit in das heiße, unbesiegbare Forschen nach Wahrheit. Aber dieser Schlag, der zum Leben wecken, dieser Sturm, der die Luft reinigen sollte, mochte sich in jener Zeit noch nicht ereignen, und so schmachtete die bange Kreatur nach Erquickung. Dieses Schmachten, ja beinahe Verschmachten, zeigt uns der Dichter an Junius. Er ist ein Fremdling auf dieser Erde, von höherer Hand hierher geworfen, „wie eine Perle unter den Kehricht." Wie soll er hier eine Stätte finden, auf der seine Seele ihre Schwingen regen, sein Gemüth höheren Ahnungen lauschen, seine Phantasie an göttlichen Gestalten heranreifen, der mächtige Drang seines ganzen Wesens sich befriedigen kann? Erzogen von einem Geldsack und von einer Kaffeekanne, wie Holofernes treffend bemerkt, und — um in der Weise des Gleichnisses zu bleiben — unterrichtet von einem Tintenfasse, wie sollte der ahnende, von himmlischen Träumen erfüllte, Knabe sich im gewohnten Laufe der Dinge behagen lernen? In ihm waren alle Fühlfäden der Seele nach dem Ewigen gekehrt. Auch in der sichtbaren Welt umgab ihn dieses Ewige, aber er sah es nur in der stillen, großen Natur, nicht in dem geistverlassenen, nichtigen Thun der Menschen. Er schaut mit gesteigertem Entzücken durch das Guckglas des Onkels Holofernes dem Leben und Weben in der Natur bis auf den tiefsten Grund. Anfangs überwältigt der mächtige Eindruck seinen ungeübten Sinn, so daß die

reiche Wunderwelt als ein Chaos von Farben und Klängen verwirrend auf ihn einstürmt; dann aber, nachdem dieser Sinnenrausch geschwunden, entfaltet sich vor seinem geistigen Auge die Harmonie der Gestalten. Er sieht nun auch die Bedeutung der Natur, wie alle ihre tausend und tausenderlei Geschöpfe, so schön auch jedes derselben, für sich gesondert, sich darstellen mag, in ihren mannigfaltigen Beziehungen fort und fort das Wesen Gottes offenbaren. Es gelingt ihm, das Erschaute in Liedern auszusprechen, und wenn diese auch nur ein schwacher Nachklang der vernommenen Urmusik waren, so galten sie ihm doch als der Ausdruck seines besten Innern; denn in ihnen fühlte er sich Eins mit der Natur und mit Gott. Diese Naturgesänge haben das Eigenthümliche, daß sie, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Natur selbst in den Mund gelegt sind. Der Dichter erzählt nicht von den Wundern, die er geschaut, auch nicht von den Empfindungen, die er dabei gehabt, sondern das Säuseln der Linde, das Summen der Bienen, der Gesang der Vögel, das Rieseln der Quelle spricht selbst, unmittelbar, in menschlichen Worten, ungefähr in derselben Weise, wie unser Dichter in Schön Irla die Natur, ihr eigenes Wesen aussprechend, eingeführt hat. Man kann wol sagen, daß der Dichter selbst, indem er jene Gedichte schrieb, wie Junius, mit Herz und Sinnen im Innersten der Natur gelebt und sich Eins mit ihr gefühlt habe, so daß Ein Pulsschlag das Leben beider durchdrang. Und

doch war all das Große und Heilige, was immer reicher aus der Natur in Junius Bewußtsein quoll, ihm längst seit Anbeginn bekannt und vertraut, und seine „eingeschlummerte Allwissenheit" brauchte nur bei Betrachtung der Welt sich selbst immer mehr zum Bewußtsein zu kommen, um zu begreifen, daß Mensch und Natur von Ewigkeit her einander verschwistert seien.

Die Natur hatte nun Junius voll und rein durchgekostet; doch die Menschenwelt suchte sich dafür schon jetzt an ihm zu rächen. Sie hielt ihn für verrückt, weil er von Wundern sprach, wo der gemeine Sinn nur Mittel zum Genuß und zur Nothdurft sieht. Er wurde verschlossen und zaghaft. Aber eine neue Welt von lebenden Gestalten läßt ihn ohne Bedauern das Walten der Natur vergessen; denn er schaut nun, an einer Felsfläche der Wildniß sich nach und nach vor seinem Blick entrollend, in großen Bildern, die Geschichte der Menschheit, wie sie kämpft und duldet, damit sie aus sich einen Körper schaffe, der in allen Theilen vom Geiste Gottes durchdrungen und zu staunenswerthen Schöpfungen bewegt werde. Menschengeist, Menschenwille, Menschenthat weben ihr wunderbares Werk vor seiner Phantasie: hier ist Alles zu buntem, wechselnden Leben und Wirken gestaltet, und doch zieht Ein Grundgedanke durch all die vorüberrauschenden Thatenbilder, der die ins Unendliche zerstreuten Farben und Umrisse zu Einem Gemälde, zum Abbilde der sich entwickelnden Mensch-

heit harmonisch verbindet. Forscht Junius diesem Einen Grundgedanken tiefer nach, so erkennt er in ihm, wie in der Natur, den Geist Gottes wieder; es wird ihm klar, daß auch die Weltgeschichte ein Kunstwerk Gottes sei. In der Natur hat der große Meister die Idee der Schönheit zu einem völligen Abschluß gebracht, es fehlt dem Werke Nichts; denn es ist und bleibt schön, wie es von Anbeginn war. An der Geschichte aber wird Gott wohl ewig arbeiten; denn es liegt im Wesen ihrer Idee, welche die Freiheit ist, daß sie wohl unablässig nach Gestaltung strebt, aber doch nimmer in fertiger Form zur Erscheinung kommt. Natur und Geschichte verhalten sich wie Weib und Mann: in jenem offenbart sich die Schönheit, in diesem die Freiheit. Aber eben darum hat die Geschichte auch ihre Sandsteppen, und Junius, wie unser Dichter selbst, mußte sein Leben gerade in einer solchen verathmen. Auf den letzten Bildern, die nicht mehr die starken Umrisse, die lachenden Farben der früheren trugen, sah er nur noch, wie die Menschen in der Schule, auf dem Exerzirplatz, im Theater, im Kabinett gedacht und gethan werden, anstatt selber zu denken und zu handeln. Es war eine Zeit allgemeiner Flachheit und Passivität. Nun wurde sich Junius erst bewußt, daß er die Thaten der Vergangenheit ja auch nur im Bilde geschaut habe, und daß die Geschichte, ihrem wahren Begriffe nach, ihre Werke durch die Gegenwart bis in die fernste Zukunft hinein fortführen muß, wenn sie Wirklichkeit, nicht

blos Bild, sein soll. Das Beste der Vergangenheit war so ziemlich „durchgepinselt;" wo blieb die Gegenwart? — War aber etwa Junius selbst so thatendürstig, daß er sich nach Getümmel und Kampfgewühl sehnte? Vielleicht; doch spricht er das nicht aus. Er hätte sich, scheint mir, begnügt, wenn die Heroen der Vergangenheit so vernehmlich zu seinem Geiste hätten sprechen, so klar vor seiner Einbildungskraft hätten erscheinen können, daß es ihm gelungen wäre, sie gerade so fest und bestimmt, wie es ihm mit der Natur gelungen war, an das Licht des Tages heraufzuzaubern, daß er gemeint hätte, im Kreise der Helden zu wandeln. Brauche ich erst zu erinnern, daß hier Junius wiederum unser Dichter selbst ist? Es war die Sehnsucht seines Lebens, die Macht und den Glanz der Geschichte in welthistorischen Dramen abzuspiegeln. Dazu bedurfte es freilich mehr, als die Zeugen der Vergangenheit abzuhören und die Protocolle der weltgeschichtlichen Verhandlungen mit Eifer durchzustöbern. Eine große Gegenwart allein, eine Gegenwart, die entweder selbst reich an Thaten und wahrhaften Menschen ist, oder doch mit Bestimmtheit auf eine reiche Zukunft hindeutet, kann den Dramatiker im höchsten Sinne heranbilden. Sonst wird auch die genialste Schöpferkraft sich nutzlos verzehren müssen. So erging es Platen, so Grabbe, und, rücksichtlich des Dramas, auch Sallet.

Was blieb nun Junius noch übrig? — Mit der

Natur war er fertig; die Geschichte aber konnte er, weil ihm der Maßstab der Gegenwart fehlte, nicht zum poetischen Leben erwecken. Er entfloh aus dem Leben in eine Welt, in der Natur und Geschichte ihre Vermählung feiern. Hier findet er zum ersten Mal vollkommene Genüge; denn zum ersten Mal ist es ihm vergönnt, mit den Schöpfungen seiner eigenen Gemüthswelt zu verkehren und ihnen aus eigener Kraft ein freies selbständiges Leben zu schenken. War er vorher nur der Dollmetscher der Natur, der staunende Betrachter der längst verschollenen Menschenthat gewesen, so vernahm er nun, der Natur und dem Menschenleben entfremdet, aus der Tiefe seines Bewußtseins die ersten, ursprünglichsten Gottgedanken, wie sie gleichzeitig in Natur und Menschengeist ausgeflossen, und jenseits der Schwelle der Geschichte die Sage erzeugt haben. Zwar hat auch hier die Vergangenheit einen reichen Schatz vorausgesammelt, aber sie bietet nur schüchtern die Grundelemente und überläßt es der Phantasie des Dichters, frei über dieselben zu schalten, indem sie neue Gestalten schafft, neue Beziehungen anknüpft, und der unter dem Schutt vergrabenen Mumie neues Leben einhaucht. In der Sage sind Natur und Geschichte zu Eins verwebt; denn einerseits werden die nothwendigen Beziehungen des Menschen zur Natur in der Sage zu einer sich immer erneuernden Begebenheit, die das Volk gern persönlichen Wesen zuschreibt, andererseits kleiden sich geschichtliche Ideeen, wenn sie

ganz volksthümlich geworden sind, in der Phantasie des Volkes leicht in das Gewand der Natur, und sprossen und ranken sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, wie eine üppig wuchernde Schlingpflanze. In diese Welt der freigestaltenden Phantasie tritt Junius ein, und auch unser Dichter selbst hatte sich vor der Betrachtung der geschichtlichen That und der Gegenwart in den Kreis der Volkssage zu retten gesucht, wie die Bearbeitung von Percy's altenglischen Volksliedern und verschiedene selbständige Gedichte nachweisen. Dieser letzte Abschnitt der Novelle ist der ausschließlich poetische Theil derselben, blühend und reich an dichterischen Anschauungen, und ein unwiderlegliches Zeugniß für Sallets Dichterberuf. Das muß nur eben gelesen und empfunden werden; erklärend auf die Einzelnheiten hinzudeuten, wäre vom Uebel. Nur dies muß ich bemerken, daß die bedeutendsten der vorübergeführten Sagenbilder sich in zerstreuten Gedichten Sallets und, zu Einem Bilde vereinigt, in dem umfangreichen Gedicht: „Des Dichters Seele"*) wiederfinden. Sowol die tiefsinnigen Sagen des Alterthums als die des Mittelalters erfüllen Junius poetischen Traum; in jenen kämpft die Macht des Geistes, die natürlichen Zustände der Völker mit dem Bewußtsein der höchsten Bestimmung zu durchdringen, in diesen erscheint dagegen, ungestüm und die Seele erschütternd, der Drang des

*) S. Leben und Wirken, S. 337.

Gemüthes und offenbart sich im Kampf um Leid und Minne. Die Liebe ist der Grundzug der deutschen Sage; sie ist es also auch, an deren Hand Junius in die Zauberwelt der Sage eingeführt wird. Was Wunder, daß er nun den wirklichen Gestalten des Lebens fast gänzlich entrückt ward, und daß ihm das wache Leben als böser Traum erschien, aus dem er mit Sehnsucht zu erwachen strebte. Was uns nüchternen Leuten, im gewöhnlichen Gange der Dinge, Wirklichkeit dünkt, wurde für Junius zum unheimlichen Gespenst, und was wir schwärmerische Träume zu nennen pflegen, galt ihm als baare, unumstößliche Gewißheit. Dabei verlor freilich Niemand mehr als Junius Schwester Malwina, die bisherige Vertraute seiner Geistes- und Gemüthsoffenbarungen. Der Dichter schildert sie als ein stilles, blühendes Kind, das aus eigener Tiefe die schönsten Seiten des weiblichen Characters entfaltet und ebenso rein, in aufopfernder Liebe für ihren Bruder, das Leben verläßt, wie sie es als Kind begonnen hat. Sie ist das Ideal des Weibes. Wie Junius nur noch für seine Tausendblüth Sinn und Leben hat und zuletzt auf den Fittigen des Goldvogels für immer in ihr Reich entschwebt, versinkt sie schlummernd in ein irdisches Grab, umrauscht von Quellen und Blüthenzweigen.

Inzwischen hatte der Onkel Holofernes nichts Geringes von seines Neffen Genie erwartet. Er war es gewesen, der ihm durch das Guckglas den Blick

in die Natur erschlossen, der ihm die Bilder der Helden an die Felswand gemalt und in seinem Versteck deutungsreiche Lieder dazu gesungen hatte. Doch Holofernes war ein schlimmer Lehrer; denn er glaubte selbst nicht an das, was er lehrte. Wenn er bei seinem Zögling darauf hinarbeiten wollte, ihn zum Selbstdenken, zur freien Entfaltung seines eingebornen Bewußtseins anzuleiten, und zu diesem Zweck viele Worte machte, schämte er sich dann der unnützen Mühe; denn es fiel ihm nun erst ein, daß Worte und Demonstrationen ja gerade die Selbstentwicklung des jugendlichen Geistes stören. Indem er alle Winkel des menschlichen Gemüthes erkundschaftet, alle Tiefen der Wissenschaft durchforscht hatte, war er zu dem gefährlichen Punkt gelangt, von wo er an jedem Dinge zugleich die ernste und lächerliche, die wahre und falsche Seite erkannte. Eine solche Anschauungsweise aber hebt jede entschiedene Wirkung in demselben Augenblick auf, wo sie angestrebt wird. Holofernes selbst bemerkt sehr richtig: daß ein gewisser Grad von Selbstbeschränkung und Einseitigkeit dazu gehört, um etwas Tüchtiges zu schaffen. Nur nicht zu weit reflectirt, wenn was Rechtes zu Stande kommen soll! Lieber frisch und mit sicherem Vertrauen ans Werk gegangen! Denn dem Wissen gehört nur ein Theil des Lebens, der andere gehört dem Handeln. Wer vor lauter Denken nie zur That kommt, vor dessen geistigem Blick entschwindet am Ende jede Idee, wie seinem sinnlichen Auge längst jede feste Form ent-

schwand. Weil das Ideal sich so schwer in die Wirklichkeit herabziehen läßt und dagegen die wirkliche Gestaltung des Lebens der Idee so entfremdet erscheint, darum nistet sich allmälig, bei jener Alles erfassenwollenden Reflexion, eine tiefe Verachtung gegen die Masse der Menschen in das Gemüth ein. Das ist kein glücklicher Fortschritt; denn die Menschen verachten, und sich selbst alles Einflusses auf dieselben berauben, ist Eins. Lebe! ruft Holofernes seinem Schüler zu, aber, indem er diese Mahnung ausspricht, weiß er recht gut, daß er selbst es nur zu einem allseitigen Reflectiren, aber nie zum Leben gebracht hat. Junius soll sich vor Gefühlsschwärmerei hüten, er soll, wie Shakespear, kräftig „das Leben anbeißen," um nicht mondselig in Luftgebilde zu verschweben; aber der weise Meister war erfahren genug, um zu wissen, daß man wohl zubeißen kann, wenn es etwas zu beißen gibt, daß man aber dieses Etwas nicht unter allen Umständen dem Leben abzwingen wird. Der Mensch kann viel, aber nicht Alles: er kann denken, fühlen, dichten und handeln, aber die Zeit und die Menschen müssen ihm den Stoff zum Denken, die Theilnahme für sein Fühlen, lebendige Gestalten seinem Dichten, Raum und Freiheit zum Handeln gewähren, sonst wird der Mensch zum „Selbstanatomen," der das Leben vernichtet und sich doch eine Bestimmung desselben vorlügt, zum „ewigen Gottsched," während er ein Prometheus zu werden vermeinte. Eben war Holofernes über seiner oft be-

gonnenen, aber nie vollendeten Tragödie: „Hanns-wurst," in der er sein tiefstes Denken aussprechen wollte, beschäftigt, als Junius auf dem singenden Vogel über seinem Haupte hinschwebte. Da warf er das Manuscript in das Feuer und wanderte „aus Verdruß" nach Abyssinien.

Unser Dichter aber, der den geschilderten Zustand der Selbstvernichtung eben so gründlich durchgekostet, wie er sich vorher in die Wunder der Natur, der Sage und der Liebe versenkt hatte, fand bald nach Vollendung des gegenwärtigen Werkes, als in unserem Vaterlande ein neues Leben erwachte, den sicheren Weg zu einer tiefeingreifenden Wirksamkeit. Aus dem Poeten war mit der Zeit und durch dieselbe ein überzeugender Redner und Philosoph geworden. Wie dieser Uebergang stattgefunden, ist eben der Gegenstand des vorliegenden Werkes. Es enthält ein lebendiges Stück aus einer noch nicht lange hinter uns liegenden Zeit, und wird sich dadurch seine Bedeutung sichern.

Neisse, den 22. November 1845.

Theodor Paur.

Es war einmal in einer großen Stadt ein sehr reicher Bankherr, der hieß Herr Habichs, und weil er so reich war und noch alle Tage reicher wurde, so hielt er sich zwölf Schreiber, die immerfort rechnen und ihm seine Bücher vollschreiben mußten. Mit denen saß er jeden Tag zwölf Stunden lang in einem breiten und dicken zwölfeckigen Thurme, der mit der einen Ecke an sein Wohnhaus stieß. Der Thurm hatte blos ein einziges Fenster oben in der Kuppel, die zwölf Seitenwände aber gähnten und dehnten sich langweilig, fensterlos und kahl, von der Decke zum Fußboden herab. Und von jeder Ecke des Thurmes aus ging eine hohe durchsichtige Wand, von Eisendrath geflochten, nach der Mitte zu, so daß zwölf Zellen abgetheilt waren, in denen saßen die zwölf Schreiber, wie wilde Thiere, die man den Leuten zeigt. Aber wie die Führer solcher Thiere bei jedem einzelnen ausrufen: „Trotz aller möglichen Mühe ist es noch nicht gelungen, dieses wilde Thier zu zähmen," so hätte man hier bei jedem einzelnen Schreiber im Gegentheil ausrufen können: „Trotz aller

möglichen Mühe ist es noch nie gelungen, dieses zahme Thier wild zu machen.“ Denn wirklich, die wildesten Thiere im ganzen Thurm waren die zwölf ledernen Esel, auf denen die zwölf Schreiber rittlings saßen, wobei übrigens schwer zu bestimmen, wer am ledernsten gewesen, die Reiter oder die Esel. Jeder Schreiber aber hatte vor sich auf einem hohen Pulte ein ungeheures Buch aufgeschlagen, das er vollschreiben mußte. Einer, der sehr klein und etwas bucklig war, mußte sich immer erst zwanzigmal auf dem Ledereſel herum und in die Höhe schrauben, so daß er zuletzt oben schwankte, wie ein Rohrsperling auf einem Rohre, ehe er mit dem Kinn über den Rand seines Buches reichte, und dann sah er aus wie ein furchtsam geducktes Kaninchen, das mit der Nase witternd in die Höhe schnoppert und die Ohren nach hinten niederklemmt. Ein anderer, der sehr lang und mager war, hatte, wenn er auf dem Ledereſel die Riesenblätter seines Buches umschlug, genau dasselbe Ansehn, wie der sinnreiche und berühmte Junker Don Quixote, wenn solcher, auf seiner Rosinante hängend, mit einer gehenden Windmühle sich herumbalgte.

In der Mitte des Thurmes aber endeten die Drathwände alle in einem zwölfeckigen Bauer, auch von Drathwänden, darin saß, wie die Kreuzspinne im Mittelpunkte ihres Netzes, der Herr Habichs selbst auf dem größten Ledereſel und hatte auch das allergrößte Buch vor sich; denn das war so ungeheuer, daß es sich unter den Büchern der Schreiber aus-

nahm, wie die Muttersau unter ihren Ferkeln, und es hätte recht gut die andern zwölf alle auffressen können, ohne merklich an Corpulenz zuzunehmen.

Aus jeder der zwölf Schreiberzellen ging eine Drathgitterthür in das Eulengebauer des Herrn Habichs, so daß die Schreiber keinen andern Ausgang hatten und einer nicht zum andern konnte; der Herr Habichs selber aber mußte, um in sein Wohnhaus zu kommen, aus seiner Zelle durch einen schmalen Drathgittergang gehn, der den beiden Schreiberzellen, die rechts und links zunächst daran stießen, abgeknapst war, so daß selbige etwas schmaler ausgefallen waren, als die übrigen zehn, weshalb auch immer die beiden jüngsten und schlankften Schreiber sich in sie hineinklemmen mußten.

So saßen nun die dreizehn, immerfort und immerfort, in ungeheurer Stille, die nur selten durch das leise Rauschen beim Umwenden eines Blattes oder durch das Kritzeln und Spritzeln einer schlecht geschnittnen Feder unterbrochen wurde. Wenn einmal eine Spinne sich eine Fliege gefangen hatte und mordete, und diese, grimmig und jammervoll dröhnend, ihr langgedehntes Todeslied absang: so war dies im stillen Thurm nichts anders, als wenn auf ruhiger See plötzlich ein tobender Orkan losbricht. Und so regungslos saßen sie Alle, daß wenn sie Abends nach gethaner Arbeit aus dem Thurm gingen, bei mehreren der Schreiber, welche große Stutzer waren und die sich am Morgen sorgfältig und zier-

lich behaarkräuselt hatten, jedes Löckchen, ja jedes Härchen ganz genau noch dieselbe Biegung, Schmiegung, Krümmung und Lage hatte, wie solches am frühen Morgen, vor zwölf Stunden, mit kunstreichen, säuberlichen Fingern von ihnen angeordnet, geschlichtet, gerichtet, gelichtet, abgetheilt und abgezielt worden war.

In solcher Stille saßen sie einst wieder da, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde; und hervorstürzte des Herrn Habichs Stubenmagd ganz athemlos, rauschte auf ihn zu und rief, indem die Hast fast ihre Stimme erstickte: „Herr Habichs, es ist da, es ist da!“

„3066 Rthlr. 6 Gr. 3 Pf. — Was da?“ sprach Herr Habichs, ärgerlich, daß er gestört wurde, ohne sich umzusehn.

„Die gnädige Frau ist in diesem Augenblicke glücklich entbunden worden.“ —

„Transport: 8736 Rthlr. 15 Gr. 9¼ Pf. — Ist's ein Junge?“ sprach Herr Habichs, das Blatt im Buche umwendend.

„Ja! Ach! und so ein schöner, munterer, herziger, dicker ....“

„Ist mir lieb, sehr lieb (unterbrach Herr Habichs) kann einmal das Geschäft fortsetzen. — 150 Rthlr. 6 Gr. ....“ die Pfennige aber murmelte er schon wieder leise für sich und fiel in's alte Schweigen zurück.

Die Magd stand noch da. Als sie sah, daß der Herr sie nicht mehr bemerkte, hustete sie leise, scharrte mit dem Fuß; aber er blieb bewegungslos. Endlich sprach sie ganz kleinlaut: „Herr Habichs.“ — „.... 6½ Pf. — Schon gut, schon gut. Geh sie nur!“ —

„Gnädiger Herr, wollen Sie Sich Ihr Kind nicht ansehn kommen?“ — „Den 31. Dezember 80 Rthlr. 22 Gr. — Ist sie noch da? Ansehn? Dummes Zeug! Um acht Uhr, wenn die Bureaustunden aus sind. Geh sie! Alle Thüren gut zugemacht, hört sie? daß uns das Geschrei hier nicht stört. Wünsche meiner Frau gute Besserung. — Den 1. Januar 388 Rthlr. 4 Pf.“ —

Die Magd schlich sich ganz verdutzt aus dem Thurm, warf aber doch ein bischen malizïös laut die Thür hinter sich zu, so daß vieljähriger Büreaustaub aufgescheucht und umhergefegt wurde und Herrn Habichs, dem er auf die Brust fiel, ein leises Husten ankam. Wie er nun, um nicht in's Buch zu husten, die Finanznase ein wenig in die Höhe richtete — siehe da! zwei seiner Schreiber in der seltsamsten Stellung, wie er sie sonst nie gesehen hatte, Nase und Augen gen Himmel starrend und stierend, Mund weit offen, die Hand mit der Feder schlaff und thatenlos herunterbaumelnd, wie Zweige an der Trauerweide; ganz wie Verzückte oder Verrückte. Erschreckt schraubt sich Herr Habichs auf dem Esel ein wenig herum und

sieh! der nächste Schreiber ganz in derselben Stellung. Er schraubt sich weiter und weiter, und in der Drehung vorbeispazieren seinem Auge alle zwölf Schreiber, einer nach dem andern, einer wie der andre, dem gemalten Erstaunen gleich, regungslos, guckend, horchend und maulaufsperrend, so daß grade zwölf gebratne Tauben (wenn solche wirklich die löbliche Gewohnheit an sich hätten herumzufliegen und offne Mäuler zu suchen) Quartier gefunden hätten.

„Was da, was da?!“ krächzte Herr Habichs in erstickter, leiser Wuth. „Warum nicht gearbeitet?“

Die zwölf gemalten Erstaunen erschraken und fuhren leicht zusammen, wie alte, hängende Tapetenbilder vom Zugwind getroffen; aber sie staunten und faulenzten im nächsten Augenblicke unbeweglich fort.

„Gleich die Nase ins Buch, meine Herren! Narrheit das, unerhört!“ kreischte Herr Habichs sie in der Runde an, indem er sich hastig, fast die Balance verlierend, rings herum schraubte. Da faßte der oberste Schreiber ein Herz und sprach:

„Werden gütigst entschuldigen, Herr Prinzipal; aber zweifelsohne vernehmen Dieselben auch jenen überaus lieblichen und ganz wunderbaren Gesang über dem Thurme, der uns unwiderstehlich in sothane Verwunderung und Unthätigkeit versetzet hat.“ —

„Unsinn das! Ueber dem Thurme Gesang, und lieblicher Gesang gar! Wer soll da singen? Ist Gesang lieblich? Exaltirtes Wesen! taugt nichts

für einen tüchtigen Arbeiter. Gleich aufgehört sich Unsinn einzubilden! Kann das nicht leiden." —

Die Schreiber rissen sich gewaltsam aus ihrer Träumerei. Zwölf Mäuler gingen langsam zu (aber ohne gebratne Tauben drin), zwölf Nasen zeigten wieder jede auf ihr correspondirendes Buch und schnell war Alles regungslos bis auf die zwölf Federn, die, in sittsamer Entfernung von einander, ihr altes, steifes Menuett forttanzten.

Mit dem Gesange aber hatte es doch seine Richtigkeit gehabt, obgleich Herr Habichs nichts davon gewahr wurde; wie er denn überhaupt gar Vieles nicht gewahr wurde.

In dem Augenblicke nämlich, als der Knabe geboren wurde, schwebte über Habichs Haus hin, langsam, leicht und feierlich, ein lichter, glänzender Schwan, die Schwingen vom röthlichen Kuß der sinkenden Sonne leise angeschimmert, und sang folgende Worte, die aber die Schreiber freilich nicht verstanden:

Du holdes Kindlein, sei gegrüßt!
Dein Leben wird, wie keines je,
Verbittert werden und versüßt
Von höchster Wonne, tiefstem Weh.

Du Röslein auf des Felsen Stirn,
In schwarzer Nacht du zuckender Schein,
Du Morgenglut auf eisiger Firn,
Ein Fremdling wirst du immer sein.

Der Maulwurf schilt den Adler blind,
Weil er nichts sieht im Maulwurfsloch;
Dich nennt man Thor einst, holdes Kind;
Bist weiser als die Andern doch.

Dein Glück ist nur von dort ein Traum,
Der hier ein Veilchen dich entzückt,
Wie Regenbogenpracht den Saum
Der dunklen Wolke flüchtig schmückt.

Du bist erkoren und verdammt,
Bis der von Ost verirrte Strahl
Zurück in seine Heimat flammt,
Und Wonnen aufblühn aus jeder Qual.

So sang der Schwan, stieg höher und höher, das Lied verwehte leis, der Sänger schwand im dunklen Blau.

Als nachher der Herr Habichs einmal alle seine Bücher durchsah, fand er, daß jeder der zwölf Schreiber an jenem Tage einen Rechenfehler gemacht hatte, was ihm so unerhört war, daß er sie zornig anließ und sie beinah alle weggejagt hätte, wenn er nur gleich zwölf bessre hätte bekommen können.

Am Vorabende des Tages, da des Herrn Habichs erstes Söhnlein getauft werden sollte, grade am Schluß der Büreaustunden, in demselben Augenblicke, als Herr Habichs eben aus dem Gange in die eine

Thür der Stube trat, wo seine Frau am Theetisch auf ihn wartete, klopfte es an der andern Thür derselben Stube. Verdrießlich, weil er glaubte, jetzt noch mit Geschäften behelligt zu werden, rief Herr Habichs sein: Herein! Und hereintrat, feierlich und muthwillig, stolz und lustig, gravitätisch und nachlässig, ernst und komisch zugleich, ein stattlicher Mann in hohen, plumpen Stiefeln, grobem Tuchrock, mit langem, dickem, gepudertem Haar, starkbuschigten schwarzen Augenbrauen, unter denen es wie lautres Geistesleben hervorleuchtete und zwischen denen eine schöne Königsadlernase sich herabwölbte. „Guten Morgen, liebe Schwester, guten Morgen lieber Schwager!" sprach er ganz ruhig und reichte der Frau Habichs und ihrem Gemahle die Hand, als ob gar nichts los wäre. Diese aber waren höchst befrembet und überrascht, so daß sie erst gar nicht wußten, was sie sagen sollten. Der Mann war nämlich der einzige Bruder der Frau Habichs, der in einer andern Stadt, wohl fünfzig Meilen weit, wohnte und höchstens alle fünf Jahr einmal seine Schwester zu besuchen pflegte. Auch erfuhren sie niemals durch Briefe etwas von einander, denn Herr Habichs hatte keine Zeit und Holofernes, wie alle großen Geister, keine Lust zum Briefschreiben. Was aber die Frau Habichs betrifft, so hatte sie zwar früher einmal viele schlechte Romane gelesen, das Schreiben aber, bei verwahrloster Erziehung, nur sehr mangelhaft gelernt. Nichts desto weniger schrieb sie kurz vor ihrer

Verheirathung einmal an ihren Bruder und erhielt auch von ihm folgende Antwort:

Geliebte Schwester!!!

Mit brüderlicher Freude, doch auch in zahrter Wehmut gepahrt, hat meine innere Simpathie Deinen so liebenswürdigen Zeilen gelauscht; und ich ergreife die Feder.

Ja wol hast Du recht, das der Wert des Edleren in den speculativen Berechnungen des Kalten Zeitalters erdrükkt wird. In meiner Phantasy mahlt sich ganz die Emfindung eines Leidens, daß Mir die eigne Erfahrung nur Leider! — zu treu wiederspiegelnd. Alle edlen Sehlen werden — verKant und bleiben nur in dem süßen Troste gestärkt, daß sie sich gegenseitich auch in der Entfernung, über die gemeineren Naturen des Eigennutzes erhaben, verstehen. Bei alleden ist Herr Habichs nach den Angaben Deines Briefes eine gute Parthie, wenn Du ihm auch nicht mit der schwärmerischen Hingebung des weiblichen Gemüthes lieben kanst. Und wenn er Dir die Romanlektüre, die Sehlen von unsrem Schlage zum höheren erhebt, ferbothen hat — so ergib Dich der stillen Emfindung in Dir selbst Beruhigung und Beschäftigung zu finden.

Das erbetene Recépt für Leberklöse folgt anbei. Lebe wol und vergib Deinem Ewig unvergeßlichen Bruder

Holofernes.

Diesen Brief hielt Frau Habichs durchaus für Ernst und für erhaben, rührend und „padehdisch" und zeigte ihn deshalb mit Stolz allen ihren Freundinnen, bis eine von ihnen so gescheut und aufrichtig (vielleicht auch boshaft) war, einzusehen und ihr gradezu zu sagen, Holofernes habe darin nur ihren eignen Styl und ihre Rechtschreibung lächerlich machen wollen, und sie möge deshalb den Brief ja nicht weiter herum zeigen; so riethe sie ihr wohlwollend als Freundin. Der Erfolg davon war, daß Frau Habichs fortan einen geheimen Haß auf jene Freundin warf, ihren Bruder aber fortan mit unsinnigen Weiberbriefen gänzlich verschonte.

Uebrigens konnten sich Herr Habichs und Holofernes gegenseitig nicht besonders leiden, und auch Frau Habichs, obgleich innerlich stolz auf das „Schenie" ihres Bruders, hatte Vieles an ihm zu tadeln. Herr Holofernes war nämlich gelahrten und geheimen Forschungen und Künsten ganz ergeben, und weihte ihnen seine ganze Zeit, was Herrn Habichs sehr ärgerte, denn er sagte, es käme nichts dabei heraus und die erste Pflicht des Mannes sei eine regelmäßige und nützliche praktische Thätigkeit; die Frau Habichs aber ärgerte es auch, denn sie sagte: die erste Pflicht des Mannes sei, ein fixes Einkommen zu haben und dann, sich eine Frau zu nehmen. Wäre dann einer nebenbei noch ein Genie, so wäre dies ein recht angenehmes, schönes Talent an ihm; aber doch nicht die Hauptsache. Auch in diesem Augen-

blicke war es Herrn Habichs wieder höchst ärgerlich, daß sein Bruder beim Gruß „Guten Morgen!" sagte, da es doch augenscheinlich Abend war, denn er konnte nun einmal keinen Unsinn leiden. Indem das Ehepaar den Holofernes noch ganz verdutzt anstarrte, unterbrach er die verlegne Stille mit den Worten: „Ei, was wundert Ihr Euch so? — Es ist doch ganz natürlich, daß ich der Taufe meines kleinen Neffen, die ihr morgen celebriren wollt, beizuwohnen komme." —

„Woher weißt Du was vom kleinen Neffen und von der Taufe? Wir haben Dir ja kein Wort davon geschrieben" sprach Frau Habichs erstaunt.

„Je nun (sagte Holofernes) ich komme, wie einer der drei Weisen aus dem Morgenlande. Wozu hat uns denn der Herrgott Lichter am Himmel angezündet, als damit wir bei ihrem Schein mehr sehen sollen, als bei dem von Wachskerzen oder Astral- oder Studir- oder Gaslampen; der gemeinen verächtlich schmierigen Talglichter gar nicht zu gedenken? Aber laßt Euch das nicht anfechten. Kurz, ich hab's nun einmal gewußt und bin hier." Dabei nahm Holofernes eine geheimnißvoll verschloßne Zaubermeisterphysiognomie an; um seinen Mund aber spürte man ein leises Lächeln, so daß man sehen konnte (das Habichsische Ehepaar sah's freilich nicht) wie er im Innern sich über seine eigne Feierlichkeit lustig machte.

„Unsinn! Charlatanerie!" brummte Herr Habichs leise für sich und schüttelte den Kopf.

Die Frau Habichs überlief ein leiser Schauer, wie Gespensterfurcht; dann regte sich die Weibereitelkeit, einen so gescheuten Bruder zu haben, dann die Hausfrage, wie er aufzunehmen und zu bewirthen sei. „Mit welcher Gelegenheit bist Du gekommen? Wo bist Du eingekehrt? Willst Du nicht bei uns übernachten und Deine Sachen herbringen lassen?" So ging's jetzt, denn die Plapperklappermühle begann zu erwachen. „Gekommen bin ich zu Fuß; eingekehrt nirgends; Sachen hab' ich nicht, und übernachten werd' ich nicht. Ich komme heut blos, um mich für morgen anzumelden und werde in dieser mondhellen Nacht, weil ich grade in einer schönen Gegend bin, noch eine kleine Fußreise machen." —

„Sonderbares Reisen, das!" sagte Herr Habichs.

„Gar nicht sonderbar, sondern angenehm, praktisch und vernünftig. Die Leute machen sich immer tausend und abertausend unnütze Weitläuftigkeiten, Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten und alle möglichen „keiten," wenn sie einmal den fürchterlichen Entschluß gefaßt haben, zu reisen; grade als ob sie mit aller Gewalt darauf hinarbeiteten, wo möglich nicht vom Fleck zu kommen. Ich mach's umgekehrt. Ich gehe eben fort und das Weitere findet sich. Was aber meine Nachtmärsche betrifft, so muß ich erklären, daß niemand das Wachen der Natur verstehen kann, der nicht ihren Schlummer belauscht hat. In der Nacht, da träumt sie von Gott und lauscht seinen ewigen Worten, um sie bei Tage zu

offenbaren in Sproß und Blüthe. Aber jetzt zeigt mir einmal Euren kleinen Jungen." —

„Er schläft (sprach Frau Habichs). Vor der Hand setz' Dich, trink' mit uns eine Tasse Thee und iß ein Butterbrodt." —

„Sehr gern, wenn Ihr Rum zum Thee habt," sprach Holofernes und ließ sich ganz behaglich in einen Lehnstuhl nieder. Dem Ehepaar war der Besuch peinlich und unheimlich; Holofernes aber schien davon gar nichts zu merken und sprach, heiter und unbefangen allerlei durcheinander, wovon die beiden kein Wort verstanden. Herr Habichs hielt deshalb Alles für baaren Unsinn, und Frau Habichs Alles für tiefe Weisheit. Als Holofernes sich satt gegessen hatte, fragte er seine Schwester, gutmüthig spöttisch, ob sie ihm wohl erlaube, eine Pfeife Taback zu rauchen. Das konnte nun Herr Habichs nicht leiden, weil es unnütz Geld kostet und von ernster Arbeit abhält; Frau Habichs auch nicht, weil es die Gardinen gelb macht und die Kleider durchzieht. Sie konnten's aber doch nicht abschlagen und Holofernes zog ein langes Pfeifenrohr aus dem Aermel, dann aus der Tasche einen türkischen Thonkopf und eine kulpige Bernsteinspitze; er stopfte dann mit ächt türkischem Taback, und, indem er die ersten Züge behaglich einzog und die Stube mit Wohlgeruch füllte, sprach er: „Den ganzen Apparat und diesen edlen Opferweihrauch hab' ich mir unterwegs in einem Kramladen in Konstantinopel selbst gekauft." Dabei lächelte er, so

daß man nicht wußte, ob er blos spaße oder im Ernst weis machen wollte, er käme zu Fuß über Konstantinopel.

Jetzt fing der kleine Junge an zu schrein. Frau Habichs wollte ihn still machen.

„Gieb mir ihn, Frau Schwester! ich weiß mit dergleichen umzugehn" sagte Holofernes.

„Ei, wo sollst Du das gelernt haben?" sprach Frau Habichs, und lächelte, denn sie merkte, daß sie unbewußt eine Neckerei gesagt hatte.

„Man kann wissen, ohne gelernt zu haben. Gieb den Jungen nur her!" Sie that es; Holofernes richtete einen hellen, liebevollen, aber durchdringenden Blick in die Augen des Kleinen und sogleich wurde der Junge still und sah den Onkel tief nachdenklich an.

„Und hast Du noch immer nicht an eine Frau gedacht?" fragte Frau Habichs den Bruder, und da er es lächelnd verneinte, fuhr sie fort:

„Willst Du denn wirklich nie heirathen? und warum denn nicht?" Holofernes nahm eine comisch ernsthafte Miene an. „Aus vielen und wichtigen Gründen, liebe Schwester (erwiderte er), hauptsächlich aber, weil ich noch kein Weib gefunden habe, das folgende drei Dinge begriffen hätte, nämlich:

1) Daß ein nasser Fußboden im Zimmer unangenehm und ungesund sei.
2) Daß in einer Arbeitstube, in der Bücher und Schriften scheinbar wild durcheinander liegen,

eine geheime, sehr wohl berechnete Ordnung herrschen könne, und daß eine ungeweihte Hand, die sich vorwitzig vermißt, Alles darin recht hübsch zurecht zu legen, damit es, nach dem gemeinen Vorurtheil, ordentlich aussehe, nichts andres anrichten kann, als die heilloseste Confusion.

3) Und hauptsächlich endlich, daß ein Mensch unmöglich zum zweiten Frühstück eine Sardellensemmel essen und ein Glas Rheinwein dazu trinken kann, ohne vom unüberwindlichsten Ekel erfaßt und geschüttelt zu werden, wenn er zufällig in einer Ecke der Stube auf einer Commode einen Kamm, oder gar eine alte abgenutzte Zahnbürste liegen sieht."

„O Du böser Mensch!" rief Frau Habichs, die doch ungefähr begriffen hatte, daß ihres Bruders Antwort eine Satire sei; der aber hatte sich wieder in das Anschaun des Kindes versenkt.

„Wahrhaftig ein hübscher Junge!" sprach er und küßte ihn, dann fügte er leise für sich hinzu: „Wer sollte Dir's ansehn, daß Du von einem Geldsack und einer Kaffeekanne abstammst? Welche höhere Hand hat Dich hierher geworfen, wie eine Perle unter den Kehricht, Du junger Paradiesvogel im Nest des Wiedehopfs?"

Dies sprechend fing er an, die Tabackwolken etwas leidenschaftlicher zu blasen, so daß sie sich dunkel verdichteten, dann wieder lichtblau, bald wie lang ge-

zogne Schleier, bald wie wallende Morgennebel, sich leis vertheilten nnd verzogen. Sie wölkten, ballten, jagten, zogen und bogen, streckten und reckten, zerrten und kräuselten sich, wogten und schwebten, stiegen und gaukelten — ein ewig phantastisches Wechselspiel von halbkenntlichen, flüchtig angedeuteten, rasch zerfließenden Formen und Gestalten, eine stille wilde Jagd von lieblichen seltsamen kleinen Spuckgesichten. Das Kind sah nach dem Tabackwolkenspiel mit größern und größern, erstauntern und erstauntern Augen. Dann belebte sich sein Gesichtlein, es lächelte die zerfließenden Nebelbilder an, es begann zu lallen, als ob es sich mit ihnen unterhielte.

„Und ein kluger Junge! (rief Holofernes ganz warm) ein goldner, gescheuter Junge! Seht doch: er versteht den schönen Herentanz und würde ihn Euch gleich dramatisch erklären, wenn er sprechen könnte. So bleibt's blos Gelall; aber ein tiefsinniges Gelall, das sage ich Euch, denn ich versteh's gar wohl. Aus dem Jungen wird was, denn es kommen ihm Gedanken beim Anblick des Tabackdampfes, wie allen geistreichen Menschen. Deshalb haben wir ja in Deutschland so viel Philosophie und Tiefsinn, weil wir viel Tabackrauch haben, und das französische Gouvernement ist nicht recht klug und rennt selbst in sein Verderben, da es den Taback immer noch so schwer besteuert. Denn wo viel Tabackrauch, da sind viel Gedanken; wo viel Gedanken, da sind keine Thaten, folglich auch keine Revolutionen. Das sollte das

französische Gouvernement zu Herzen nehmen. Aber jetzt lebt wohl! Morgen bin ich wieder hier und ich hoffe, ihr werdet mir die Ehre nicht verweigern, bei Eurem Kind Pathe zu stehn. Adieu, Junge!" — Er küßte ihn und gab ihn der Mutter; dann rauchte er wieder eifrig und immer eifriger, das Wolkenspiel wurde düstrer, schwerer, massenhafter. Herr Habichs hustete, Frau Habichs keuchte und mühte sich vergebens, die Worte: Bist Du verrückt, Bruder? hervorzubringen. Es wirbelte, schwindelte, dunkelte ihnen vor den Augen, der Rauch füllte die Stube und deckte selbst das Licht mit Nacht, das Ehepaar war einer Ohnmacht nahe. Da tönte es aus dem Kern der Finsterniß: „Guten Morgen, auf Wiedersehn!" Sogleich theilte sich der Dampf leise, das Licht tauchte wieder hervor, die Wölkchen sonderten sich, verschwebten und verzettelten sich hier und dort, es wurde völlig klar und rein in der Stube; aber wer nicht mehr im Lehnstuhl saß, das war der Herr Holofernes; Thür und Fenster waren fest zu gewesen und geblieben, aber wer fort und verschwunden war, das war der Herr Holofernes.

Der ehrliche Leser wird vielleicht sehr begierig sein, zu erfahren, was das Ehepaar Habichs bei dem höchst wunderbaren und plötzlichen Verschwinden ihres Bruders und respektiven Schwagers sich Alles gedacht und wie sie sich darüber den Kopf zerbrochen haben. Aber sie pflegten überhaupt selten über etwas

andres zu denken, als er über Geldgeschäfte und sie über Kaffeeklatschereien (beim Romanlesen nämlich dachte sie gar nichts); und was Kopfbrechen anbetrifft, so war Herr Habichs zwar ein großer Kopfrechner, aber durchaus kein Kopfbrecher (nicht einmal ein Pfeifenkopfbrecher, da er nicht rauchte), und die Frau Habichs hatte einen angebornen Abscheu gegen alles Zerbrechen, sei es nun das eines Tassen-, Hauben- oder ihres eignen Kopfes. Sie gingen zwar ganz verwirrt an jenem Abend schlafen, wurden von wilden und wüsten Träumen die ganze Nacht heimgesucht; aber am andern Morgen warfen sie Traum und Wirklichkeit zusammen, glaubten, das Verschwinden des Holofernes habe ihnen auch nur geträumt, und sie hätten es nur vergessen, daß er eigentlich ganz ordentlich und vernünftig, wie es gesetzten und wohlgesinnten Leuten ziemt, zur Thür hinausgegangen wäre.

Am andern Tage warteten sie auf ihn, und beschlossen, daß er wirklich Pathe des Kindes werden sollte; denn man konnte es mit ihm nicht ganz verderben. Obgleich er leider kein einträgliches und honettes Amte bekleidet, so stand er doch im Rufe, Vermögen zu haben, und das konnte sein Pathchen dermaleinst erben. Auch war einmal aus dem Wohnort des Holofernes bis in Habichs Haus ein dunkles Gerücht gedrungen, Holofernes treibe unter andern auch die Goldmacherkunst. Frau Habichs, die, wie alle Frauenzimmer, abergläubisch und geldliebend war, zweifelte hieran garnicht, und obgleich der Herr

Habichs sonst ein viel zu vernünftiger Mann war, um abergläubisch zu sein, so war doch Gold seine Liebhaberei, und in Hinsicht auf Liebhabereien ist jeder Mensch leichtgläubig und thöricht; kurz: die Sache war ihm auch ganz plausibel, namentlich da er nicht begreifen konnte, wovon ein Müssiggänger sonst existiren könne.

Holofernes trat auch wirklich ganz unvermuthet zur Thür hinein, als es eben die höchste Zeit war, und erklärte auf Befragen, der Knabe solle von ihm den Namen: Junius erhalten, was dem Herrn Habichs gar nicht recht war. Doch Holofernes bestand darauf und das Kind wurde in dem alten gothischen Dome der Stadt also getauft.

Als der Zug die Kirche verließ, sagte Holofernes zu Habichs, an dessen Seite er ging:

„Diese Alfanzereien und Spielereien mit dem Heiligen, wozu ihr Leute die Wehrlosigkeit eines unschuldigen, unbewußten Geschöpfes mißbraucht, gefallen mir im Ganzen gar nicht; aber etwas ist mir bei der Taufe des kleinen Junius doch lieb, nämlich, daß er sie in einem erhabnen, riesenhaften, wahrhaft groß, fromm und künstlerisch gedachten Spitzbogenschiffe, umweht von kühlen Dämmrungsschauern empfangen hat, und vor allem, daß die Fenster dort alle aus vortrefflichen Glasmalereien bestehen, die das hereinbrechende Licht zugleich erhöhen und dämpfen und jenen eignen, wunderbaren Zusammenguß von brennendster Farbenglut und ehrwürdigster Nacht,

von träumerischester Gestaltenbevölkerung und heiligster Einsamkeit erzeugen, der sich, einmal geschaut und empfunden, mit leiser, doch überwältigender Macht in jede Brust versenkt und dort, fort und fort, ein unerschöpflicher, geheimnißvoller Quell großer und hoher Gedanken, heiliger, süßer Empfindungen bleibt. Glaubt mir's Schwager! der wichtigste Theil der Erziehung des Kleinen ist nun schon vollbracht, dadurch, daß schon so frühe die Gewalt jenes Eindrucks auf seine noch ungeübten und unbewehrten Sinne los und eingebrochen ist, wie ein kriegerisches Heer in eine unbewachte Festung!" —

„Kann Euch nicht ganz verstehen und beistimmen, Schwager (sprach Habichs). Kann überhaupt das viele Schwatzen über unwichtige Dinge nicht leiden. Die Glasbilder sind recht zierlich und bunt; aber wenn man sie sieht, ist's gut; und kommt man aus der Kirche wieder heraus, so hat man sie gesehn, und's ist auch gut. Weiß nicht, was Ihr mit dem Versenken, und dem unerschöpflichen Quell, und den heiligen Gefühlen rc. wollt, das sind so schnurrige Redensarten in Eurem Geschmack." —

„Nicht doch, Herr Schwager! Wenn Ihr dergleichen auch noch nie an Euch erfahren habt, könnt Ihr's denn nicht nachfühlen, wie zum Beispiel ein einziger bedeutungsvoller Blick von einer Geliebten (mag sie auch nachher vergessen oder gestorben oder treulos geworden sein), in einem süßen geweihten Augenblick gespendet und empfangen, ein ganzes künf-

tiges Leben leis und mild vergolden und verherrlichen kann; nicht anders, wie die untergegangne Sonne über einer ganzen Gegend einen befriedenden, beseligenden Erinnrungsschimmer zurückläßt, als ob alle Rebenhügel und Wälder ringsum über die Herrlichkeit der geschiednen Gottheit still und innig nachsännen?" —

„Das mag bei Euch so sein; aber ich habe nie Zeit gehabt, Romane zu lesen, denn ernsthafte Geschäfte hinderten mich daran. Ueberhaupt bin ich einmal ganz anders constituirt, und danke Gott dafür. Aber wenn das Alles auch seinen Grund hätte, so könnte doch bei einem ganz unvernünftigen Kinde, das noch nicht sprechen, noch nichts verstehen kann, gewiß keine besondre Wirkung der Art stattfinden, und ich danke Gott dafür; denn mein Junius, wie Ihr ihn leider doch einmal genannt habt, soll ein tüchtiger Geschäftsmann werden und der hat den Henker was mit heiligen Gefühlen, hohen Gedanken und dergleichen belletristischem Plunder zu schaffen."

Da lachte Holofernes schadenfroh, aber aus gutem Herzen, und sprach: „Bester Schwager, Eure frommen Wünsche helfen Euch jetzt nichts mehr; das ist verspielt! Wißt Ihr nicht, daß dieser Eindruck, eben weil er der erste bedeutende, auch der entscheidende ist; die erste Schule noch ganz ungeübter und nun plötzlich aufgerüttelter Fähigkeiten? Zehn Jahre lang schlummert er vielleicht in Eurem kleinen Junius, dann aber tritt er mit Macht hervor, in Gedanken

und Wort, in Reim oder Farbe, in Gesinnung und Schöpfung und bedingt die ganze Lebensrichtung. Alle herrlichsten Dichtungen sind nur ein Zurückbesinnen in die früheste Kindheit des Dichters hinein; sie ist der eigentliche Fonds und giebt den Kern; alle Lebenserfahrung giebt nur das Bei- und Coulissenwerk. Ja eigentlich ist alle Poesie nichts weiter, als ein Zurückerinnern an den Moment des Erzeugtwerdens, wo durch die ewige Urkraft des erobernden Hingebens und hingebenden Eroberns das junge Organon als Keim gestaltet wurde und von nun an das lebendige Gesetz des Wachsens, Aufblühens und geistigen Fortwerdens unwiderruflich in ihm pulsirte. Und je energischer, reiner und edler dieser geheimnißvolle Augenblick gefeiert und genossen wurde, desto reicher und tiefer ist dereinst das Gemüth des Werdenden. Ich könnte füglich noch weiter gehn und das Göttliche im Menschen von Keim zu Keim zurückverfolgen bis zum Urkeim, und dann ist am Ende alle Poesie, im Innern des Poeten betrachtet, nichts, als ein dunkles aber mächtiges Zurückerinnern an jenen ersten, heiligsten und gewaltigsten Augenblick der sich entäußernden Liebe, wo das Donnerwort Gottes: Es werde! das unendliche, wüste Nichts durchzuckte, so daß es, süß und schaurig erbebend, sein Wesen verlor und fortan mit Millionen von Keimen eines freudigen, rüstigen, schwellenden Lebens unwiderruflich schwanger ging. Und in diesen Keimen waren und fühlten wir ja auch schon. Alle

Dichtung ist hiernach nichts, als ein leismahnender, schwacher, stümperhafter Nachhall jenes ersten Schöpfungswortes, aber bei aller Mangelhaftigkeit doch eine sichre Gewähr der Gottähnlichkeit des Menschen, mithin auch der individuellen Unsterblichkeit. Ich deute Euch dies hier nur flüchtig an, behalte mir aber vor, es in meiner herauszugebenden Aesthetik, wenn ich sie je schreiben sollte, gelahrt und gründlichst zu erörtern. Die werdet Ihr aber wahrscheinlich nicht lesen, bester Schwager, denn ich sehe jetzt schon, daß Euch meine Theorie nicht zusagt; ihr seht verdrießlich, ja, wie mir scheint, sogar bleich und entsetzt aus. Also, um auf unser Thema, d. h. auf Junius und die Macht der ersten Eindrücke zurückzukommen: meint Ihr, daß man brauchbare Mülleresel unter Rosenbüschen erzieht? Hättet Ihr Euren Jungen in Eurem gespenstig nüchternen Thurmbüreau, das auch einen gewaltigen Eindruck macht, einen gewaltig langweiligen nämlich, taufen lassen, dann hättet Ihr vielleicht hoffen können, einen Kassabuchautomaten aus ihm zu ziehn. Nun aber ist's vorbei und Ihr habt einen Poeten, ein Genie zum Jungen." —

Bei diesen beiden Worten, die dem Herrn Habichs die unleidlichsten in der ganzen Sprache waren, schauerte er zusammen und schwieg, theils aus Schreck, theils, weil er nach seiner Meinung heut überhaupt schon viel zu viel geschwatzt hatte, wobei nichts herauskam. „Also ein Vagabund!" seufzte er nur

ganz still in sich hinein, denn dies Wort hielt er für gleichbedeutend mit: Poet und: Genie. Doch den Eindruck der Prophezeihung kräftig abschüttelnd, dachte er im nächsten Augenblick: „Ach was, dummes Zeug!“ Holofernes aber lachte für sich und weidete sich herzinnig an dem Entsetzen seines Schwagers.

Unter solcherlei Gesprächen, wobei es Herrn Habichs grün und blau vor den Augen geworden war, kamen sie endlich bei der Wöchnerin an, um die sie, eintretend, einen Kreis von Damen kaffeetrinkend und klatschend versammelt fanden. Da war nun an Herrn Holofernes das Blaßwerden und Erschrecken, denn das Gespräch versammelter Weiber machte auf ihn ganz denselben schauerlichen Eindruck, wie auf manche das Kratzen und Greinen eines gewaltsam rückwärts geführten Griffels auf der Schiefertafel. Er faßte sich jedoch bald und grüßte Alle mit leisspöttelnder, linkischer Höflichkeit. Hierauf ging's an's Ueberreichen der Pathengeschenke. Da hatte sich nun Frau Habichs eingebildet, ihr Bruder werde mit einem Röllchen Goldstücke aus seiner Ersparniß oder gar seiner Goldmacherfabrik herausrücken. Sie wußte schon genau, in welche Ecke des Schreibtisches sie selbige verstecken würde, und wie sie sie dem kleinen Junius alle Jahr zu seinem Geburtstage einmal zeigen wollte und ihm dann jedesmal erzählen, daß sie vom Onkel wären und daß er sie einmal haben

sollte (was den Jungen freilich nicht satt gemacht hätte); und so wollte sie das Röllchen aufheben, bis Junius heirathete (ein vermögendes Mädchen natürlich, und dann wollte sie ihm für die Goldstücke Hemden, Tischtücher und Servietten kaufen. Alles das war schon genau berechnet, nur die Hauptsache fehlte noch. Nun denke man sich den Aerger und das Erstaunen der Frau Habichs und ihres Gemahls (denn auch der hatte auf etwas Solides und Honettes gerechnet), als Holofernes ein dünnes, buntes, mit grillenhaft grotesken Arabesken auf dem Deckel verziertes Büchlein hervorzog und dies mit den Worten überreichte:

„Da Euch doch vor allem daran gelegen seyn muß, daß Euer Junge was lernt, da aber die gewöhnliche Methode verabscheuungswerth ist und den Menschen sowohl schlecht, als dumm macht: so schenke ich dem Jungen hiemit dies ABCbuch, auf das ich wohl stolz sein kann, denn ich habe solches selbst ersonnen, gesetzt, gedruckt, geheftet und eingebunden. Auch habe ich die Bilder darin selbst verfertigt. Diese Bilder werden Ihnen Allen, meine Herrschaften, etwas sehr plump und grob vorkommen, ich weiß es: aber Sie werden gewiß begreifen und zugeben, daß zierliche, geleckte Bilderchen die Phantasie des Kindes, deren Erweckung man doch durch Bilderbücher allein bezweckt, nur träge, feige und zahm machen können. Man zeige ihm erst das Ungestalte, Verzerrte, Verzeichnete, aber in starken,

kecken Strichen, so daß sichs dem jungen, weichen Hirn einprägt. Dann wird der angestammte Schönheitssinn im Knaben sich dagegen empören, ankämpfen und ringen und so unwillkürlich, durch eigne Kraft, das Schöne zu ersinnen anfangen, bis die dunkle Kraft sich zur Einsicht reinigt und verklärt und das Wohlgefallen an Harmonie und Schönheit dann ein selbsterrungner, unverlierbarer Sieg ist. Dies wird und muß um so mehr geschehn, da in der Fratze schon der geheimnißvolle Schlüssel, die kräftigste Hindeutung zur Schönheit, ja die Schönheit selbst enthalten ist, nur verschoben und auseinandergestreut wie ein wohlgebildetes Gesicht im Hohlspiegel, wie das Licht durchs Prisma gebrochen. Sie werden, meine Damen, diese Bemerkung gewiß selbst schon beim Studium der verschiednen Malerschulen gemacht haben. Da sehen Sie immer aus der steifen, rohen und fratzenhaften Manier die großen Meister hervorgehen, aus den göttlichen Schöpfungen dieser aber, in raschem Abfall, die geleckten, lüsternen, gedankenlosen, affectirten Weichlinge; und ein Erheben erfolgt immer erst dann wieder, wenn das oberflächliche Treiben solcher Academiker in handgreifliche Abgeschmacktheit und Barbarei ausgeartet ist. Was insbesondere die unverhältnißmäßige Größe der Köpfe zum übrigen Körper bei meinen Figuren betrifft, so hat das noch einen andern Grund. Wenn Sie die sonst so treffliche Technik, namentlich älterer deutscher Meister, be-

trachten, so werden Sie ihnen gewiß nicht den totalen Mangel an Auge zutrauen, daß selbige nicht gewußt hätten, wie ihre Köpfe gar nicht auf die kleinen, verkrüppelten Leiber passen, so daß alle Figuren wie Zwerge aussehn. Aber sie hielten das Bild eines Menschen nur für Mittel, einen Charakter, oder, was hier dasselbe ist, eine Idee zu versinnbildlichen. Nun ist Ihnen bekannt, daß das menschliche Antlitz die Efflorescenz, Quintessenz, der Auszug aus dem ganzen innern und äußern Wesen des Menschen ist; alle andern Glieder, obgleich in ihrem lebendig bewegten Einklang mitwirkend zum Siege über das Gemüth des Beschauers, sind doch nur Hülfstruppen. Dies drückten die alten Maler, auf ihre naive Weise, mechanisch durch die großen Köpfe und kleinen Leiber aus. Oder geben Sie nicht zu, meine Damen, daß es Unsinn wäre, ein Portrait zu besitzen, wo unter der Brust alles Andre abgeschnitten ist, und doch sich einzubilden, man besitze eine Erinnerung an den *ganzen* Menschen, wenn das Gesagte nicht seine Richtigkeit hätte? Man könnte sonst eben so gut sich von einem werthen Freunde eine Hand oder einen Rücken, die in mancher Stellung auch charakteristisch und unverkennbar sein können, malen lassen und zum Andenken aufbewahren. Auf diese hohe Wichtigkeit des menschlichen Angesichtes wollte ich auch meinen kleinen Neffen in den Bildern aufmerksam machen. Auch hängt die Erkenntniß davon genau mit dem

Geiste des Christenthums zusammen und Junius soll kein Heide werden.“ —

Holofernes hatte seine Rede mit Willen so lang ausgedehnt, um sich an den versammelten Frauenzimmern, die ihm einen solchen Schreck beigebracht hatten, zu rächen. Und in der That war diese Rede für ihrer aller Geduld eine länger und länger auszerrende Folterbank, so daß diese Geduld beinah zerrissen wäre. So lange verurtheilt zu sein, anzuhören, ohne ein Wort mitzusprechen, und was noch schrecklicher ist: Gedanken anzuhören! Dabei mußten sie noch süße und aufmerksame Gesichter schneiden, um ihren Mangel an Verständniß nicht merken zu lassen. Sie ließen unterdeß, zu einigem Troste, das ABCbuch im Kreise herumgehn und besahen die Zeichnungen; aber zu ihrer Pein durften sie jetzt nicht einmal über die verzerrten Figuren lächeln oder gar spöttelnd zischeln, da sich Holofernes dieserhalb in unverständlichen, mithin verdammt gescheuten, Ausdrücken gerechtfertigt hatte.

„Wirklich höchst interessant!“ flüsterte jetzt ein Fräulein, das einmal zwölf italienische Vokabeln auswendig gelernt hatte, mithin eine sehr gebildete Dame war. Dies wollten alle Andern wie ein Feldgeschrei hastig aufraffen, und rüsteten sich schnell und einmüthig, ihre Zungen wieder auf's rascheste als Mühlräder in Bewegung zu setzen, indem sie die Ströme mannigfacher Reden darüber hinschäumen, rauschen, sprudeln, plätschern und platschern ließen;

aber Holofernes war ganz unbarmherzig. Mit höhnischem Lächeln stürzte er sie zurück in den gähnenden Höllenabgrund des Schweigens und Zuhörens, indem er sich so zu Herrn Habichs wandte:

„Was den Inhalt des Büchleins betrifft, so müßt Ihr Euch nicht wundern, lieber Schwager, wenn derselbe gänzlich von dem gewöhnlichen abweicht, ja Ihr werdet schwerlich die darin als Leseübung enthaltnen Sätze verstehn; selbst Sie, meine geistreichen Demen, würden sich kaum ganz darein zu finden wissen. Ich könnte als Grund anführen, daß, indem ich aus einer fertigen und klaren Gedankenreihe einzelne bedeutsame Glieder herausreiße und diese, mit Wegwerfung der Zwischenglieder, räthselhaft hinstelle, dadurch die Denkkraft des von Natur neu- und wißbegierigen Kindes angespornt würde, das Fehlende durch eigne That zu ergänzen. Möchte dies nun gelingen, oder nicht, so wäre es auf jeden Fall eine Uebung der Kraft; und Erweckung der Selbstthätigkeit ist am Ende doch das A und O aller Erziehung. Aber meine Gründe gehn noch tiefer. Man gebe nur ja den Kindern bei ihrem ersten Unterricht Gedanken zu lesen, die gänzlich über ihrem Bereich liegen! Dadurch allein kann das Ahnungsvermögen, und durch dies allein die Sehnsucht nach dem Göttlichen, die Verwandtschaft der Seele mit dem Drüben, aller Glauben und alle Begeisterung, kurz: die Einheit des Einzelngeistes mit dem Urgeiste erhalten werden. Gebt Ihr aber den Kin-

dern nur das, was sie handgreiflich und hausbacken, als erworbnen und fertigen Besitz in die Taschen des Wissens schieben können, so erzieht Ihr nüchterne, egoistische, in oberflächlichem Selbstgenügen sich überhebende Materialisten und Atheisten, die auch nicht einmal in ihrer Niedrigkeit glücklich sein können, denn bald wird Ueberdruß und Ekel sie auch zu irdischem Genuß unfähig machen; denn auch dieser hat seine ewig anfrischende Würze nur in einem tief verborgnen geistigen Kerne, in einem Beischmack vom Höchsten, vom Göttlichen. — Auch habe ich mich wohl vor einer sichtbar werdenden Verbindung und Regelmäßigkeit gehütet, sondern im Gegentheil nach möglichster Confusion gestrebt; denn wenn sich dem Kinde bei seiner ersten Belehrung gleich ein fertig gebautes, ausgemessnes und abgezirkeltes System auch nur dunkel einprägt, so bleibt es zeitlebens ein Knecht, eine Versteinerung. Es soll aber ein frischer Bach werden, der seine Bahn selbst wählend, Dämme durchbricht und auf eignem Wege sich das Unendliche sucht." —

Jetzt aber hatte Holofernes seine schadenfrohe Laune gesättigt und es that ihm nun leid, länger seine Perlen unter die — Hühner zu werfen. Er zog rasch noch eine Kapsel hervor und nahm aus derselben ein kurzes und plumpes hölzernes Rohr, das an dem einen Ende mit einem seltsam geschliffnen Glase geschlossen war. „Dieses Guckglas (sagte er), das ich auch selbst geschliffen habe und dessen besondre

Eigenschaften sich von selbst offenbaren müssen, ohne daß ich mich darüber auslasse, bitte ich dem kleinen Junius zu geben, wenn er mein ABCbuch ganz durchstudirt hat und überhaupt lesen und schreiben kann."

Frau Habichs nahm neugierig das Glas und sah hindurch. Erst sah sie nur ein Gewirr von Farben, alle Umrisse verschwommen und verwischt. Sie blickte schärfer; da saßen plötzlich, statt ihrer Klatschschwestern, eben so viel Gänse vor ihrem Auge, Herr Habichs als verdrießlich zusammengeduckter Rabe, seltsam schwarz unter den weißen, und Holofernes als ein sonderbar bunter, fremder Vogel. Aber in einem Nu, ehe sie das Bild noch recht erfaßt hatte, war es wieder in gestaltlosem Gewirr verschwunden. Erschreckt und verwirrt nahm sie das Glas vom Auge, gierig griff ihre Nachbarin darnach. Der ging es genau ebenso und so machte das Glas die Runde bis zu Herrn Habichs, der es, leise brummend: „Impertinente Sottisen!" seiner Frau zurückgab, die es in die Kapsel steckte und weglegte. Alle Damen machten ein verlegnes, süßliches Gesicht, das eine wilde Augenauskratzbegierde nur halb bemäntelte; Holofernes aber sprach: „Ich entnehme aus Ihrer Verlegenheit, meine Damen, daß Sie nicht wissen, was Sie aus meinem Pathengeschenk machen sollen. Ohne Zweifel haben Sie gar nichts durch das Glas gesehn (die Damen machten schweigend Beistimmungsgesichter, obgleich es nicht wahr war); ja! es ist auch nur für ganz besonders construirte Augen, wie

sie mein kleiner Neffe besitzt, berechnet. Doch nun leben Sie wohl und nehmen Sie meinen herzlichen Dank für die schöne, unvergeßliche Stunde, die Sie mir durch Ihre angenehme Unterhaltung gewährt haben. Hierauf küßte er den kleinen Junius und mit seinem alten Gruß: „Guten Morgen, liebe Schwester! guten Morgen, lieber Schwager!“ war er aus der Stube und fort. Alle waren consternirt und verstimmt, Frau Habichs nur, die erst beinahe des Todes gewesen war, sich durch die magern Geschenke ihres Bruders vor der ganzen Gesellschaft zu blamiren, blickte ihm jetzt stolz nach und einen Blick des Triumphes rings umher werfend, sprach sie: „Es ist doch etwas Schönes und Pathetisches um die wissenschaftliche Gelehrsamkeit, wodurch der Aufschwung der Menschheit zur Würde des Erhabneren bezweckt wird! Wenn er uur geheirathet und eine ordentliche Hauswirthschaft hätte, der liebe Bruder!“ —

Der kleine Junius wuchs und wurde ein starkes, frisches blondlockiges Kind. Hinter dem Hause seines Vaters lag ein großer, schöner Garten. In diesem brachte er alle schönen Tage zu und wuchs so mit den Blumen auf. Zu merken ist, daß er kaum ein Paar Worte sprechen konnte, als er auch schon anfing, in wunderlich wilder Melodie vor sich hin zu singen. Je mehr er sprechen konnte, je schweigsamer wurde er im Reden und je beredter in kleinen, abgerissenen Liedern. Eins derselben hieß:

„Die blanke Schüssel rollt hinter den Berg. Auf weichen reichen Wolkenbetten da liegt eine schöne schöne Riesenfrau in goldne Schleier gewickelt. Die winkt mir immer auf ihren Schooß: Komm her! ich geb' Dir zu trinken aus der goldnen Sonnenschüssel und setze Dich aufs schwarze Pferd der Nacht, das springt herum unter den Sternlein über den ganzen Himmel, da stolperts am Mondeshorn und bäumt sich und fällt hinunter in den schwarzen Schlund. O weh, du armes Kind!" — Als nun Junius so alt geworden war, daß er anfangen sollte, zu lernen, nahm Herr Habichs einen stillen jungen Menschen zum Hauslehrer an, der sollte ihm Alles beibringen vom ABC an, vorzüglich aber ihn gehörig in der edlen Rechenkunst unterweisen. Für den Anfang wurde ein schönes ABCbuch gekauft, denn das vom Onkel Holofernes wollte Herr Habichs seinem Sohn nicht in die Hand geben, damit er sich nicht tolles Zeug in den Kopf setze. Aber der kleine Junius wollte durchaus nichts begreifen, so sehr sich der Lehrer auch quälte; ja er lachte diesen aus und sprach zu ihm, wenn er mit dem Buche ankam: „Ach geh!" als ob er gar nicht glauben könne, es sei Ernst damit, daß er sich die Schnörkel da behalten solle. Da der Lehrer aber in den Scherz des Knaben durchaus nicht einging und von seiner ernsten Verfolgung nicht abließ, ward es dem Knaben zu arg und er entwischte jedesmal, wenn er merkte, daß die Lehrstunde kam, und versteckte sich in dem großen

Garten unter Büsche und Blumen, so daß er erst lange gesucht und dann unter Thränen und Sträuben herbeigeschleppt werden mußte. Da nun gar nichts half, so holte die Mutter einmal, als der Herr Habichs im Thurm war, das bunte ABCbuch vom Onkel hervor, um dem Jungen durch die Bilder und den bemalten Einband Lust am Lernen zu machen. Wenn er nachher im Zuge wäre (dachte sie) könne man das Buch immer wieder vertauschen. Und wirklich, da Junius das Buch erblickte, saß er auf einmal da, wie angezaubert, blätterte erst neugierig darin, jauchzte vor Freude auf; auf die Mahnung des Lehrers aber ward er still und fing mit diesem von vorn an, das ABC durchzugehn. Und nun entwickelte der früher ganz unfähig Scheinende mit einemmal eine außerordentlich rasche Fassungskraft und in so leichtes und festhaltendes Gedächtniß, daß er schnell lesen lernte und bald das ganze Buch durchhatte. Die Mutter wollte es ihm öfter vertauschen, aber beim Anblick des andern, ganz liederlosen und sehr modern ledernen Buches, rief er jedesmal gleich aus: „Was soll ich mit der Klappermühle?" und lief davon. Die im Buch des Onkels Holofernes enthaltnen Sprüchlein und Lehrübungen waren aber folgende:

Das ABCbuch des Onkels Holofernes.

Im **A** ist's Z schon hingestellt.
Im A, B, C, hast Du die Welt.

Die Biber bauen früh und spat.
Für Bettlerseelen ist der Staat.

Der Crösus sammelt Hauf zu Hauf.
Du bau zur Welt das Chaos auf.

Das Drommedar die Wüst' durchzieht,
Weil es da drüben Datteln sieht.

Der Esel trägt den Müllersack.
Die Elle taugt für's Schneiderpack.

Der Floh saugt nur so lange Blut,
Als es Dein Finger leiden thut,

Gazelle klimmt zur höchsten Höh',
Daß sie die tiefsten Gründe seh'!

Wo nur ein freier Hirsch erscheint,
Sind Hunde gegen ihn vereint.

Die Insel liegt so glücklich still,
Wie wer sein Ich bewahren will.

Der Knutenheld beherrscht die Welt,
Der Kaufherr ist ihm zugesellt.

Siehst du den Läufer rennen dort?
Dahinter her kommt auch der Lord.

Die Mandel knack', sonst schmeckt sie nicht;
Der Meister weiß, wie er's verflicht.

Den Nackten kleidet jeder nun.
Im Schiffsraum kann der Neger ruh'n.

Giebst Du nur her zum Ochsen Dich,
Ein Ochsentreiber findet sich.

Selbstrührung ist des Pastors Kniff;
Der Pudel tanzt zu falschem Pfiff.

Die Quaker quaken also stark;
Warum? sie freuen sich am Quark.

Der lange Rechtsweg führt zum Sumpf;
Der Rache Schwert ward leider stumpf.

Im Kothe wälzet sich das Schwein,
Und wird durch keine Seife rein,

Und wo ein Pfaff nur Tinte schaut,
Ihm's gleich, wie vor dem Teufel graut.

Der Ur brach einstens durch den Hain;
Jetzt wagen Unken kaum zu schrei'n.

Das Volk bleibt still nun immerdar.
Vulkane spei'n nicht jedes Jahr.

Den Baum reiß bei der Wurzel aus;
In dieser Welt geht's gar zu kraus.

Ypsilon ist nicht Deutsch fürwahr;
Die Yacht bringt manche fremde Waar'!

Der Sclave baut das Zuckerrohr;
Die Zukunft guckt dort hinten vor.

Was du denkst, das bist du.

Denke rein und edel und du bist rein und edel.

Von Allem, was du denkst, sprich nur das Trefflichste aus, von Allem, was du aussprechen möchtest, schreibe nur das Trefflichste nieder. Dann bleibt der geistige Auszug deines Wesens Genuß und Erhebung für Jahrhunderte.

Eine Sprache ist Alles, was ein Volk gedacht hat, das vergeistigte Volk selbst. Je edler das, was du von deiner Sprache dir als dein eigen eroberst, je edler stehst du in deinem Volke da.

Warum liegt in jeder Sprache ein unerschöpflicher Quell ewig wechselnden und immer treffenden Wohllauts? Weil Gott ein großer Musikant ist und uns Alle nach seinem Bilde schuf. — Gott liebt die Lerche mehr, als die Eule.

Wenn dein Herz zu voll wird von der Wonne des Seins, überfällt Dich unendliche Bangigkeit. Dann weinst du eine Thräne oder machst ein Gedicht und die Bangigkeit löst sich zum Frieden.

Das Weltall ist eine Thräne am Wimper der Gottheit. — Weshalb ist auch die kleine Erde, dieser schwebende Maulwurfshügel, für uns ein herrliches Ganzes von unergründlichen Schönheiten schwanger? Weil die Welt Gottes erhabne Dichtung ist.

Eine Dichtung ist unendlich, das heißt: ganz und unendlich im Ganzen und ebenso ganz und unendlich im kleinsten Theil. —

Wenn du nicht mit dem gleichen Gefühl süßer Befriedigung eine reife Weintraube essen kannst, wie du in die Abendröthe blickst, so bist du ein Schwächling.

Es ist nicht genug, daß du den Ton in dir trägst; soll er wahrhaft da sein, so ist nöthig, daß du ihn spielst. Dazu aber gehört eine Geige, die aus Holz gefügt, und Saiten, die aus Schaafdarm gedreht sind. Das vergiß nicht!

Träume nicht in Orangenhainen und halte es nicht für ein Verdienst, wenn dir eine unwillkürliche Wonnethräne im Auge zittert. Die Welt soll nicht auf dir spielen, sondern du auf ihr. Deshalb überwinde und kenne sie. Erklimme den Berg und den Baum mit eigner Kraft und Anstrengung, dann schau hinab und genieße von oben den schönen Frieden des Thales.

Kräftige deinen Arm fürs Schwert und zum mächtigen Umfassen eines geliebten Wesens, übe deinen Mund zu Rede und Kuß, trinke keinen Mondschein, sondern Rheinwein.

Leute, die sich einbilden, oder der Welt weis

machen, sie schwämmen in der Luft, ganz nahe beim Monde, auf seligen Inseln, voll süßer Seufzerhauche, umher, nennt man wohl zuweilen Dichter. Aber wer jenen Mann erkannt hat, auf dessen Götterstirn das gewaltigste, geistigste Anschaun, auf dessen attisch lächelnder Lippe das vollste, keckste Genießen der ganzen Welt thronte und der dastand mit festen, markigten Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde, wer den erkannt hat, der nennt sie Fasler.

Vertiefe und verliebe dich nicht in's Blumen- und Früchte-Pflücken, schau auch einmal wieder auf zu den Sternen.

Glaube nicht, daß Reichthum an Gedanken den Menschen groß und weise mache. Wenn auf das unmündige Hirn die unzählige verworrene Schaar der Sinneneindrücke losstürmt, dann zeugt jeder derselben ein Gedänklein und es schwirrt nnd wirbelt von diesen, wie von Heupferden und Mücken im Sommer. Aber der kräftige Geist vertilgt sie, indem er in vielen nur Eins sieht. So schreitet er fort und wird reich durch immer größere Armuth an Gedanken. Er wird göttlich, wenn er bis dahin bringen kann, in Allem nur einen einzigen Gedanken zu sehn. Dieser Urgedanke aber weiß und fühlt sich selbst, wirkt ewig lebendig fort und wird Gott genannt. Deshalb heißt es: Selig sind die geistlich Armen. — Alle niedre Wissenschaft ist Zusammentragen des Vielfachen; alle höhere: Vereinfachung desselben bis zum ersten Grundgedanken. Keiner der einzelnen

Bausteine ist verloren gegangen; aber sie sind nicht mehr in wüsten Haufen verstreut, sondern zu einem Dom geworden, zu einer individuellen Einheit, die mit einem einzigen erkennenden Blick überschaut und verstanden wird. So nur wird der todte Stoff lebendig.

Du siehst Millionen von Gestalten in blendender Erscheinung und in allen Trieb, Leben und Wechsel. Du siehst tausend Sterne kreisend auf- und abgehn und das Vielerlei des Seins, Werdens und Vergehns will deinen Geist erdrücken. Aber alles dies ist und wird nur nach einem einzigen ewigen Gesetz, und nach einem so einfachen, daß es sich mit einem einzigen Wort erschöpfend aussprechen ließe. Aber das Wort weiß nur der Eine, der es selbst ist. —

Gewöhne dich daran, in jedem Ding nicht blos die Gestalt, sondern in der Gestalt den Gedanken zu sehn. Dann bist du schon hinieden von einem Himmelreich göttlicher Ideen umgeben und erfüllt und brauchst kein mißtönendes Kirchenlied vom irdischen Jammerthale abzuwinseln. —

Die Pflanze ist ein stilles Leben und gehört dem Allgemeinen an. Kaum träumt sie sich selbst. Das Thier fühlt sich im Einzelndasein und abgetrennter, eigner Bewegung; es hört, sieht und geht auf Raub aus. Deshalb findet man bei den Völkern, die am meisten Fleisch essen, die größte Macht in der Auffassung des Gegenständlichen (Objectivität), wie bei den Engländern; bei denen aber, die meist von Pflan-

zen leben, das sinnigste und tiefste Versenkeu in sich selbst (Subjectivität), wie bei den Indern.

Iß Beefsteak und fliehe das gedankenlose Brüten!

Sei voller Empfindung, so bist du doch leer, wenn sie der Gedanke nicht gestaltet.

Das Gefühl ist gut; aber es ist nur Farbenschmelz. Der Gedanke ist die Zeichnung und offenbart allein den Geist des Meisters fest und erkennbar.

Du wirst dich nicht in die Göttlichkeit hineinfaulenzen und empfindeln.

Versage deinem Geist die kühnsten Flüge nicht, sollten sie auch an Tollheit gränzen. Welch eine kecke Tollheit wäre für den trocknen Nüchterling das Dasein des Weltalls, wenn er die Shakspearsche Komposition und Unergründlichkeit darin zu sehn verstünde!

Bete nicht, sondern denke! das heißt: Bete! Aber dein Denken sei hoch, rein und muthig, daß Gott sich daran freue.

Lerne nur die zwei Worte begreifen: Ich bin; dann wirst du an Gott und Unsterblichkeit glauben.

Kannst du nicht den kleinen Finger verlieren, ohne daß dein Ich dadurch vermindert werde? Bleibst du nicht geistig ganz und derselbe? — Wähne nicht einen Fetzen Gott in der Hand zu haben, wenn du einen Baumzweig abreißest.

Es ist Faulheit und schändliche Wollust, zu glauben, daß wir uns einst in ein großes, allgemeines Meer von Ewigkeit auflösen und darin selig herum-

schwimmen werden. Wir sind und bleiben Bergstrom, jeder für sich durch eigne Kraft seinen Weg durch Fels, Stämme und Sand bahnend und Gott wird uns Ufer zu setzen wissen bis in alle Ewigkeit, auf daß unsere Kraft und That nicht, im allgemeinen Gleichgewicht sich träge wiegend, untergehe.

Ein hoher König hatte in seinem Krönungssaale viele kostbare Kleinodien und Edelsteine. Da trat er zu dem schönsten, und sprach: „Du leuchtest schön, aber dumm, denn du weißt und willst es nicht.“ Darauf schloß er den Edelstein in eine prächtige Kapsel, diese wiederum in eine minder prächtige und sofort immer in gröbere und unscheinbarere, bis der Edelstein zuletzt in tausend sich umschließenden Kapseln steckte. Die äußerste war roh, dick und plump. Darauf warf er ihn in die schlechteste Rumpelkammer seines Palastes und sprach: „Da liege! Behalte die Kraft, zu leuchten, und werde was du kannst!“

Als der Edelstein so in Nacht verschlossen lag, fühlte er zum erstenmal sich selbst, denn er sehnte sich nach dem alten, freien Lichte. Und so stark schossen seine sehnsüchtigen Strahlen durch alle Poren der tausend Verhüllungen, daß die äußerste, aus dem unedelsten Stoffe gebildet, es nicht vertragen mochte. Sie bekam Risse und sprang ab. Da sah der König einmal in die Rumpelkammer und sprach: „Ei! du siehst nun schon schmucker aus in deinem zweiten Kleide; du gehörst in ein besseres Gemach.“ Und er brachte ihn in ein solches. Aber des Edel-

steins Sehnsucht nach dem Lichte des Krönungssaales wuchs mächtiger und mächtiger, und mit ihr seine Leuchtkraft. Eine Kapsel sprang, doch erst nach langem Mühen, nach der andern ab und jedesmal that der König ihn in ein prächtigeres Zimmer. In der letzten Kapsel endlich hätte sich wohl mancher Stein ganz behaglich gefühlt, denn sie war herrlich geschmückt und durchsichtig. Aber der Edelstein hatte den Krönungssaal nicht vergessen und hatte nicht Ruh noch Rast und strahlte sein Empfinden von sich, als ob er in Lichtflammen sein ganzes Wesen ausblitzen wollte. Und vor der Riesenkraft reinster Strahlen barst die letzte Kapsel und fiel klirrend zu Boden. Da nahm der König den Stein, trug ihn in den lichten, herrlichen Krönungssaal an seinen alten Platz und sprach: „Nun leuchte fort in Ewigkeit, dir zur Lust, mir zur Verherrlichung! denn du errangst dir jetzt, was erst dir geschenkt war. Es ist dein eigen, du weißt es und willst es.“

(Ende des ABCbuchs.)

Der kleine Junius konnte sich an dem ABCbuch nicht satt lesen. Er mußte freilich nun schon anfangen, auch in andern „Kinderbüchern“ zu lesen: aber er that es nur mit dem größten Ekel und kehrte zu jenem immer wieder, wie zu einer Erfrischung, zurück. Die Geschichtchen vom kleinen, ungezogenen Fritz und vom unvorsichtigen Franz und vom stillen frommen Lottchen und von Helmuth dem Frieden-

störer und dergleichen Plunder mehr, empörten sein junges Herz. Und wirklich, wie kann man so blödsinnig sein, Kindern dergleichen verderbten, süßelnden, sittenrichtelnden, affectirten, zugleich albernen und altklugen Kram aufzuzwingen? Die Kinder sind nicht kindisch, wenn wir sie nicht erst dazu machen. Sie sind nur noch nicht fähig, ihre Gedanken rund und klar auszudrücken. In diese Unfähigkeit bannen wir sie aber fest, wenn wir in dergleichen Schmierereien ihren Kinderton, der für sie nur schlechter Nothbehelf ist, und den sie nur als solchen erkennen und deshalb bekämpfen und überwinden sollen, unnatürlich und geziert nachäffen und ihnen so einbilden, es sei etwas Recht's dahinter, und man müsse so sprechen und schreiben. Dadurch werden sie künftig in träger Ungeschicktheit erhalten und viele bleiben in fortwährender Unmündigkeit des Geistes. Und das ist noch lange nicht das Schlimmste; denn offenbar gewöhnt solche Unnatur das junge Gemüth an Coquetterie und Heuchelei; und wir haben es wirklich schon so weit gebracht, daß kein Wort mehr gesagt wird, wie es empfangen und empfunden ward. Wir sind durch und durch lächerliche Marionetten und kommen uns dabei nicht einmal komisch vor. Daran haben freilich jene sogenannten „Kinderschriften" allein nicht Schuld, und es wäre ein langes Kapitel. Aber ein schlechter Kerl oder Dummkopf ist der, der solch ein Buch schreiben kann; ein Thor

überhaupt der, der eine eigne Kinderliteratur gelten läßt. —

Der Leser hat ohne Zweifel schon einen Holofernes'schen Beischmack im Munde, und so will ich denn ohne Umschweif gestehen, daß obige paradoxe und leidenschaftliche Stelle von den Worten: Und wirklich, wie kann man ꝛc. Wort für Wort aus einem Tagebuche des Holofernes entnommen ist, das man in seinem Nachlasse fand. Es werden sich im Verlauf dieser Geschichte vielleicht noch mehr Gelegenheiten ergeben, solche Rhapsodieen einzuflechten, und ich werde sie dann jedesmal, um nicht mit falschen Federn zu prunken, mit der Ueberschrift: A. d. T. d. O. H. das heißt: Aus dem Tagebuch des Onkels Holofernes, bezeichnen.

Der kleine Junius empfand instinctartig, was sein Onkel oben gesagt hat. Nie las er in seinen Kinderbüchern anders, als in einem parodierenden Tone, wobei er die possirlichsten zimperlich-ehrbaren Gesichter schnitt. Dies machte es ihm allein möglich, das Buch nicht gleich in die Ecke zu schmeißen und fortzulaufen. Nur seinem ABCbuch widmete er sinnigen Ernst. Seine Mutter wollte ihn oft davon abbringen (ihrem Mann durfte sie's gar nicht sagen) und sprach: „Bist du schon wieder über dem Zeuge? Laß es doch endlich einmal!" — „Ach Mutter es stehn so schöne Sachen drin," sprach dann Junius. „Ach was, schöne Sachen! verstehst Du denn etwas davon?" Da sah Junius seine Mutter groß an, denn

er verstand nicht, was sie mit dem Verstehn sagen wollte. Wäre aber Holofernes dabei gewesen, so würde er etwa so gesprochen haben: „Liebste Schwester, laß doch den Jungen! Kommt es denn überhaupt darauf an, ob der Mensch etwas versteht? Nimm alles zusammen, was man so eigentlich versteht, ich meine: so recht einfach und comißmäßig versteht, und was bleibt von unsrem ganzem Reichthum übrig? Du meinst vielleicht, du verstehst, daß man Geld verdienen soll, weil man essen und trinken muß, um zu leben; das kommt dir ganz natürlich und handgreiflich vor. Aber warum mußt du essen? Und wie erhält die Speise dir das Leben? Verstehst du das? Gewiß nicht. Es würde mich aber zu weit führen, dir begreiflich zu machen, daß du eigentlich gar nichts begreifst, denn ihr Frauen nehmt Alles so grade hin, wie es ist, und das Nachdenken richtet euch wahrlich nicht zu Grunde. Ich aber sage dir: wir wissen unendlich viel, aber wir verstehen unendlich wenig und das Höchste, was wir wissen, ist das, was wir am allerwenigsten verstehn, nämlich: Poesie und Religion.“ —

Uebrigens hatte Frau Habichs das ABCbuch der Vorsicht wegen selbst durchgelesen, und war darüber dreimal eingeschlafen, was sie für einen großen Triumph der Gelehrsamkeit ihres Bruders hielt, denn jedesmal, wenn sie aus dem Schlafe auffuhr, um weiter zu lesen, sprach sie: „Ist doch ein grundgescheuter Mann, mein Bruder.“ Da sie nun außer=

dem merkte, daß das Wort: Gott, oft darin vorkam und einmal sogar ein Spruch aus der Bibel, so dachte sie: „Das muß doch recht fromm sein.“ Und das war ihr lieb, denn sie wünschte, daß Junius dereinst recht fromm würde aus drei Gründen:

1) Weil er, wenn er zu Gott recht inbrünstig um guten Fortgang des Geschäftes betete, gewiß erhört und dadurch ein sehr reicher Mann werden würde.
2) Weil fromme Männer am meisten geneigt sind, sich eine Frau zu nehmen, um einen ehrbaren, gottseligen Haushalt zu führen.
3) Damit Junius nach dem Tode nicht in die Hölle, sondern mit ihr zusammen in den Himmel käme, wo sie dann die Rolle der zärtlichen Mutter recht gemüthlich und bequem in alle Ewigkeit mit ihm fortspielen könne. —

Solche Begriffe habt ihr von Religion! Wenn's hoch kommt, ist sie euch eine Seligkeitsversicherungsanstalt, in die man sich, sollte es einem auch unbequem werden, doch aus Vorsicht durch Gebet und Gottesdienst einkaufen muß. —

Nunmehr prahlte sie auch gern mit ihrem Sohne vor ihren Klatschschwestern. Sie rühmte seine Fortschritte und wie schön er schon lesen könne, wußte ihn mit seinem ABCbuch herbeizulocken und es durch „feine Winke“ (durch die plumpsten Sticheleien nämlich) so einzurichten, daß die Klatschschwestern ihn aufforderten, ihnen draus vorzulesen. „Nun Klei-

ner, laß uns doch einmal etwas hören!“ Junius schwieg. „Nun Junius, wirst Du nicht artig sein?“ sprach dann die Mutter und sah ihn mit einem zurechtweisenden Parolebefehlblicke an. Da mußte er schon dran, so ungern er es that. „Das Buch hat sein Onkel Holofernes selbst für ihn verfaßt,“ warf Frau Habichs, als Junius schon den Mund öffnete, noch flüchtig, aber mit Wichtigkeit hin; die Klatschschwestern stießen mit einer kleinen Kopfbeugung und angenehm überraschtem Lächeln noch ein „So?“ und „O!“ aus, und Junius las laut und fest. Bei den unverständlichsten Stellen blickte Frau Habichs die Klatschschwestern, die sehr dumm lächelten, mit herausforderndem Selbstbewußtsein an. Nach einigen Sätzen sprach sie: „Es ist genug, lieber Junius! Du kannst jetzt spielen gehn.“ Aber erst streichelte und küßte sie ihn, und die Klatschschwestern streichelten und küßten ihn auch in der Reihe herum, so daß ihm angst und bange wurde, und sprachen und schnatterten zu ihm: „Du hast wirklich allerliebst gelesen, lieber Kleiner!“ und „Wie alt ist der Kleine jetzt, Frau Habichs?“ und „Wirklich alles Mögliche!“ Als er endlich aus der Stube geschlüpft war und draußen freier aufathmete, sprach Frau Habichs, indem sie einen preciösen Demuthblick gen Himmel warf und mit einem frommen Dankseufzer: „Dem Himmel sei Dank! er hat wirklich außerordentlich viel Talent zum Genie.“ — „Außerordentlich!“ stimmten die Klatschschwestern bei. Als sie sich

aber sechsmal empfohlen hatten (einmal vor dem Sopha stehend, zweitens an der Stubenthür, drittens in der geöffneten Stubenthür, viertens im Flur vor der Treppe, fünftens am Fuß der Treppe, sechstens und längstens an und vor der Hausthür) und zusammen noch auf der Straße gingen, sahen sie sich mit einem leisen Ansatz zu einem noch ungebornen spöttischen Lächeln gegenseitig an, und wußten schon, was sie dachten, ehe noch eine sprach. Endlich brach eine das Schweigen und sagte mit liebevoller Bosheit: „Die gute liebe Frau! sie hat ihren Kleinen sehr lieb, und das schätz' ich außerordentlich an ihr. Aber der Himmel wende ihr Herz von Hochmuth ab! Es ist wahr: der Knabe ist weit genug für sein Alter —" —

„Nun, so was Besondres sehe ich eben nicht an ihm," warf eine zweite, mit schnippischer Nase, hin.

„Und wenn ihn die gute Frau nur nicht völlig verdirbt (sagte die dritte besorgt). Am Ende zieht sie nichts, als einen Papageien aus ihm."

„Das ist sehr zu befürchten," stimmten Nr. 1 und 2 bei und nun trennten sie sich, und jede ging mit befriedigtem Herzen heim.

Der Leser wird sich wundern, daß bei der ersten Bildungsgeschichte des kleinen Junius gar nichts von dem nur einmal erwähnten, stillen jungen Menschen und von Herrn Habichs selbst gesagt wird. Aber das ist ganz natürlich. Der stille junge Mensch war eben ein stiller junger Mensch, von dem, vor der

Hand, hier gar keine weitere Schilderung entworfen zu werden brauchte, wenn es eine wahrhaft vollständige Zoologie gäbe; denn der Leser könnte dann unter der Rubrik: Einheimische Hausthiere, den Artikel: der gemeine deutsche Hauslehrer nachschlagen. Nicodemus (um ihm doch einen Namen zu geben) war sehr arm, und seine Existenz hing von der Zufriedenheit des Herrn und der Frau Habichs ab; da ersterer aber täglich zwölf Stunden im Thurme saß, hauptsächlich von der Frau Habichs. Theils dies, theils ein durch Noth von Kindheit anerzognes Pflichtgefühl ließen ihn sein Lehrgeschäft bei Junius mit unerschütterlich gleichmäßigem Eifer und der gewöhnlichen, das heißt: sehr gewöhnlicher Einsicht ergreifen. Je nachdem Junius rasche oder langsame Fortschritte machte, stand der Lehrer in Gunst oder Ungunst bei der Frau Habichs; ja noch mehr: die raschen Fortschritte schrieb sie lediglich dem Genie ihres Sohnes, die langsamen aber der Ungeschicklichkeit des Lehrers zu. Dieser erschrak bei jeder sauern Miene der Gnädigen, denn gleich fiel ihm, durch eine rasche Ideenassociation, das Wort: „Fortgejagt werden“ ein, an das sich unmittelbar ein andres: „Hungern“ anschloß. Es war ein Glück, daß Junius wirklich rasch faßte, sonst wäre die Stellung seines Lehrers die qualvollste von der Welt gewesen. Das ABCbuch des Onkels Holofernes behagte ihm gar nicht und in einem kühnen Augenblicke wagte er's, der Frau Habichs schüchtern vorzustellen, es seien

Dinge darin enthalten, die einem Kinde gefährlich werden, oder wenigstens es verwirren könnten. Da blickte die Gnädigste ihn vornehm und imponirend an, und sprach: „Sie werden sich doch nicht herausnehmen wollen, von meinem gelehrten und berühmten Bruder Holofernes zu proponiren, daß er so stupend oder so malcontent sein könne, seinem eignen Neffen ein Buch zu machen, das sein phantastisches Vermögen zu giftigen Principien insinuiren könne? Wahrscheinlich (fuhr sie gütiger und fast angenehm lächelnd fort) sind, Sie junger Mann, in der höheren Wissenschaft noch nicht so weit instigirt, um alle Tendenzen des Buches gehörig zu verstehen; aber ich habe es selbst gelesen und versichre Ihnen, daß es mir nicht gefährlich geworden ist, und weil mein lieber Junius es einmal so will, so behalten Sie es auch ferner zum Unterricht bei und stören Sie den Knaben nicht in dem Entwicklungsgange, wozu die Fähigkeiten seines Talentes ihn treiben. Nur (fuhr sie mit einem Drohung andeutenden Seitenblicke fort) dürfen Sie, wie Sie wohl wissen, meinem Gemahl nichts davon effektuiren, denn er ist in solchen Dingen durch pedantische Bornirtheit eigenthümlich und versteht den Aufschwung höherer Seelen nicht.“

Und Nicodemus machte ein ganz gehorsamstes Kompliment und behielt, gegen seine Ueberzeugung und anfangs mit stillen Gewissensbissen, das ABC-buch bei; wie er denn überhaupt die personificirte Geduld war, gefesselt an den Felsen des Stillschwei-

gens, wenn auch der Geier: Weiberlaune ihm täglich die Leber fraß.

Uebrigens wurde er, außer dem Stundengeben, von der Frau Habichs auch noch zu allerlei kleinen Nebendiensten gebraucht, als da sind: ihr die Baumwolle mit beiden Händen zu halten, wenn sie solche abwickeln wollte, Stickmuster abzuzeichnen, zu frankirende Briefe auf die Post zu besorgen und das Geld dafür auszulegen (ein paarmal bekam er es gar nicht wieder, weil er zu schüchtern war, es zu fordern), einmal sogar, sagt die Fama, zum Stubenkehren, weil grade niemand anders bei der Hand war, vor allem und hauptsächlich aber, ihr aus der Lesebibliothek recht schöne (das heißt möglichst schlechte) Romane zu besorgen, und selbige, damit der Herr Habichs es nicht merkte, während dessen Anwesenheit in seiner Stube zu verbergen. Denn durch den romantischen Hang ihres Junius (wie sie es nannte), fühlte sie sich gleichsam verpflichtet, eine ähnliche Richtung einzuschlagen, um ihrem Söhnlein nicht nachzustehn; und so erwachte die lange unterdrückte Lesesucht in ihr mit neuer, verdoppelter Wuth. — Alles dies verrichtete Nicodemus aufs devoteste, und war froh, daß ihm nichts Aergeres angesonnen wurde.

Herr Habichs aber bekümmerte sich wenig um seinen Sohn, denn er hatte keine Zeit dazu. Nur selten controllirte er nach den Büreaustunden den Stand seiner Fortschritte, indem er ihn etwas lesen ließ. Natürlich mußte dazu eins jener erwähnten, süß-

lichen Kinderbücher genommen werden. Der travestirende Ton und die ironischen Gebehrden des Knaben beim Lesen bemerkte Herr Habichs, der blos für Zahl und Geschäft Auge und Ohr hatte, nicht, er bemerkte blos die Geläufigkeit, und da er diese in der Ordnung fand, so nahm er Alles ohne Lob und Tadel hin, wie wenn er ein revidirtes Cassabuch richtig befand. Uebrigens fand durchaus kein Gemüthsverhältniß zwischen ihm und seinem Sohne statt, denn Herr Habichs betrachtete ein Kind nicht als einen Menschen, sondern lediglich als ein Ding, in dem die Menschwerdung erst dann aufdämmre, wenn dasselbe es in der Zinsrechnung zu sicherer Geläufigkeit gebracht habe. Bis dahin war Junius für ihn nur ein unnützes, verdrießlich störendes Hausmöbel. Für die Frau Habichs hingegen war er ein zierendes Spielzeug, das man, etwa wie einen porcellanenen, nickenden Pagoden, den Besuchenden zeigen, Kunststücke vormachen und bewundern lassen kann. Der größte Theil der Bewunderung fiel dann natürlich immer auf die Frau Mutter zurück.

In dieser Zeit, und als Junius schon mit dem Schreibenlernen beschäftigt war, bekam die Frau Habichs zu ihrer großen Freude (denn sie hatte ja nun ein Spielzeug mehr) ein Töchterchen, das Malwina genannt wurde. Des Herrn Habichs Gesicht dabei war weder süß noch sauer. Eine Tochter war ihm nicht recht, weil sie kein Geschäft treiben konnte,

und doch konnte er hoffen, einst durch sie eine angesehne und nützliche Verbindung einzugehn. So ließ er es dahin gestellt sein. Junius aber hatte in dem lächelnden, schwarzäugigen Kinde das erste Wesen gefunden, das er von ganzer Seele lieben konnte. Sie ward der Morgenstern, der dem hellen Liebestage seines Lebens vorleuchtete.

Am schlimmsten hatte es dabei die kleine, häßliche Katze, die bisher, seit Junius nicht mehr zum Püppchen zu brauchen war (denn zu tändeln müssen Weiber immer etwas haben) bei der Frau Habichs Kindesstelle vertreten hatte und demgemäß auf dem Schooß gewiegt, gehätschelt, getätschelt, überfüttert und gegen jede Beleidigung mit edler Entrüstung vertheidigt worden war. Natürlich fand Frau Habichs ihr eignes Töchterlein nun noch viel niedlicher als die kleine häßliche Katze. Diese wurde vom Schooß geworfen und fortan mit Fußtritten in gehöriger Entfernung gehalten, bekam auch kein Futter mehr. Ein wichtiger Abschnitt in ihrer Ausbildung, denn sie soll seitdem gelernt haben, sich selbst Mäuse zu fangen. Dies Letztere stehe nur hier als ein Fingerzeig für denkende Eltern, die ihre Kinder zu einer edlen Unabhängigkeit erziehen wollen.

Aber auch für Junius nahte sich eine wichtige Lebensepoche. Er hatte nämlich schnell schreiben gelernt und seinem Vater eines Abends ein schöngeschriebenes Probeblatt überreicht. Dies war nach Herrn Habichs Meinung die erste beachtenswerthe

Lebensregung des Knaben und er schenkte ihm einen Groschen und ermahnte ihn, nun mit Fleiß ans Rechnen zu gehen, denn dies sei die Hauptsache im Geschäft, folglich auch im menschlichen Leben.

Den andern Tag aber, als Junius nach vollbrachter Lehrstunde in den Garten spielen gehn wollte, gab ihm die Mutter, obgleich Herr Habichs es verboten hatte, das Guckglas des Onkels Holofernes mit.

Junius nahm es spielend in die Hand, sprang in den parkähnlichen Garten und vertiefte sich in die Irrgänge desselben bis zu seinem Lieblingsplätzchen am äußersten Rande des Gartens. Hier warf er sich, selig froh, unter einem uralten, blühenden Lindenbaum nieder, an dem ein heller Quell leis plätschernd vorbeizog. Blumen neigten und schmiegten sich an seine frische Wange, als wollten sie ihn streicheln, um und über ihm summten emsige Bienen. Da führte er, halbträumend, das Guckglas zum Auge und richtete den Blick hinauf in die blühenden Zweige. Aber Himmel, wie ward ihm! Wie von tausend Blitzen, bunt und wirr verschlungen, zuckte es mächtig vor seinem rasch geblendeten Auge und dazu rauschte, brauste und sang es auf ihn los in riesiger Klangesmacht, als ob von allen Seiten Donnerschläge über ihn herstürzten. Ein ungeheures Labyrinth von zuckenden Lichtern und, aus seinen Tiefen dringend, ein tausendstimmiger Riesenchor.

Ueberwältigt und betäubt sank Junius zurück und schloß zitternd die Augen. Doch der Schrecken, der

ihn danieder warf, war eben so süß gewesen, als furchtbar. Er konnte nicht widerstehn, und von wonniger Bangigkeit durchschauert, führte er das Glas wieder zum Auge und schaute rund um sich auf Zweige, Blumen, Quell und Himmel. Wieder stürmte es mächtig auf ihn ein, aber er hielt kräftig aus, und wie er immer länger, fester und muthiger um sich blickte — siehe! Da löste sich der Tumult gemach, das Wallen des Lichtmeeres wurde zu leiserem Wogen, das Wogen zu unmerklichem Zittern und schau! nichts waren die Blitze gewesen, als die Fülle der Farben und Gestalten ringsum, wie er sie sonst schon oft geschaut hatte, aber zu einem so unaussprechlichen Lichtglanz erhöht, und doch wieder gemildert, daß der ungewöhnte, bewilderte Sinn so hohe Schönheit auf die ersten Augenblicke nur als Chaos auseinander gerißner, wirrender Glanzstücke und Streifen in sich aufzunehmen und walten zu lassen vermochte. Und auch das vielverschlungne, durcheinander hallende Donnergeroll ließ, so schien es, nach, und wie der Mond befriedigend aus dem Kampf zerrißner Nachtwolken tritt, so tauchte leissäuselnd die Harmonie aus dem Riesengefecht der Klänge und horch! was er für Donner gehalten hatte, war nichts, als das Brausen und Flüstern der Zweige, das Plätschern und Rauschen des Quells, das Summen und Dröhnen der Bienen, das Girren und Zwitschern der Vögel, wie Junius es sonst gehört, nur daß es ihm mit eins, allmächtig und ver-

ständlich, voll und reich bis ins tiefste Herz hinein zitterte und klang. Und was er sonst als ein einziges, dunkelverworrenes Tönen vernommen hatte, darin fühlte er jetzt tausend unterschiedne deutlich erkennbare Stimmen und doch umflutete es ihn in einem einigen Wogenschlage des Wohllauts. —

A. d. T. d. O. H.

Es giebt gar keinen Unterschied von laut und leise. Es ist nur, je nachdem man's hört. Wenn wir Abend's nicht einschlafen können und eine einsame Mücke uns um das Ohr singt, Alles umher still, wenn wir uns dann ganz in diesen zudringlich peinigenden und doch unwiderstehlich fesselnden Singsang vertiefen, so klingt es lauter im Ohre, als ein lebhafter Marsch eines ganzen Musikcorps mit Trommel, Triangel und halbem Monde. Ja der lauteste Schall, wenn er anhaltend ist, wird nach und nach für unsern Sinn völlig identisch mit der allertiefsten Stille, so wie die gewaltigste Bewegung dann den Eindruck majestätischer Ruhe macht. Dies versteht nur der, der mindestens einen Eisgang des Rheins einmal mit angesehn hat, wo man bald zu der Ueberzeugung kommt, die Eismassen stünden still und nur das Ufer fliege an ihnen vorbei, so wie: die Eismassen machten durchaus keinen Lärm, sondern das Ufer, auf dem man sein eigen Wort nicht hören kann, sei stumm geworden. Hören wir doch selbst den

donnernden Umschwung unsrer eignen Erde nicht, und der Sonnenuntergang ist für uns ein langsam feierliches Schauspiel, da sich doch die Erde mit der Geschwindigkeit einer abgeschossenen Kugel dreht. Wenn einmal plötzlich die Erde und der ganze sausende Sternenschwung still stünden, dann würde diese ungeheure Stille auf unser Ohr sicherlich ganz denselben Eindruck machen, als ob mit eins ein furchtbares Krachen zermalmend auf uns einbräche. —

Immer klarer und heller ward es vor Junius Auge und Ohr, jemehr er seinen Blick durch das Glas übte, und eine neue Wonne dnrchströmte warm alle seine Glieder. Alles um ihn her war so zauberschön, wie sonst nur Träume sind, und doch fühlte er, daß er erst jetzt Alles in seiner eigensten Wirklichkeit erkenne. Alle Formen und Gestalten traten in bedeutsameren, kräftigeren, schwungvolleren Umrissen hervor und doch weich und mild verschmolzen, wie nie. Er sah nicht blos, wie die Dinge aussahn, sondern auch, was sie bedeuteten. Die geheimnißvollen Hieroglyphen der Natur hatten für sein Auge unmittelbare Verständlichkeit gewonnen, ohne an süßem Reiz zu verlieren, denn je mehr er forschte nnd an lebendiger Erkenntniß eroberte, desto mehr blieb zu forschen übrig, desto reicher und geheimnißvoller umschlang ihn das noch nicht Erkannte. Und die tausend Sangweisen um ihn grüßten ihn trauter und trauter, je inniger er lauschte; und wurden zu

lobpreisenden Liedern, die ihm Alles, was dem Auge noch versiegelt war, aus dem Innersten der Erscheinung heraus schmeichelnd anvertrauten. Sie waren die Seele, das ächteste Wesen der Dinge selbst. Er konnte nicht sagen, daß es Worte wären, was er hörte; aber in seinem Innern wurde all das wonnige Geräusch augenblicklich zu lebendigen Gedanken und die Gedanken zu wohllautendem Wortstrom, der im Drange, hervorzuquellen, ihm fast die Brust zersprengen wollte. So bebte in ihm das Säuseln der Linde nach, freilich unendlich schwächer, als er es vernommen hatte:

Zum Schooß des Reinsten, was der Erd' entschwillt:
In himmelspiegelnd heilig heitre Flut,
Versank das Reinste, was vom Himmel quillt:
Ein Lichtstrahl, zitternd leis aus heil'ger Glut.

Er zuckte Leben in den Keim, den Zwerg,
Der aus sich selbst nun schwoll und wuchs und schoß,
Bis er gen Himmel ragte, wie ein Berg,
Und tausendfach sich theilte, Sproß um Sproß.

So ward aus weicher Flut und zartem Licht
So Formenpracht, wie Heldenkraft, gewebt;
Schau, wie sich Strahl um Strahl zum Blatte flicht,
Wie Well' auf Welle bis zum Wipfel strebt!

Es nimmt und spendet Licht der Blüthe Mund,
Gleich Deinem Aug', das Himmelsstrahlen sprüht,
Und flüsternd thut er Dir die Sage kund,
Wie Geistigstes am schaffendsten durchglüht.

Wie Mildestes sich eint zu höchster Kraft,
Zu längster Dauer allerfeinster Stoff,
Wie Leben sich an Leben mächtig rafft,
Wo reinstes Licht in reinste Erde troff.

Und was so irdisch strotzend zu Dir spricht,
So fest in Erdenbrust zu wurzeln scheint,
Ist nichts, als helle Welle, heil'ges Licht,
Zu Stamm und Krone wundersam geeint.

Die Bienen summten:

Ich schweife fort auf irrer Wanderfahrt,
Und was mich lockt, erblick' ich hier und dort,
Ich küsse tausend Blüthen jeder Art;
So gehts von einer Lust zur andern fort.

Doch was ich schwärmerisch und wirr genoß,
Das trag' ich endlich sorgsam sinnend heim,
Da bau' ich draus ein wohlgefügtes Schloß,
Mit tausend Zellen, voll von süßem Seim.

Und starb da draußen schon die Blumenschaar,
Flieg' ich vergebens aus nach Blüthenkuß:

Ist all das Süße, was mein eigen war,
Daheim erhalten mir aus einem Guß.

Und in dem Seim, den ich bereitet still,
Fühl' ich die ganze, lichte Frühlingswelt;
Nur wer im All das Eins erringen will,
Dem glückt's, daß er das All sich froh erhält.

Die Vögel sangen:
Die Erde die liegt so weit und groß,
Und schlummert und träumet leis;
Dort Palmenstolz, hier friedliches Moos,
Und keins vom andern was weiß.

Da formte der fernendurchschweifende Geist
Ein Stücklein vom feinsten Thon,
Und schmückt' es, daß es schillert und gleißt;
Habe Dank, Du Lüftesohn!

Und von muthwilliger Winde Hauch
Schuf er ihm die Seele bald:
„Da fliege Du hin von Strauch zu Strauch,
Da fliege von Wald zu Wald!"

„Da fliege Du hin von Land zu Land,
Und mach', als Herold recht,
Süd, Nord, Ost, West mit einander bekannt,
Geschlechter mit Geschlecht."

„Was Du von der Palme Träumen geschaut,
Das singe den Tannen im Nord,
Und was die Tanne Dir ernst vertraut,
Das bringe den Palmen dort!“

„Und wie es im Grünen schlummert und lacht,
Das künde den Lüften blau,
Und wie es im Aether athmet und wacht,
Das singe der träumenden Au!“

So fliegen wir leicht von Land zu Land,
So streifen wir hin und her,
Und flechten singend ein goldnes Band
Um Himmel und Erd' und Meer.

Und nickend lauschet die volle Welt,
Und eins im Traume das andre sieht,
Denn unser Sang hat das All gesellt
Zu einem einzigen jauchzenden Lied.

Und leis verklingend hallte das Lied der Lerche nach:

Die Sternlein dort sing' ich zur Ruh,
Die Blümlein weck' ich auf,
Und schließen die dort die Aeuglein zu,
Schau'n die verwundert hinauf.

Und die Quelle rauschte:

In der Erde Busen schwillt es,
Heil'ge Kräfte werden wach,
In einander treibt und quillt es,
Strömt zusammen Bach in Bach.

Und in silberhellen Bronnen
Drängt es wallend sich hervor;
Quelle grüßt das Licht der Sonnen,
Jauchzt ihm zu im Orgelchor.

Was da drinnen tief gewaltet,
Plaudert sie Dir freundlich aus,
Wie's hier draußen sich entfaltet,
Geht sie dann auf Kundschaft aus.

Einmal ihrer Gruft entriegelt,
Weilt sie nie an einem Ort,
Doch, was flüchtig sie gespiegelt,
Kennt und liebt sie fort und fort.

Wie die Bäume schnell entrücken!
Hinten bleibet Strauch und Moos;
Aber frisches Waldentzücken
Nimmt sie mit im hellen Schooß.

Tiefster Erdennacht entrissen,
Leis' von Himmelslicht erhellt,

Faßt sie in lebend'gem Wissen
In sich auf die ganze Welt.

Himmelsstrahlen müssen wecken,
Doch erhalten muß die Flut;
Wasser ist das heil'ge Becken,
Drin des Lebens Spende ruht.

Und hundert und hundert andre süße Mährchen und Sagen und tiefe Worte drangen aus Blüthe, Blatt, Gras und Luft dem Knaben ans Herz; aber sie tönten schöner, reiner, klarer und voller, als er sie in menschlicher Sprache nachzudenken vermochte, und tausend innige Augen lächelten und grüßten dazu. Selig und leicht ging er umher und ging weiter und weiter, und überall neue Gesänge, neue Verkündigungen, neue Offenbarung; und doch war eins im andern schon enthalten, Alles nur wie lieblich wechselnde Variationen auf ein einziges, ewiges Thema. Und diese Grundmelodie war ihm so neu zugleich, und doch so altbekannt. Er mußte sie schon einmal in frühster Kindheit, ehe er nachdenken konnte, irgend wo gehört, aber dann lange, lange vergessen haben, meinte er. Sie hatte so lange in ihm geschlummert. Und das hatte sie wirklich, aber nicht seit Jahren her, wie er sich einbildete, sondern seit Jahrtausenden.

A. d. T. d. O. H.

Ich glaube, es hat's schon längst einer gesagt: daß der Mensch nichts erlernen kann, als das, was er schon weiß. Hätt's noch keiner gesagt, so würde ich jetzt diesen Gedanken, als einen ganz originellen, meiner eignen lieben Eitelkeit wie einen besondren Leckerbissen vorsetzen. Aber mag's auch ein Andrer gesagt haben, so hat's diesmal auch für mich seine Tiefe und Wahrheit.

In uns ruht vom Beginn der Dinge her eine eingeschlummerte Allwissenheit. Da sind unzählige Bilder, Gestalten, Worte und Gedanken, gleich den Einwohnern jener Stadt, die durch Zauber versteinert waren; und so werden wir in diese Welt der Erscheinungen und Klänge geworfen, wie blinde Hündlein. „Nun schaff Dir selber Rath und finde Dich zurecht!“ Aber wenn der rechte Ton oder Strahl von außen in unser Innres hineinfährt, da wird da drinnen das zu ihm gehörende Bild oder Wort aus dem Zauberschlaf geschreckt, erlöst, wird lebendig, wie das Memnonsbild beim Gruß der Sonne. So lebt die ausgestorbne Stadt auf und da ist ein Volkstrubel und Gewirr, da wogt und webt eine lebendige Ideenwelt, so daß wir schon hier meinen, ein Gedankenall in der Brust zu hegen und es kaum ertragen mögen. Wie wird es uns erst dort werden!

Und dies gilt nicht blos von den Erscheinungen der

Natur, ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange, auch nicht blos von den allgemeinen innern und äußern Eigenschaften des Menschen, nein! auch von der ganzen Weltgeschichte, ihrem Verlauf und Zusammenhange bis zu den einzelnsten Charakteren, zu den geringsten, scheinbar zufälligen Thatsachen. Es war uns Alles schon unbewußterweise bewußt, sonst könnten wir gar nichts davon verstehn. (Ein Beweis übrigens, daß auch das Kleinste wichtig, weil es göttliche Offenbarung ist). Zumal einen Charakter könnten wir gar nicht begreifen, wenn wir ihn nicht ganz, sein Hassens- und Liebenswerthes, sein Hohes und Niederes schon in uns selber trügen, mithin nachfühlen könnten, und so tragen wir wirklich jeden nur möglichen Menschencharakter in uns, das heißt jeder einzelne Mensch ist zugleich der Inbegriff der ganzen Menschheit. Er weiß es nur in keinem Augenblicke ganz, sondern heut weiß er dies, morgen jenes, und dies weiß er öfter, als jenes. Die Durchschnittssumme derjenigen Eigenschaften, Empfindungen und Gedanken, deren Bewußtsein sich bei ihm am häufigsten wiederholt, nennt er dann: seinen Charakter. Ich aber weiß, daß ich in Augenblicken schon Nero und Caliban gewesen bin, und daß ich Alles sein kann. Uebrigens entspringt aus dem Satz: jeder Mensch ist zugleich der Inbegriff der Menschheit, die tröstende Ueberzeugung, daß keiner, von wel-

cher Seite er sich auch eine Spanne Zeit hindurch zeige, für die Ewigkeit verloren gehn kann.

Man hat sich, nach allem Gesagten, gar nicht so übermäßig zu verwundern, daß ein Mondsüchtiger Klavier spielen kann. Die ewigen Gesetze der Musik liegen in jedem, und dies ist ein augenblickliches, energisches Zurückbesinnen. Auch die ganze Seherin von Prevorst ist so, ohne stinkige Frömmelei, genügend commentirt. Es ist eben nichts weiter, als daß wir früher einmal Alles gewußt haben, was da war, ist, und sein wird. Unsere Bestimmung hier ist, dies Wissen selbstthätig wieder aus uns heraus zu entwickeln, so weit das begrenzte Lokal es gestattet. Großes Vorgerücktsein in dieser Fähigkeit macht, wenn es formell erstarrt, den Philosophen; wenn es in lebendigem Fluß und Werden bleibt, den Dichter, das heißt die eine Seite des Dichters. Die andre ist, daß er dergestalt bis auf den Grund der Sprache sieht, wie einer, der von der Oberfläche des Meeres mit einem Blick alle seine Tiefen durchschaute, alles Lebendige und Herrliche, was sie hegen, alle Thiere, Korallen, Perlen, alle versunknen und vergeßnen Schätze und Städte.

Wie Junius, im Genuß seines neuen Glückes, umherschwärmte, kam er unvermerkt aus seines Vaters Garten heraus in eine schöne, waldige Wildniß, welche die Stadt von einer Seite begrenzte und an den Garten stieß. Da sah er eine duftige, glühende Walderdbeere stehn, und die Zweige darüber säuselten:

Wie die ganze Welt sich senket
In des Menschen stille Brust,
Was er von ihr sinnt und denket,
Das nur wird ihr selbst bewußt —

Und wer ihm in's Herz geschauet,
Nennt die Welt erkennend sein:
Also ist herabgethauet
Leis von jedem Zweig im Hain

Aller frischen Einsamkeiten
Selig labendes Gefühl,
Alles Girren, Liebesstreiten,
Rauschen, Schwirren, Waldgewühl.

Und in jener süßen Beere
Ward's ein holdes Angesicht,
Das mit Lächeln, was er wäre,
Neu zum Walde selber spricht.

Denn des Waldes ganze Seele
Ist in ihr erst aufgelebt;
Schattenlied der Philomele
Selber ward in sie verwebt.

Schon im Dufte, leis verstäubend,
Kündet Waldgeheimniß sich;
Koste sie! und übertäubend
Kommt Waldwonne über Dich.

Junius ließ sich das nicht umsonst sagen. Er aß die Beere, und wie trunken, und doch kühl und frei um die Stirn, streifte er weiter, denn er hatte im Aroma der Beere das ganze würzig frische Waldleben durchgekostet. In der Fülle seines Herzens begann er zu singen:

Welches Wunder! es beginnen
Draußen tausend süße Lieder.
Welches größ're Wunder! drinnen
Tönen tausend süß're wieder.

Jeder Klang, zum Herzen hüpfend,
Findet drinnen den Gesellen;
Lächelnd, durch einander schlüpfend,
Plätschern sie in Klangeswellen.

Singt es draußen, singt es drinnen?
Oder singt es allerorten?
Bin ichs selber? Oder spinnen
Zweig und Blüthe sich zu Worten?

Nun, so will ich niedertauchen,
Und nicht weiter danach fragen,
Heiß nur in die Frische hauchen
Wunderseligstes Behagen.

Aber zwischen den süßen Sang fuhr mit einemmal wie ein schartiges, rostiges Schwert, das einen Ro-

senzweig zerschneidet, eine ängstliche heisre Stimme: „Junius! Junius!" und heranfeuchte Nicodemus, vom Gesange endlich richtig geleitet, athemlos und glühend, mit verwirrten Haaren, an denen einige Waldblätter hängen geblieben waren, und sein philisterhaftes Antlitz mit phantastischer Ironie ausschmückten.

„Gott sei Dank! da bist Du ja. Komm gleich mit zur Mutter! Ach! ich habe Deinetwegen viel leiden müssen, unglücklicher Knabe! Wie kannst Du Dich auch so rücksichtslos bis nach dem Mittagessen herumtreiben und uns Alle in Angst setzen? Und Du weißt, daß Dein armer Lehrer immer das meiste dabei zu leiden hat. O Gott! was muß ein armer Teufel nicht Alles herunterschlucken!" —

Und herunterschlucken hatte er viel müssen, in der That. Die Frau Habichs hatte, als Junius immer und immer nicht nach Hause kam, erst den Garten durchsuchen lassen und dann, in ihrer Seelenangst, das ganze Haus in Bewegung gesetzt. „Das kommt davon (fuhr sie den armen Nicodemus an) wenn Hauslehrer sich einbilden, ihre Zeit für sich anwenden und in albernen, gelehrten Büchern kramen zu dürfen. Werden Sie von den Büchern bezahlt, mein Herr? Werden Sie von den Büchern gekleidet und satt gemacht, mein Herr? Gehn Sie Ihrer Wege und nehmen Sie die Bücher mit und sehen Sie, wie weit Sie damit kommen, wenn Sie Ihr Pflichtgefühl nicht besser ausfüllen wollen! Wenn Sie Ge-

wissen und Ambition hätten, so würden Sie jeden Tritt und Schritt des lieben, unglücklichen Kindes bewachen. O Gott! wer weiß, ob nicht die Fluten des Baches jetzt über seine dahingeschiedne Seele rauschen? (schluchzte sie und fuhr dann plötzlich auf:) Auf der Stelle fort und suchen Sie, suchen Sie! Wenn Sie ein Mensch von zarteren Sentiments wären, so würden Sie schon längst fort sein, ohne meine Invitation. Und wenn Sie das gute, arme unglückliche Kind nicht mitbringen, so rathe ich Ihnen nicht, mir noch vor die Augen zu kommen!" —

Nicodemus war froh, sich fort machen zu dürfen, und suchte, von dannen eilend, möglichst wenig von dem Gewitter zu hören, das ihm aus der Ferne noch nachgrollte: „Das hat man davon, wenn man einem so stupenden Menschen, einem solchen audentischem begus kambi sein Theuerstes anvertraut ꝛc. ꝛc." dies und mehr wurde als Monolog gesprochen und Nicodemus hatte wenigstens das Glück, darin nur in der dritten Person zu figuriren. In der That war es aber doch deshalb so laut geschrieen, damit er's hören sollte.

Dies Alles geschah, als man sich eben zum Mittagessen anschickte. Herr Habichs war mehr verdrießlich, als unruhig. „Dummes Herumtreiben das! Warum giebt ihm Herr Nicodemus nicht mehr zu arbeiten auf? Hätt' ich den Bengel nur erst auf dem Büreau, dann könnten dergleichen Unordnungen nicht vorkommen."

Als er nach Tisch in den Thurm zurückging, hinterließ er aber doch den Auftrag, man solle es ihm sagen lassen, wenn der Junge wieder gefunden wäre.

Nicodemus hatte auf diese Weise nichts zu Mittag gegessen, aber die Angst um sich selbst und um seinen Lehrling ließ ihn gar nicht zum Hunger kommen. Rufend und keuchend war er stundenlang im Walde umhergestrichen und zwar hatte er in der ganzen Zeit, ohne es zu merken, immer und immerfort, wie ein blindes Pferd in der Pulvermühle, nichts, als einen engen Kreis gemacht, immer nur wenige Schritte von Junius entfernt; so sehr hatten Haß und Angst seinen außerdem nicht glänzenden Ortssinn umnebelt und desorientirt. (Man ziehe gefälligst den Hut vor Einbürgerung dieses Fremdwortes!) Junius würde ihn längst gehört haben müssen, hätte er nicht auf andere Dinge zu hören gehabt. Jetzt sah er ihn ganz erstaunt an, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß er schon seit Stunden in Wonne schwelgte. Als er aber hörte, daß Nicodemus in seiner Anrede des Mittagessens erwähnte, sprach er ganz heiter: „Ei! ich brauche nichts, ich habe schon gegessen, getrunken, gehört und gesehen. Ich habe Wohllaut in Strömen getrunken und alle Waldwunder in der rothen Beere gekostet. O kosten Sie auch, Herr Nicodemus!“

„Mache jetzt keinen Spaß mehr, sondern komm!“ sprach Nicodemus. Als er aber die vollen Erdbeerbüsche sah, auf die Junius lächelnd hindeutete, bückte

er sich doch, instinktmäßig, um sie im Weggehn noch schnell mitzunehmen und seinen lechzenden Gaumen damit zu laben. „Nun wie wird Ihnen? (sprach Junius) Hören Sie die tausend süßen Stimmen? Fühlen Sie Waldfrische im Athem Ihrer Brust und Waldeswohllaut im Schlage des Herzens?" —

„Mach keinen Spaß, sage ich Dir, Junius, sonst reizest Du die Mutter noch mehr," sprach Nicodemus und nahm ihn bei der Hand. Junius ließ sich gutwillig führen, schwebte aber mehr, als er ging, und sang für sich sein voriges Liedchen:

Welches Wunder! es beginnen u. s. w.

Schon im Garten flog die Mutter ihnen entgegen. Man kann leicht denken, daß von Vorwürfen nicht mehr die Rede war. Junius wurde mit Küssen auf Mund, Wange, Stirn, Kopf, Nase und Hand fast erdrückt: „Wo warst Du denn, Du armer, armer Junge?" Dies waren die einzigen, oft wiederholten Worte der Frau Habichs.. „Wo ich war? Je, Mutter, im Waldesparadiese, wo die tausend Stimmen von holden Wundern sangen." Das überhörte die Mutter noch. Als sich ihre Extase ein wenig gelegt hatte, sprach sie: „Aber jetzt komm und iß! Du wirst recht hungrig sein, Du armer, armer, armer Junge! — Nun, Herr Nicodemus! (fuhr sie diesen, der ganz verlegen und dumm aussehend, wie immer die dritte Person bei einer rührenden Scene, dem Treiben zugesehen hatte, etwas barsch an), Sie stehn noch hier? Sie hätten auch wohl so disgret

sein können, schon längst zur Köchin zu gehn und ihr zu sagen, daß sie das Essen aufträgt für meinen armen, armen Jungen, damit mir das Kind nicht hungert."

Herr Nicodemus eilte im Trabe davon; aber Junius rief: „Nein, liebe Mutter, ich brauche nichts. Bleiben Sie, lieber Herr Nicodemus! ich habe gegessen, ich bin ganz satt von Waldlust und Waldernst, ich habe alle Waldwunder in der rothen Beere gekostet."

Bei diesen Worten stutzte Frau Habichs schon einigermaßen. „Komm und iß! (sprach sie) es ist Dir nicht gesund, lieber Junius, wenn Dein Magen so lange in Insolenz bleibt; Du wirst mir sonst am Ende gar krank, Du armes, armes Kind!" (Neues Küssen.) „Nein Mutter! ich mag, ich kann nicht essen, gewiß nicht! Aber erzählen will ich Dir, viel viel erzählen. Denk Dir nur, was die alte Linde mir gesungen hat! Höre!" — und hier wiederholte er den ganzen Gesang des Lindenbaums. Seine Augen funkelten, seine Wangen glühten, seine Stirn bebte; so ergriff ihn die Erinnerung.

Die Mutter wollte ihn erst unterbrechen und liebreich schelten, aber, aufmerksam gemacht durch den Rhythmus, horchte sie auf, und horchte weiter und stand mit weit offnem Mund und vom Schreck aufgerißnen Angen da.

„Um Gottes Willen! was ist Dir, was fehlt Dir Kind? Um Gottes Willen, sprich!"

„Nichts fehlt mir, gar nichts; mir ist gar wohl,

liebe Mutter, und ich bin sehr fröhlich, denn denke Dir nur, was die Vögel im Garten singen!“ — Hier folgte das Lied der Vögel.

Frau Habichs sah betäubt und befremdet auf Junius, dann fragend auf Nicodemus.

Dieser sprach, blaß werdend, mit zitternder Stimme: „der Kleine sprach vorher von einer rothen Beere — — —“ Das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

„Und die hab' ich auch gegessen, und den ganzen Wald hab' ich nun in mir!“ rief Junius freudig.

„Im Walde, wo ich den Kleinen fand (stotterte Nicodemus weiter) habe ich früher einmal wahrgenommen, daß daselbst Tollkirsch —“

„Ach!!!“ (dies soll einer jener bekannten Schreckweiberkreische vorstellen, die sich übrigens durch die im Alphabet üblichen Vocale gar nicht ausdrücken lassen. Der Leser denke sich den richtigen Ton dazu.) Fort, fort zum Doktor! Gott, Gott! mein Kind ist vergiftet! Fort! Was stehn Sie noch? O Gott, o Gott, o Gott!“ —

Nicodemus rannte ohne Hut davon; Frau Habichs warf den Knaben, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, auf ihren Arm und lief wild, großen und kleinen Kamm aus den Haaren verlierend, so daß die Zöpfe und Locken herumflogen, in das Haus. Da setzte sie sich in einen Winkel, den Knaben auf dem Schooß, preßte und küßte und nudelte ihn, winselte, stöhnte, weinte und seufzte über ihm, bis Nicodemus

angerannt und mit ihm der dicke Doktor, bei jedem Schritt pustend und sich den Schweiß von der Stirn wischend, angewatschelt kam. Er ging auf den Kleinen zu, sah ihm in's Auge und faßte seinen Puls. Mit einem mißbilligenden, bedenklichen: „Hm, hm!" zählte er die Schläge. „Also keinen Appetit sagten Sie?" — „Nein (sprach Nicodemus) er will durchaus nichts essen."

„Hm, hm! (fuhr der Doktor fort) Widerwille vor Speise und Trank, fieberischer Puls, vergrößerte Pupille — bedenklich, sehr bedenklich! Und irre redet er schon, sagten Sie?" —

„Ja und er sprach auch von einer rothen Beere —" —

„Was wollt Ihr? (rief Junius, in dem die ganze Scene den Taumel der Lust noch nicht ganz verdrängt hatte). Es war eine Erdbeere, die hab' ich auch gegessen." Und nun begann er auf's neu vom Kosten der Waldlust und vom Liede der Linde und der Quelle und der Bienen schwärmerisch zu erzählen.

„Es ist kein Zweifel (fuhr der Doktor rasch dazwischen) er redet irr. Die Symptome, welche nach den besten Autoren bei Vergiftungen durch die in unserer einheimischen Flora allerdings vorkommende atropa belladonna oder populär: Tollkirsche, auch Wolfskirsche sich zeigen, sind ganz evident. Wir müssen sogleich ein Brechpülverchen anwenden."

„Vergiftet!!!" kreischte Frau Habichs nochmals laut auf und begann von neuem ihr Geheul, das sie

nur unterbrochen hatte, um den Doktor starr anstierend, den Urtheilsspruch von seiner Stirn zu lesen. „Also wirklich vergiftet? Ist keine Rettung mehr möglich?" —

„Wollen sehn, wollen sehn!" sprach der Doktor geheimnißvoll und hatte schon ein Pülverchen aus der Tasche gezogen; Nicodemus mußte aus der Küche eine mehr als unverschämt große Quantität lauwarmer Milch holen und trotz alles Sträubens, Schreiens und Zappelns (was ihm als Toben der Tollheit ausgelegt wurde und die Sache nur noch dringender machte) mußte Junius das Pulver verschlucken und Milch in fürchterlichen Zügen nachtrinken.

„Mein liebes, armes, goldnes Herzenskind! trink', trink', sonst stirbst Du!" rief einmal über's andre die Mutter, schmeichelnd und küssend, während Junius von der ihm mit Gewalt in den Hals gegoßnen Milch beinah erstickte und sie einigemal in krampfhaftem Sprudeln durch Mund und Nase von sich spritzte.

Die Wirkung kam bald; ein trauriger Wechsel auf den Ueberschwang der Waldwonne, dieses nicht leben und nicht sterben Können, dieses erstickende Würgen und ekle Vonsichgeben! Aber der grausame Doktor freute sich über die Todesqual des armen Knaben und sagte schmunzelnd: „Ganz nach Wunsch, ganz nach Wunsch! Werden noch helfen können, denke ich." — Der selig berauschte Zustand des Kna-

ben war durch die unfreiwilligen Eruptionen natürlich gründlichst vertrieben; trübselig, geduckt und nüchtern blickte er vor sich hin.

Der Doktor blieb noch eine Zeit lang da, um zu beobachten. Da er aber sah, daß Junius aufgehört hatte, irre zu reden (sie hatten's ihm wohl vergällt!), da er die Pupille nicht mehr erweitert und den Puls ruhig fand (ruhig aus Ohnmacht, so wie er vorher unruhig aus Ueberfülle des Lebens gewesen war) und da Junius, aller traumgesättigten Begeisterung enthoben, zuletzt, nach der gewaltsamen Ausleerung einen herzhaften Hunger spürte und demüthig um Essen bat, so empfahl sich der Dokter mit den Worten: „War ein Glück, daß Sie mich noch zu rechter Zeit in Kenntniß setzten; der Knabe ist jetzt vollkommen gerettet. Hätten Sie mich aber eine einzige Minute (mit Nachdruck) später rufen lassen, so wäre er unwiderbringlich (wieder mit Nachdruck) verloren gewesen. Fahren Sie nur mit der warmen Milch fort. Adieu!“ — Die ausgelaßne Freude der Frau Habichs äußerte sich nun so übermüthig und unsinnig, wie vorher ihre Angst und Verzweiflung. Sie rannte und hopste, nachdem die ersten Liebkosungen ausgestürmt hatten, und während Junius ein derbes Stück Rindfleich aß, aus einer Stube in die andre und sang dabei:

Rinaldino Rinaldini,
Er der Räuber allerkühnster ꝛc.

Und: Guter Mond, Du ziehst so stille ꝛc.

Und: Schönste Minka ich muß scheiden ꝛc.
und noch mehrere andre ganz neue Lieder. Dazwischen lachte sie hell auf, warf Thüren zu, lief Trepp' auf Trepp' ab, schalt sogar die Magd aus reinem Uebermuth, sprang dann wieder zu dem kauenden Junius und fragte: „Schmeckt Dir's mein Thierchen, mein Aeffchen, mein Hundelchen?" schmatzte ihn auf die Backen und lief und trällerte weiter. Jetzt erst fiel's ihr ein, Herrn Habichs, den sie ganz vergessen hatte, von Allem in Kenntniß zu setzen. Sie entsandte daher die Magd in den Thurm (ihr selbst graute davor), die die Sache mit möglichster Weitschweifigkeit, mit dazwischen gestreuten Wiederholungen und Ausrufungen und: „Nein, das hätten Sie sehn müssen!" und unerschöpflichen: „sagt er" und „sagt sie," zu Herrn Habichs herzlichem Verdruß aus- und abspann.

„Gut, geh' sie!" sagte er kurz und rechnete weiter.

Wer aber den eigentlichen Verlauf der Sache gekannt hätte, wie der Leser und ich, der würde ausgerufen haben:

Mon Dieu! tant de bruit pour une fraise!

Des andern Tages nach dem Mittagessen ergriff Frau Habichs schnell den Augenblick, ehe Herr Habichs noch in den Thurm gegangen war, um vor ihm und dem obersten Schreiber, der auch mit an der Tafel aß, ihr Ermahnungs- und Erziehungstalent in's gehörige Licht zu setzen, was freilich bei beiden

ganz verlorne Mühe war, denn Herr Habichs namentlich hielt alles und jedes Reden, das nicht die Abschließung eines Geschäftes herbeiführte, für einen schändlichen und müßiggängerischen Mißbrauch der Sprache.

Die Frau Habichs aber ließ sich durch seine Theilnahmlosigkeit nicht stören, denn sie gedachte, durch consequentes und nachdrückliches Reden dieselbe zu überwinden. Sie nahm Junius an ihr Knie und sprach im Triumph ihres Moralstolzes, preziös-pathetisch und affectirt-liebevoll: „Nicht wahr, mein lieber Sohn, Du wirst so was nicht wieder thun? Kinder dürfen sich nicht ohne Erlaubniß so lange von Hause excusiren. Und das notificire Dir für dein ganzes periculum vitae (sie wollte sagen: curriculum), mein lieber Sohn: man muß immer vorsichtig sein. Glaube mir, wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, der besudelt sich, und wer Pech angreift, der kommt darin um, und namentlich dürfen Kinder nie etwas naschen, was ihnen nicht von Erwachsenen gegeben worden ist.“ —

„Ich werde doch wohl eine Erdbeere im Walde essen können? (sprach Junius, schon verdrossen) für wen wächst sie denn, als für den, der sie findet?“ —

„Siehst Du, mein lieber Sohn? Da hast Du den Beweis: Kinder dürfen nie naseweis sein, denn Kinder haben immer Unrecht. Du hast keine Erdbeere, sondern eine Belladonna anthropos gegessen; das

hat der Herr Doktor, der ein sehr gescheuter Mann ist, gleich recognoszirt.“ —

„Der Herr Doktor weiß auch was Recht's! es war eine schöne rothe Erdbeere, weiter nichts. Ich werde wohl wissen, wie eine Erdbeere aussieht.“ —

„Siehst Du, siehst Du, mein Kind? Kinder dürfen nie klüger sein wollen, als große gescheute Leute; Kinder müssen nicht Alles besser wissen wollen.“ —

„Es war aber eine Erdbeere! (rief Junius, den das Gewäsch empörte, mit dem Fuß stampfend) mag der dumme Doktor sagen, was er will!“ —

„Gleich still, Junius! (fuhr ihn jetzt Frau Habichs an und pappelte dann weiter): Pfui, lieber Sohn! gute Kinder sind nicht so eigensinnig und ungezogen. Der dumme Doktor?! Wie, mein Sohn, Er, der Dich vom einleuchtendsten Tode gerettet hat und ein tiefgestudirter Medizinier ist? Laß mich so was nicht wieder hören! O, mein Kind: Undank ist das schwärzeste aller Laster, das notoficire Dir für Dein ganzes periculum vitae. Kinder dürfen nicht undankbar sein, sonst sperrt man sie ein und sie bekommen nichts zu essen.“ —

Aber jetzt war Junius in völliger Wuth, nicht über den Verweis und die Drohung selbst so sehr, als über den unsinnigen Wortschwall, aus albernen, abgenutzten Gemeinplätzen ohne Vernunft zusammengestoppelt. Thränen drängen ihm aus den Augen und wie er sein Schnupftuch aus der Tasche hervor-

zog, um sie zu trocknen, siehe! Da fiel das bisher vergeßne Guckglas heraus und rollte auf den Boden.

A. d. T. d. D. H.

Wenn ich höre, wie man Kinder oft durch allgemeine und althergebrachte Moralsentenzen (die noch dazu manchmal falsch sind), worin sie in der dritten Person Pluralis collectivisch agiren, zu leiten und zu bessern vermeint, so möchte ich jedesmal aus der Haut fahren. Welche unendliche und unredliche Ziererei liegt schon in solchen Sätzen, als da sind: Kinder müssen artig sein ꝛc. ꝛc. ꝛc.! Und welche unedle Verachtung der Kinder (von ihnen sehr wohl, wenn auch nur dunkel, gefühlt) ist darin ausgedrückt, daß man ihnen so wenig Sprachkenntniß zutraut, als ob sie den categorischen Imperativ: „das thue Du nicht!" nicht zu begreifen vermöchten, daß man ihnen so alle Anlage zu freier Vernunft abspricht, als ob sie nicht, aus dem Gebot oder Verbot für den einzelnen Fall, sich durch eigne Gedankenverbindungen das allgemeine, vernünftige Gesetz für alle Fälle abstrahiren könnten! Ein Moralcoder, aus solchen Gemeinplätzen gebildet, und dem Kinde eingebläut, macht es eben so wenig zum sittlichen Wesen, als ein Papagei, den man das Vaterunser und das Credo geläufig beibrächte, dadurch zum frommen Christen würde. Nichts ist schändlicher, als die innere Kraft des sich entwickelnden Menschen dadurch einzuschläfern und zu lähmen, daß man ihr Thätigkeit ersparen will

und ihr gleich von Andern erworbne Resultate hingiebt, statt daß sie selbst sich die Resultate erarbeiten soll; denn nur das ist des Menschen Eigenthum, was er errungen hat. Auch beruht ein solches Verfahren meist nur auf eigner Bequemlichkeit und Trägheit derer, die es anwenden. Hierdurch würde schon alles mühelose Abspeisen mit Moralgemeinplätzen, als den abstracten Resultaten einer langen innern Erfahrung, die das Kind selbst durchmachen sollte, verdammt, sollten diese Gemeinplätze auch weniger schief, nichtssagend und falsch angebracht sein, wie die, welche man den Kindern vorzuplappern und aufzubürden pflegt. Und was für Schaden richtet man nicht durch solches Aufzwingen an! Opponirt sich eine kräftige Kindernatur (was früher oder später immer geschieht) gegen die Zumuthung solcher Sentenzen und kommt durch Selbstdenken hinter ihre Hohlheit, dann geht der heranwachsende Mensch später leicht viel zu weit und beargwöhnt von Haus aus alles Positive in Moral, Religion und Staat (denn man hat ihn ja zum Mißtrau'n gezwungen) anstatt mit gutem Willen, vorläufig anerkennend und mit bescheidnem Forschen daran zu gehn. Wie weit dann diese zersetzende Richtung gehn mag, liegt außer aller Berechnung. Sie kann den Kern des Lebens auffressen, kann zu allen Ausschweifungen und Unthaten, ja zum Selbstmord führen.

Bringt man aber schwache Kinder dazu, eine

noch unverstandne Moral auf guten Glauben und ohne ferner darüber nachzudenken, anzunehmen, so ist das Unheil noch viel größer, denn man raubt ihnen für immer (was bei unsrem elend schematischen Gesellschaftszustande freilich so wenig in's Auge fällt, daß man es als Nebensache betrachtet) alle Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit des Geistes und Gemüthes. Man hört solche Kinder wohl gar mit der ihnen eingeplapperten Sittlichkeit, wie mit auswendig gelernten Sprüchlein, prahlen und sie zur Schau tragen, und sogar, o Tollheit! darüber gelobt werden, z. B. wenn sie sagen:

„Gelt, liebe Mutter, Kinder müssen Geduld haben?"

Hierdurch bildet man also Knechte und Heuchler. Ihre Seele wird am Ende so unterwürfig jedem ihnen mit Wichtigkeit Vorgeplapperten, daß wenn einer heimlich käme und sie in der Religion des mexikanischen Götzen Fizli Puzli unterrichtete, sie getreulich Fizli Puzlianer werden würden. —

Und für's gesellige Leben, welche Tröpfe werden sie! In der Regel findet man, daß alles Gespräch der Durchschnittsmenschen (namentlich aber der Weiber, als derer, die am meisten in der Erziehung verwahrlost und am wenigsten durch spätere Lebensverhältnisse gezwungen sind, aus sich selbst etwas zu machen) aus zwei ganz ungleichen, einander abwechselnden, durchaus unvermittelten und mit einander unverknüpften Elementen besteht, nämlich:

1) aus Sächlichem und Persönlichem, ohne alle Belebung durch Gedanken. Als z. B.: „Wo haben Sie das schöne Band gekauft? Oder: Haben Sie gehört, daß dem und dem eine Gehaltserhöhung bewilligt ist? Oder: Wissen Sie schon, der und der hat sich ja mit der und der verlobt? Darauf: Ist sie hübsch? Darauf: Das nicht grade, aber sehr gut und liebenswürdig. Oder: Gestern war ich mit meinem Bruder da und da zu Mittag eingeladen. Es sind sehr liebe Leute; wir hatten erst eine sehr schöne Krebssuppe, dann sehr zartes, kräftiges Rindfleisch mit rc. rc. rc. Oder: Der wievielte sind Sie bei Ihrem Regiment, Herr Camerad? Stehen Sie in einer angenehmen Garnison? Sind Sie mit dem Avancement zufrieden? rc. Und so geht es Stunden lang fort und die gedankenbedürftige Seele lechzt vergebens.

2) Das andre dieser beiden entgegengesetzten Elemente nun besteht wirklich aus Gedanken; aber nicht aus solchen, die die sprechenden Leute selbst gedacht haben, sondern (was freilich viel bequemer ist) aus solchen, die schon vor tausend Jahren von andern Leuten gefunden und seitdem von Millionen nachgesprochen sind, zu Deutsch: eben aus heillosen Gemeinplätzen. Da man aber diese so auf guten Glauben hingenommen hat, ohne ihrer ersten Entstehung nachzuforschen, da man mithin ihren ursprünglichen Zusammenhang mit den Gegenständen, Ereignissen und Persönlichkeiten

längst vergessen und auch nicht Lust hat, ihn denkend wieder herzustellen: so werden diese Gemeinplatzgedanken ohne allen Sinn und Verstand von allem Thatsächlichen entkörpert und nun in ihrer Kahlheit toll durcheinandergewürfelt; oder bringt man sie doch mit Thatsächlichem zusammen, so geschieht es in gedankenloser, willkürlicher mechanischer Mengung, so daß sie oft possierlich am unrechten Platze stehn. So geht manchmal ein Frauengespräch wohl eine Viertelstunde lang also fort:

(Es ist eine factische Trauergeschichte erzählt worden, und nun heißt's auf einmal ganz abrupt, wie folgt)

A. Ja, ja! der Tod schont weder Jung noch Alt.

B. Sehr wahr! und die Jugend trifft er oft am unerwartetsten.

A. Sehr wahr! und wie wenig Menschen sind fromm und fest genug, das Unerwartete mit Ergebung zu tragen.

B. Ach ja! wenn man's vorhersieht, so hat man doch Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen.

A. Nun, wie es auch komme; Gott legt uns ja nicht mehr auf, als wir tragen können.

B. Ach ja! und die Religion ist doch eine mächtige Tröstung.

A. Sehr wahr, meine Liebe. Und oft ist es am allerbesten mit uns gemeint, wenn wir am härtesten getroffen werden. Wie oft nimmt uns Gott das, woran wir unser thörichtes Herz allzu sehr gehängt

haben, aus der väterlich liebevollen Absicht, uns von der Ueberschätzung des Irdischen zu entwöhnen.

B. (Gerührt) Sehr wahr!

Schreckliche Salbaderei! Scheinbarer Zusammenhang bei sinnlosester Confusion! Scheinbare Ergießung edler Seelen und Aufschwung nach oben, bei schwächlichster, trägster, ja ich sage: unsittlichster Oberflächlichkeit! —

Wollten die Menschen doch begreifen, daß Gedanken ohne Sachen eben so werthlos, hohl und wesenlos sind, als Sachen ohne Gedanken. Erst da, wo eins im andern erschaut, eins aus dem andern herausgearbeitet wird, eins mit dem andern in lebendiger Beziehung und Wechselwirkung steht, so daß kein Factum ohne seine Idee, keine Idee ohne ihre Offenbarung im Factum bleibt, erst da hat man es mit wahrhaftiger Wirklichkeit und mit wahrhaftigen Gedanken zu thun, und so allein ist der Geist des Menschen auf eine würdige Weise beschäftigt, und jeder Mensch, der kein Vieh sein will, darf nur also denken und also sprechen. Aber (Gott bessre 's!) es ist bei uns so weit gekommen, daß diese Art der Anschauung und der Aeußerung im Gespräch ein ausschließliches Monopol und Merkzeichen der Geistreichen ist. Ja das Uebel hat unser ganzes geselliges Leben so vergiftet und ausgehöhlt, daß ein halbwege vernünftiger Kerl, dem wesenloses Geschwätz zum Ekel ist, fast gezwungen wird, die Rolle des scheuen Menschenfeindes zu über-

nehmen, da er sich, mit Ehren, beinah mit keinem Menschen mehr abgeben kann.

Also, wie oben gemeldet: das Guckglas des Onkels Holofernes rollte auf dem Boden.

„Was ist das?“ rief Herr Habichs, es rasch erkennend, indem er seiner Frau einen strengen, fragenden Blick zuwarf.

Diese, vom Triumph erzieherischer Wohlredenheit plötzlich herabgestürzt zu verlegner Schuldbewußtheit, sprach, sich gleichgültig stellend: „Ach's ist das Guckglas des Onkels Holofernes. Ich gab es ihm gestern.“

„Gieb her!“ befahl Habichs dem Knaben, der es schon aufgerafft hatte. „Nein lieber Vater! es ist mein (sprach der); das ist ja das schöne Glas, durch das ich gestern so viel herrliche Wunder sah und das alle die süßen Stimmen weckte, die mir Alles zugesungen haben, was ich gestern erzählte und wo der dumme Doktor meinte, ich redete irre. Und was ich gegessen, war doch eine Erdbeere, weiter nichts!“—

„Gleich her damit! (rief Habichs und entriß es ihm) da haben wir die Phantastereien Ihres gelehrten Herrn Bruders, des Müßiggängers“ (sprach er spottend zu seiner Frau). Wie konnte man dem Kinde das in die Hand geben? Ich selbst erinnre mich, daß ich damals Dich durch dies heillose Glas in Gestalt einer Gans vor mir sah.“ —

„O Gott! (rief Frau Habichs) wenn es gesetzten

Leuten solche Albernheiten vorspiegeln kann, so mag es wohl leicht ein armes, unwissendes Kind verrückt machen. Auch ich erinnre mich, daß ich Dich, lieber Mann, als einen verdrießlichen Raben vor mir sitzen sah.“ —

„Tollheit und kein Ende! (rief Habichs im ernstesten Aerger) die Gans ließ ich mir noch gefallen, da liegt doch einiger Sinn drin.“ —

„So mein Herr? (eiferte Frau Habichs aufgebracht), einiger Sinn drin, mein Herr? Ei, mein Herr! wenn das so ist, mein Herr! so scheint mir, mein Herr! daß das Glas eben nicht so sehr zu verzerren brauchte, um Sie, mein Herr! als traurigen, trübseligen, gefühllosen Raben erscheinen zu lassen, mein Herr!“ —

„Schon gut, schon gut!“ brummte Herr Habichs, indem er das Glas an's Auge führte und scharf hindurch sah. Er schüttelte den Kopf. „Ich sehe jetzt gar nichts Besondres durch das Glas, sondern Alles, wie es wirklich ist,“ sprach er und reichte es seiner Frau. Auch diese sah durch. „Ich sehe auch jetzt nichts Exegetisches (Excentrisches meinte sie). Mit der Gans das wird wohl nur eine calumniöse Convention (sie meinte: Invention) von Ihnen gewesen sein, mein Herr Gemahl!“ —

„Und das mit dem Raben eine dumme Weibereinbildung“ erwiderte er.

In der That sahen beide diesmal nichts Außergewöhnliches durch das Glas. Nur damals, in einem

Augenblicke besondrer Weihe, war es ihnen vergönnt gewesen, eine Ahnung tieferer Wahrheit flüchtig dadurch zu erschauen. Der oberste Schreiber versuchte auch, und sah nichts. Nicodemus versuchte auch. Dem schwamm es vor den Augen, und einen Moment lang glaubte er wirklich, die Bilder der Gans und des Raben aus dem Gewirr tauchen zu sehn; dann verwischte sich Alles wieder. Aus Höflichkeit aber (vielleicht auch aus noch unklarer fernerer Absicht) versicherte auch er, er finde durchaus nichts Besondres an dem Glase.

„O! hier könnt Ihr auch nichts sehn (sprach Junius); aber kommt nur mit mir in den Garten, da müßt Ihr die Blumen und Bäume und den Himmel ansehn, dann werdet Ihr schon Wunder erfahren. Kommt und gebt mir mein Glas!“ —

„Nein (sprach Herr Habichs) das Glas bekommst Du nicht wieder. Mag daran sein, was da will: so viel ist gewiß, daß der Junge auf dem besten Wege ist, darüber verrückt oder doch zum Phantasten zu werden. Es war höchst unvorsichtig, es ihm nur in die Hände zu geben. Von nun an werd' ich es selbst aufbewahren. So sprechend stand er auf und ging auf die Thür zu, den Knaben, der ihn weinend und schreiend: „Es ist mein Glas!“ am Rockschooß gefaßt hatte, von sich los schüttelnd, und ihm die Thür vor der Nase zu werfend.

Junius konnte sich über den Verlust des Glases gar nicht zu gute geben; er sah sein junges, kaum

gekostetes Glück zertrümmert. Als seine Spielzeit da war, widersetzte er sich förmlich, ohne sein Glas in den Garten zu gehn, anstatt daß man ihn sonst mit Mühe davon zurückhielt, bis es ihm erlaubt war. Nur durch das Schelten und Drohen seiner Mutter ließ er sich endlich aus dem Hause vertreiben. Weinend und schluchzend ging er unter die Linde, setzte sich in's Gras und mochte gar nicht aufschau'n. Endlich that er einen Blick in die Zweige und wie groß war sein freudiger Schreck, als er Alles schaute und hörte, wie gestern mit dem Glas vor dem Auge. Er hielt es erst für Einbildung und schaute länger und länger; aber immer herrlicher und lebendiger ward Alles umher und von allen Blättern säuselten süße Trostesworte in sein Herz. Die Kraft des Glases war unwiderruflich in sein lebendiges Auge übergegangen. Entzückt sprang er auf: „Aha! (rief er in schadenfroher Wonne) die Augen könnt ihr mir doch nicht ausreißen und in den Schreibtisch verschließen!“ —

Froh trieb er nun sein Wesen fort, aus dem unerschöpflichen Quell in vollen Zügen Weisheit und Seligkeit trinkend. Aber er war vorsichtiger geworden. Er wünschte nicht, daß der Genuß reinster Wonne fürder noch mit dem Einnehmen von Brechmitteln abwechsle. Deshalb trieb er sich immer nur in den festgesetzten Stunden im Garten und der angrenzenden Wildniß umher und theilte die Fülle süßer Gesänge, die aus Wald und Flur ihm zuström=

ten, seiner Mutter und seinem Lehrer nicht mehr mit. Er würde wohl auch das erstemal geschwiegen haben, wenn ihn der ungewohnte Zustand geister Trunkenheit nicht fortgerissen hätte; denn was er in sich fühlte, war so heiliger und tiefer Art, wie es ächte Gemüther am liebsten schweigend in sich selbst verschließen, um nicht durch mißtönendes Hereinreden von außen im ernsten Sinnen darüber gestört zu werden.

A. d. T. d. O. H.

Meist findet man das, was man Offenheit nennt, im höchsten Grade just bei den leichtfertigsten und gedankenlosesten Menschen; das, was man Verschlossenheit nennt, hingegen grade bei den tiefsten, reichsten und treuesten Gemüthern. Und wirklich: ich theile mich gern mit und liebe ein volles, freies Ergießen des Gesprächs beim Becherklange; Alles, was ich Edles gedacht, sei nicht für mich; es sei, wo möglich, für die ganze Welt erobert. Aber dennoch giebt's ein Allerheiligstes im Gemüth. Was dort im innersten Kern, im Verborgnen prangt, das mag ich nicht hervorholen und im allgemeinen Licht des Tages eitel und kindisch glitzern lassen. Es bleibe da in heiliger Nacht! selbst meinem Seelenfreunde, sei er der edelste Mann, selbst meiner Geliebten (wenn ich eine hätte) darf ich in dürren Worten nicht Kunde davon geben. Weshalb? Ich könnte einen einzigen schiefen Ausdruck brauchen, der Andre

könnte einen einzigen Ausdruck schief fassen, und mein Götterbild, von einem Hohlspiegel reflectirt, würde zur Fratze, entweder gemein und alltäglich oder gar mißgestaltet und lächerlich.

Was hätte der Mensch überhaupt am Menschen zu sinnen und zu forschen, wenn jeder sich gleich, bis zum innersten Grund seines Wesens, wie ein Einmaleins, auswendig hersagen könnte? Was hätte der Mensch am Menschen zu lieben, wenn nicht das Unausgesprochne, nie ganz Erforschte? Vom Heiligsten in uns, direct auseinandersetzend, Bericht zu erstatten, ist eine schamlose Entweihung. Hat der Andre ein geistiges Auge, das würdig ist, es zu schauen, so möge er still einen jener seligen Augenblicke erwarten, wo der Wolkenvorhang zerreißt und ein rascher, fassender Blick in's Innerste des Tempels dem Würdigen gegönnt ist. Was er da in mir erschaut und erkennt, das ist sein, so gut als mein, aber mehr geahnt, als hausbacken begriffen, und in solchen Augenblicken wird das hohe Fest der Freundschaft wie der Liebe gefeiert. Ich selbst aber darf in Worten nichts davon offenbaren, außer in der Dichtung. Da darf ich es, denn da geschieht es auf eine mir unbegreifliche, göttliche Weise; und überdies ist die Dichtung kein um's Maul geschmierter Brei, sondern auch wieder nur Hieroglyphe, die nur der Würdigste sich ahnungsvoll zu deuten weiß.

Nur seiner kleinen Schwester Malwina, die noch, wie eine Blume, halbbewußt lächelnd in der Wiege lag, vertraute Junius all seine Wonne an. Oft wenn niemand anders dabei war, saß er da und wiegte sie und sang der noch nichts Verstehenden zu, was ihm Wald und Wildniß anvertraut hatten. So sang er einmal Folgendes.

(Der vershassende Leser wird gebeten, es zu überschlagen, da es sehr lang und auch etwas langweilig ist.)

Wenn von fernen Donnerschlägen
Leis des Felsen Stirn erbebet;
Dann erwacht ein mächtig Regen,
Und ein alt Erinnern lebet:

Wie er einst umhergerissen
Ward im Riesenkampf der Kräfte,
Als in wüsten Finsternissen
Zuckten erste Flammenschäfte.

Ha! das war ein lustig Ringen,
Lebenstobend, ungeheuer,
Wie erstickend sich umschlingen
Jene Riesen: Meer und Feuer.

Ungeformte Bergesmassen,
Denen: Halt! noch nicht geboten,
Durften mit im Kampf sich fassen;
Jetzo ruh'n sie, wie die Todten.

Welch ein Krachen, Gähren, Sieden!
Welch ein Zischen, Wühlen, Schäumen!
Auch dem Felsen war's beschieden,
Lebenstrotzig sich zu bäumen.

Doch da fuhr von Gottes Bogen
Mildes Licht in Schauern nieder,
Und die leichten Pfeile flogen
Tödtend durch die Riesenglieder.

Ein Versöhnen und Vertheilen
Breitete sich aus gelinde;
Fels muß ewig träg' nun weilen,
Rings umhöhnt vom flücht'gen Winde.

Daß da leben Zwerggeschlechte,
Starrt im Tod der Riesen Orden,
Kriegern gleich, die im Gefechte
Plötzlich sind versteinert worden.

Trotzen noch mit wilden Stirnen
Himmelauf, des Zorn's Bildsäulen,
Schwingen noch die zackigen Firnen
Sternen zu wie droh'nde Keulen.

Und hat der Gewalt'ge droben
Auch den schönen Kampf erstarret,
Mag die Kraft im Stillen toben,
Die auf neues Chaos harret.

Doch des Lichtes süßes Kosen
Nie entmark' es uns die Glieder!
Erst bei Wetterschlag und Tosen
Bricht die alte Fessel wieder.

So tönt' es in grollendem Grimme,
Tief innen aus felsigtem Kern,
Da sangen mit säuselnder Stimme
Die Wellen des Meeres von fern.

Und weich aus dem Weichen enttauchet,
So lieblich, gewaltig und groß,
Wie Schäume zusammengehauchet,
Entsteigt's aus dem schäumenden Schooß.

Es wandelt die Siegerin: Liebe,
Die Allesgebärende hin
Und wandelt zu schaffendem Triebe
Den wüsten titanischen Sinn.

Die ewige Schöne, sie streuet
Die Keime zu lieblichem Sein;
Allleben nun reget und freuet
Und zeuget sich friedlich und rein.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Welch ein süßes, frisches Hauchen
Hat des Felsen Brust getroffen!
Muß er ganz in Balsam tauchen
Seinen Leib, den harten, schroffen?

Junge schwanke Rosenbüsche
Weh'n vom Haupt ihm mit Genicke,
Schauen auf zur Himmelsfrische,
Tausend holde Kindesblicke.

Wirre Ranken lächelnd schlüpfen
Um die Stirne rings dem Allen,
Voller Muthwill' sich verknüpfen,
Und ihn süß gefangen halten.

Und es rieseln milde Quellen
An der Brust des Stolzen nieder,
Frische Blumenrasen schwellen,
Wecken frohe Lerchenlieder.

Ließ ich dennoch mich bethören?
(Denkt er, schüttelnd leis die Locken)
Schlummr' ich nun bei weichen Chören,
Ließ die alten Kräfte stocken?

Liebe ward aus altem Zorne
Durch ein süßes Wellenhauchen,
Der, wie einem heil'gen Borne,
Goldne Kräfte nun enttauchen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ward ich bei dem Tausche schwächer?
Leben quillt aus meinen Wänden;
Als der alte, dunkle Rächer
Konnt' ich nicht ein Blümlein spenden.

Wie das sprießt und sich entfaltet!
Wie das grünt und wächst und schaukelt!
Wie das kräftig sich gestaltet!
Wie das leicht und lieblich gaukelt!

Das ist That und Kraft des Lebens,
Nicht des Chaos dumpfes Toben;
Das ist Preis des Heldenstrebens
Von der Liebe Hand gewoben.

Nur von Deiner Hand, der weichen,
Sei mein Thun mir zugemessen;
Nichts wird meinem Glücke gleichen,
Und das Chaos ist vergessen.

Dies und noch vieles Andre sang Junius seiner kleinen Schwester Malwina vor, die natürlich nicht das Mindeste davon verstehen konnte und die höchstens, wenn der Tact und Gleichlaut des Verses ihr junges, ungeübtes Ohr zauberisch berührte, ein dunkles Gefühl des ersten, kindischen Erstaunens haben mochte, wie etwa die eben aufbrechende Knospe beim Lied der Nachtigall. Junius führte so, unbewußt, die

Theorie seines Onkels Holofernes von der Macht der ersten Eindrücke praktisch aus, und, hiernach zu schließen, mußte Malwina's Seele schon früh zu reiner Harmonie gestimmt werden, da die ersten, ihr noch unverständlichen Worte, die sie zu hören bekam, rhythmisch und harmonisch ineinander klangen.

Aber für Junius kam jetzt eine schwere Zeit. Er sollte nämlich nun, da er lesen und schreiben konnte, auch rechnen lernen, und zwar, wie der Leser weiß, auf's gründlichste. Man kann leicht denken, daß er jetzt, wo süße Melodieen fortwährend sein Haupt durchsäuselten und, ihn von allem Andren abziehend, ihn ganz gefangen hielten, noch viel weniger fähig und willig zum Lernen war, als sonst, zumal zum rechnen Lernen. Auch zeigte sich schon in der ersten Lehrstunde seine totale Uncapacität. Mit Mühe konnte er nur zur Aufmerksamkeit gebracht werden, und war das auch durch unangenehme Drohungen und Scheltworte gelungen, so stierte er dumm auf sein Blatt und in's Gesicht des Herrn Nicodemus. Dieser demonstrirte sich matt und heiser, und wenn er dann endlich gewiß war, den Knaben unbestreitbar überzeugt und gewonnen zu haben, so fand sich, daß dieser gar nicht wußte, wovon die Rede gewesen war. Er starrte den Lehrer an und benahm sich wie ein Blödsinniger; es war kein Wort aus ihm heraus zu bringen, so daß Nicodemus und Frau Habichs ihn für böswillig verstockt hielten. Herr Habichs, dem die Sache endlich nicht mehr vorenthalten

werden konnte, ging so weit, ihm ein Paar Ohrfeigen zu geben. Das hatte aber keine andre Folge, als daß Junius einen Tag und eine Nacht hindurch bitterlich weinte. Auch Versprechungen und Geschenke fruchteten nichts. Junius versuchte wirklich, sich Mühe zu geben und zu begreifen. Aber so wie sein Lehrer nur von Zahlen sprach, war es ihm ganz so, als höre er irgend ein barbarisches Kauderwälsch, das unmöglich zu enträthseln sei. Die Klänge und Zeichen, die dabei gebraucht wurden, verfolgten ihn wie Gespenster selbst in die schöne Welt, wo er sich sonst heimisch und selig fühlte. Er kam zu keinem frohen Augenblicke mehr. Einmal des Nachts träumte er, er wandle sinnend, mit gesenktem Haupte, in der grünenden, blühenden Wildniß hinter dem Garten. Auf einmal rannte er mit der Stirn hart an einen hohen, graden Pfahl, den er sonst nie da gesehen hatte. Als er ihn aber näher ansah, war es die 1. Er lief voll Angst und Schreck davon, die 1 aber rutschte hinter ihm her, und auf ihn zu watschelte ein großer Vogel, ähnlich einem Schwan, mit langem, gebognen Hals und spitzem, nach unten gerichteten Schnabel; der hackte immerfort nach seinem Auge; das war aber die 2. Entsetzt sprang er seitwärts; da zischte ihm entgegen eine Klapperschlange, die tanzte auf dem Schwanz, erhob sich in großer Krümmung, kringelte sich dann in einer zweiten, kleineren, in die Höh, den Kopf nach unten auf Junius gerichtet; das war die 3. Er wollte fliehen;

da stand vor ihm seines Vaters große Nase, auf eine Stange gesteckt, wie einst die irdenen Schlangen in der Wüste, und wehrte ihm den Ausgang; das war die 4. Und unten an der Stange war ein blankes Beil an krummem Stiele, der am Ende beweglich befestigt war, das hackte immerfort maliziös auf die Erde, so daß es ihm die Füße abgehackt hätte, hätte er einen Schritt weiter gethan; das war aber die 5, verkehrt liegend. Ein schmaler Ausweg blieb ihm noch, um dem Pfahl, dem Vogel, der Schlange, der Nase, der Axt zu entwischen. Darauf rannte er zu; aber entsetzt stutzte er, denn den Ausgang hielt versperrt ein aufgerichteter Galgen, an dem baumelte ein Strick, zur Schleife gelegt, weit offen, hin und her und schnappte nach Junius Kopf und Hals, um ihn dann herauf zu ziehen und zu hängen. Das war aber die 7, an der die 6 baumelnd hing. Entsetzt prallte er zurück, als die schwankende Schnur schon sein Kinn berührte.

Jetzt stand er regungslos, im Kreise um ihn her die höllische Versammlung der spukhaften Zahlenungethüme, die immer näher rückend, ihn bedräuten und ängstigten. Er wollte laut aufschrein, aber das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu.

Wie er so wild und verstört im Kreise herumblickte, ob kein Mittel zur Flucht offen sei, fühlte er plötzlich den Fuß ekelhaft berührt. Rasch sah er zu Boden und siehe! ein ungeheurer breitgeplatschter Scorpion war auf ihn zugekrochen und zwackte mit

zwei großen, krummen Scheeren nach seinem Bein. Das war aber die auf der Erde kriechende 8. Jetzt aber gab der äußerste Schreck ihm Kraft zu einem angstgepreßten Schrei, den er zu lang stöhnendem Gebrüll ausdehnte und sich dadurch selbst erweckte. Er schlug die Augen auf, schnell erfreut, daß es nur ein Traum gewesen sei, da — hu! zum Fenster hinein guckte ein großes, rundes, bleiches Gesicht, das sich an einem dünnen krummen Hals über das Sims des Fensters bog; das war aber die 9. Jetzt schrie er überlaut! „Mutter, Mutter!" versteckte sein Gesicht in's Kissen und schwitzte über und über. Die Frau Habichs war durch das vorige Schreien und durch diesen Ruf völlig wach geworden, kam aus der Nebenstube herzu und fragte besorgt, was ihm wäre. Weinend und verwirrt gab er unzusammenhängenden Bericht.

„Du hast nur geträumt (sprach sie) schlafe wieder ein und sei still, lieber Junius!" Junius wagte einen Blick nach dem Fenster; da sah er, daß das Gesicht mit dem krummen Halse nichts war, als der Mond, von dem ein gekrümmter Wolkenstreif sich herabzog. Da ließ er die Mutter gehn und schlief wieder ein. Jetzt schwebte er über einem stillen, runden See und schwebte leise hinab und in die Wellen, die leis über ihm zusammenschlugen und ihn in bewußtlosem Selbstvergessen begruben. Der See aber war die 0, in der schlief er ruhig, bis zum Morgen.

Natürlich hatte ihm dieser Traum eben keine größere Lust zum Rechnen beigebracht. Nicodemus, der seine Existenz bedroht sah (denn die Versuche dauerten nun bald ein Jahr, und Junius wußte noch gar nichts) wurde ganz gegen seine eigentliche Natur, aus Selbsterhaltungstrieb, streng und hart und peinigte den armen Jungen unaussprechlich. Aber auch das half nichts, und Nicodemus mußte noch obendrein von der Frau Habichs Artigkeiten darüber hören, als: „Aber Herr Nicodemus! Sie mißhandeln das arme Kind. Wenn Sie nicht wissen, wie man mit gebildeten Kindern umzugehn hat, so hätten Sie ganz wegbleiben können.“

„Aber der Kleine lernt sonst nichts, Madame; Strenge ist durchaus nöthig.“ —

„So urtheilen Sie vielleicht von Sich (sprach sie mit emporgeworfener Nase vornehm verächtlich). Bei Kindern Ihres Standes mag dieser Prinzipius gelten; aber gutgearteten Kindern aus guter Familie, wie mein Junius ist, bringt man Alles mit Liebe und Güte bei, wenn man die rechte Methode hat. Aber freilich: Methode muß man verstehn, sonst bringt man es zu nichts, und es scheint mir fast, daß wir uns von Ihren Talenten als Lehrer zu sanguinäre Hoffnungen gemacht haben.“ —

Als Nicodemus merkte, daß der Wind daher blies, und daß seine Existenz auf jeden Fall gefährdet sei, er möge nun streng sein, oder mild, ging er plötzlich, nachdem er seines Schülers Verschwiegenheit und

Verschmitztheit erst gehörig sondirt hatte, zu einem ganz entgegengesetzten System über. Der Selbsterhaltungstrieb ließ ihn, da seiner Hauslehrerschaft Schiffbruch drohte, alle seine natürliche Redlichkeit als hinderlichen Ballast über Bord werfen, und er stiftete mit Junius ein Complott, die Eltern beide fortan zu betrügen. Unter dem Vorwand, Junius dürfe während der Lehrstunden durch nichts gestört und zerstreut werden, wenn er etwas fassen solle, was ihm schwer werde, schloß er sich jetzt, was er sonst schon mitunter gethan hatte, regelmäßig mit ihm in sein eignes Zimmer ein. Da ließ er ihn lesen und treiben, was er wollte, und schrieb ihm nur einige kleine Exempel nebst ihrer Lösung auf, die Junius blos ganz mechanisch abzuschreiben brauchte, und die dann als Ergebniß der Lehrstunden vorgezeigt wurden. Vorsichtig lobte er erst des Junius Fortschritte nur ganz mäßig, ward aber nach und nach dreister darin, so daß Junius, abschreibend, von einer Rechnungsart zur andern überging, ohne die erste je begriffen zu haben. Fiel es Herrn Habichs einmal ein, sich von den Kenntnissen seines Sohnes selbst zu überzeugen, so wußte es Nicodemus immer so einzurichten, daß er selbst den Knaben examinirte, und dann hatte er schon längst vorher ihn mit unsäglicher Mühe etwas auswendig lernen lassen, was grade zu dem jedesmaligen vorgefabelten Standpunkt paßte, und das Junius dann auf Befragen herplapperte.

Heer Habichs aber war des Abends stumpf vom Thurmsitzen und mithin leicht zu täuschen.

Auf diese Weise hoffte Nicodemus die Sache noch einige Jahre hinzuhalten und so lange noch Unterhalt und Sold zu genießen. Bis dahin aber glaubte er sich einen andern selbständigern Lebenserwerb gesichert zu haben. Denn nicht der Selbsterhaltungstrieb allein hatte ihn zu seinem neuen System vermocht; nein! er gewann auf diese Weise auch Zeit für sich selbst, und die brauchte er vollauf, denn er hatte gar große Dinge vor. Damit hatte es aber folgende Bewandtniß.

Der Leser erinnert sich, daß Nicodemus, obgleich er es nicht gestand, an dem Guckglas des Onkels Holofernes allerdings etwas ganz Außerordentliches bemerkt hatte. Gar zu gern hätte er das Glas gehabt, um fernere Versuche damit anzustellen, aber er wagte nicht, Herrn Habichs darum zu bitten, denn er wußte wohl, daß man es ihm doch nicht anvertrauen würde. Nun kam es, daß Herr Habichs ihn einmal mit sich in seine Stube nahm, um ihm sein Honorar zu bezahlen. Da sah er, als dieser den Schreibtisch öffnete, das geheimnißvolle Glas, mächtig lockend, in einer Ecke desselben versteckt liegen. Er konnte nicht widerstehn. Sich nonchalant stellend näherte er sich dem Tisch und stützte sich nachläßig drauf, und als Habichs sich einen Augenblick abwandte, wagte er einen raschen Griff, und in der Tasche war das Glas. Er wollte es nicht grade

stehlen, aber benutzen, und dann heimlich wieder hinpractiziren; dennoch glühten seine Wangen und seine Kniee zitterten. Herr Habichs aber merkte die Entwendung nicht.

Nicodemus nahm nun einen einsamen Augenblick, als er im Garten umherging, wahr, und nachdem er sich scheu umgesehen, ob ihn auch Niemand von den Fenstern des Hauses oder von einer Laube aus beobachten könne, führte er das Glas keck zum Auge und schaute umher. Nun erwachten zwar nicht tausend süße Lieder für ihn, wie damals für Junius; aber doch stand er plötzlich ganz verdutzt da und sperrte den Mund weit auf. Endlich sammelte er sich und guckte noch einmal, und das Staunen trieb ihn zum lauten Selbstgespräch:

„Wie ist mir? Was schaue ich da, was ich sonst nie gewußt? Siehe! wie das Monocotyledon (es stand nämlich ein kleiner Palmbaum des Sommers im Freien in einem großen Topfe) jedes Jahr von innen herausschießt in neuem Stengel und wie das Leben im Inwendigen durch die Canäle steigt! Und schau das Dicotyledon! wie es von Jahr zu Jahr eine neue Schicht von Lebenscanälen von außen rundum ansetzt, und wie die Lebenskraft in der äußersten Schicht, um den erstorbnen Kern herum, auf- und ab steigt. Und schau das feine, spiralförmig zu Strängen gedrehte Zellgewebe! Wie der Lebenssaft, von den Wurzelfaserspitzen getrunken, in den feinen Canälen emporgesogen bis zur äußersten Blattspitze

aufsteigt, und wie er, durch das andre System von Canälen, geläutert und kräftigend zurückfließt bis zur Wurzel! Und schau im weißen Zellgewebe des Blattes die unendlich kleinen, farbigen Kügelchen, die, zusammenschimmernd, es mit jenem frisch grünen Farbenglanz überhauchen! Und was Alles sehe ich nicht sonst noch! O ich Glücklicher! Wie viel kann mir das einbringen! Das kann mir eine selbständige Existenz verschaffen und ich brauche nicht mehr vor der Frau Habichs zu stehen, wie ein bepißter Pudel, wenn sie mir unausstehliche Grobheiten in's Gesicht wirft." —

Nicodemus war außer sich; aber er überwand sich, und ließ sich nichts merken. Von Stund an beschloß er, das Guckglasstudium regelmäßig und fleißig zu betreiben. So oft er konnte, that er es im Garten und in der Wildniß selbst; sonst aber steckte er allerhand Pflanzen in die Tasche und trug sie auf sein Zimmer, wo er halbe Nächte lang an ihnen schaute und forschte. Und Alles wurde ihm klarer und klarer, nicht nur die mechanische und chemische Zusammensetzung der Theile, sondern alle organischen Functionen sah er deutlich und unwiderlegbar durch das Guckglas; das Keimen, Wachsen, Athmen, Blühen, Begatten der Pflanzen, Alles sah und verstand er. Er borgte sich ein ganz neues, berühmtes botanisches Werk und verglich seine Beobachtungen mit den darin niedergelegten. Wo der Schriftsteller mit sich einig war und klar und frisch von der

Leber weg sprach, da stimmten die Beoachtungen überein. Wo dieser aber dunkel und verworren wurde und die Unsicherheit und Verlegenheit des Nichterkennens nur schlecht hinter hohem Wortkram und abentheuerlichen Hypothesen verbarg, da sah Nicodemus, lächelnd, wie Alles ganz anders und wie oft der ganze Wirrwarr durch ein einziges Wort zu lösen sei.

Jetzt kam ein neuer Geist über Nicodemus. Was er erst nur als Existenzmittel, um äußren Vortheils Willen, ergriffen hatte, das überwältigte ihn jetzt. Es erwachte wirklich ein höherer wissenschaftlicher Sinn in ihm und mit Begeisterung (so weit er deren fähig war) beschloß er, ein tüchtiges Werk voll neuer Aufschlüsse zu schreiben. So mächtig wirkte das Guckglas selbst auf diesen, von Natur ziemlich nüchternen Menschen. Es schien überhaupt auf jeden nach Maaßgabe seiner Geistesfähigkeit zu wirken. Nicodemus hatte doch durch Erziehung und Beschäftigung einen gewissen wissenschaftlichen Beischmack gewonnen und sah daher mehr durch das Glas als die Andern, die in den Gänsen und dem Raben nur eine sehr triviale Satire auf ihre eigne Trivialität gesehn hatten.

An diesem Werke nun arbeitete Nicodemus Tag und Nacht und dazu benutzte er auch die unterschlagnen Lehrstunden. Und wie sein Manuscript wuchs, bekam er, genau im Verhältniß der Bogenzahl, immer mehr Respect vor sich selbst. Als er einige Druckbogen daliegen hatte, faßte er den muthigen Entschluß, diesen seinen

Selbstrespect auch gegen seine Umgebung geltend zu machen. Er wurde weniger dienstfertig gegen die Frau Habichs. Diese merkte es und wurde erst empfindlich, dann einmal unangenehm. Aber inzwischen war das Manuscript des Nicodemus und mit ihm seine Courage wieder gewachsen. Er wagte das Unerhörte und wies das unangenehm Werden der Frau Habichs mit Ernst und Würde zurück. Diese, ganz verblüfft, nicht mehr den demüthig apportirenden Pudel vor sich zu sehn, wußte erst gar nicht, was sie sagen sollte. Nicodemus harrte ihrer Antwort, über seinen eignen Muth erbebend. Und siehe! ganz wider Vermuthen lenkte sie ein und vertuschte. Das Manuscript wuchs noch mehr; Nicodemus wurde kalt und stolz; Frau Habichs erschrack, ließ es gelten und wurde artig. Das Manuscript wuchs noch mehr; Nicodemus wurde categorisch und nach Umständen grob; Frau Habichs schwieg, fürchtete sich vor ihm und wurde zuvorkommend. Das Manuscript wuchs noch mehr. Nicodemus wurde impertinent und fordernd und siehe! Frau Habichs war die Geschmeidigkeit und Gefälligkeit selbst und sah ihm alle seine Wünsche von den Augen ab.

Nun sah Nicodemus zu spät und seufzend ein, wie er sich schon längst hätte bessere Tage bereiten können, denn er konnte ja auch eben so gut ohne Manuscript (von dem die Frau Habichs gar nichts wußte) von Anfang an successive grob werden, und der Erfolg wäre derselbe gewesen. Diese einfache

psychologische Wahrheit war ihm aber früher nie in den Sinn gekommen. Uebrigens hätte ihm die wissenschaftliche Selbstachtung allein doch nicht den Muth zu diesem Verfahren gegeben, wenn ihr nicht, als Arrieregarde, die gewisse Hoffnung auf epochemachenden, schriftstellerischen Erfolg, folglich (diesen Schluß zieht nämlich der unpraktische, unbewanderte Nicodemus, nicht Schreiber dieses) auf viele, schwere Geldsäcke den Rücken gedeckt hätte. Denn Nicodemus sah sich nun schon als einen gemachten Mann an, von dem allein es abhinge, sich jeden Augenblick von aller Welt zu emanzipiren und unabhängig hinzustellen.

Von dem betrügerischen Treiben des Nicodemus und ihres Sohnes in Hinsicht der Lehrstunden merkte Frau Habicht nicht das Mindeste; erstens, weil sie überhaupt nichts davon verstand, und zweitens, weil sie nun sich mit völliger Wuth dem Lesen der verrücktesten Romane hingegeben hatte. Diese verschaffte Nicodemus ihr nach wie vor; aber er sah das nun nicht mehr als einen schuldigen Knechtsdienst an, sondern im Gegentheil als ein Mittel, sie zu tyrannisiren. Er durfte nur Miene machen, in seiner Dienstfertigkeit aufzuhören oder gar Herrn Habichs die Lectüre zu verrathen, so ließ sich die geängstete Frau um den Finger wickeln. So saß sie nun den ganzen Tag, das hochrothe, erhitzte Gesicht mit verschlingenden Augen auf's Buch geneigt, während die Finger ihren gewohnten Ballettanz mit den Stricknadeln

blindlings fortsetzten und je kürzer (durch's Ablesen) der Roman wurde, desto länger wurde (durch's Anstricken) der Strumpf, und je bachantischer sie die Buchstaben vor ihren Augen vorbeitanzen ließ, desto bachantischer tanzten unten die Stricknadeln dazu. Wenn sie dann so ein Ungeheuer von fratzenhafter Unnatur, Schwulst und unlauterer Glut verschlungen hatte und es ihr im Hirn wüst und wirbelnd durcheinander ging und sie glühte und schnob, wie ein dirnenhaftes Fräulein, das von heißem Punsch und wildem Tanz erhitzt und trunken ist: dann bildete sie sich noch was Recht's auf ihre schöne Seele ein, die allein fähig sei, sich mit dem Dichter in jene höheren Regionen emporzuschwingen, wohin gemeine, prosaische Alltagsmenschen freilich nicht folgen könnten. Und sie gab das Buch dem Nicodemus zurück, ihm für den unaussprechlich schönen Genuß dankend und bittend, er möge ihr mehr solche schöne moralische Bücher bringen zur Veredlung ihrer Seele und Vergrößerung ihrer allgemeinen Bildung.

A. d. T. d. D. H.

In rohen Zeiten, bei noch werdenden Gesellschaftseinrichtungen, wo der Mensch noch Mensch ist, und nicht, wie jetzt bei uns, Convenienzmarionette, da mag jeder sich auf sein Gefühl verlassen, als auf das Rechte. Höchstens führt es ihn zu Gewaltthat und zu kräftiger Grausamkeit (die sehr wohl von der

weichlich wollüstigen eines überbildeten Nero zu unterscheiden ist. Aber jetzt, wo unser ganzes Leben von Kindheit an nur eine Schule ist, das reine Menschengefühl gut zu verstecken und in den Flitterkram hergebrachter Redensarten seine schöne Nacktheit zu verkleiden, jetzt möchten wir wohl das ursprünglich energische, lautre und ächte Gefühl längst eingebüßt haben, und was uns davon übrig blieb, ist eine kränkelnde, schwächliche Abart, die ebensowohl schlecht als gut sein kann und auf jeden Fall immer verdächtig ist. Welcher Unsinn, sich irgend ein Gefühl (wie so oft geschieht) zum Verdienst anzurechnen, und sich auf Grund dessen über Andre erhaben zu fühlen! diesen passivsten aller Zustände, der grade den Schwächling am unwiderstehlichsten überkömmt! Und wäre ein Gefühl wirklich ein ächtes und schönes gewesen (was noch immer in Frage steht), so liegt schon in dem bewußten Hervorheben desselben, in diesem sich etwas damit Wissen, ein solcher Mangel an Unschuld, der durchaus Frechheit genannt werden muß. Namentlich ein Weib, das ausdrücklich, im Gespräch oder gar im Briefe, ihres „zarten und tiefen Gefühls" erwähnt und damit prahlt, ist sicherlich und ohne Widerrede eine Buhlerin; wenn auch nicht de facto, doch gewiß mit Sinnen und Gedanken. Unser modernes Gefühl, das doch keine That erwecken darf und kann, ist nichts, als ein wollüstiges sich Hingeben und Brüten, das meist zu schändlicher, weich-

licher Geistesunzucht führt, wenn wir seine dumpfen Schlupfwinkel nicht rasch mit der kaltbrennenden Fackel des Gedankens lichten. Ich rede hier hauptsächlich von dem, was man in der Regel „fromme und heilige Gefühle“ nennt. Sie sind grade die unreinsten und verderblichsten, und ein Pietist, sei er auch kein Heuchler, ist der verfaulteste, schmutzigste aller Menschen, zu allem Schlechten und Ekelhaften fähig. Schon einem, den du rasch und leicht gerührt siehst, traue nicht; er ist mindestens ein leichtsinniger, unzuverlässiger, schwacher Mensch; der Drang der Umstände kann ihn zum Schuft machen.

Unsre Pflicht ist jetzt das Denken. Nur in klaren, durchsichtigen, hellen Gedanken dürfen wir uns erlauben zu fühlen; sie müssen das Gefühl gestalten, dann mögen wir es gelten lassen und als unser theuerstes Kleinod bewahren. Und es giebt eine Gedankenbegeisterung, die nicht minder energisch, und göttlicher ist, als der Gefühlsenthusiasmus älterer Zeiten. Aber alle formlose Empfindung, die mit dunklen Eindrücken uns umwittert und ein verwirrendes, verfinsterndes Netz uns über die freie, helle Stirn wirft, haben wir kalt und streng abzuweisen, denn wir wissen nicht, bis zu welcher Schandthat sie uns führen kann; am meisten aber seien wir auf der Hut, wenn diese Empfindung uns durch einen Heiligenschein zu imponiren sucht. Das Alles sollte schon Kindern bei ihrer Erziehung,

soweit sie es fassen können, klar gemacht werden, da Selbsttäuschung bei ungebildeten Geistern hier fast unvermeidlich ist. Wie manches, von Natur aus edle Gemüth wälzt sich in ekler, lasterhafter Brunst, und bildet sich dabei noch ein, mit Gott dem Herrn selber zu verkehren.

Möge der Leser nicht etwa, durch eine Stelle dieses zufällig hier eingewebten Tagebuchblattes veranlaßt, einen voreiligen Schluß und die eheliche Treue der Frau Habichs in Zweifel ziehn. Die Wahrheit zu gestehen, war sie durch Mangel an Gelegenheit und Liebenswürdigkeit, durch Phlegma und eingebläutes Pflichtgefühl vor jedem Vergehen der Art bewahrt geblieben. Sollte der Leser sich aber wundern, daß er in einem Geschöpfe, das ihm zuerst als durchaus nüchtern, alltäglich und gedankenlos vorgeführt war, nun plötzlich eine exaltirte Romanleserin findet, so mag er darüber vielleicht Aufklärung finden in folgender Stelle.

A. d. T. d. D. H.

O wie Wenige begreifen, was Poesie sei. Oft die gebildetst Scheinenden nicht, am allerwenigsten der Pöbel. Der Eine, der es in Deutschland gewußt und durch die That gezeigt hat, ist vielfach pfäffisch verketzert und unrein verehrt worden.

Alles lebendige Sein in seiner reichen Fülle, mit gesunden derben Sinnen und hellem heitern Blick er-

fassen, so daß jedes Ding nur als Offenbarung und Körper des darin von Anbeginn wohnenden (nicht hinzu gefabelten oder erdachten) göttlichen Gedankens erkannt wird, immer im Zusammenhange mit dem Ganzen und Einen, und dies Schauen in harmonisch verwebter mild geschaffner Erfindung den Erkennenden symbolisch hingeben — das ungefähr macht den großen Dichter. Aber da meinen Viele, der Poet taumle schwebelnd und nebelnd von einer Wolkeninsel zur andern, und was er spende, habe mit dem wirklichen Sein gar nichts zu schaffen und sei eine angenehm fantastische, willkührliche Spielerei. Diese Leute wundern sich daher, wenn sie einmal einen Dichter zu sehn bekommen, daß derselbe die Nase in die Länge und den Mund in der Queere hat, wie andre Menschen, und wenn er sich gar vor ihren Augen an Kartoffeln und Rindfleisch satt ißt, so scheint ihnen das fast unanständig. Auf der andern Seite sind sie wieder in dem Wahne, ein Dichter schreibe dann am besten und kühnsten, wenn er von Rheinwein oder gar liederlichem Champagner besoffen ist.

Von diesem Standpunkt aus betrachten oft ehrbare, gesetzte Berufsmenschen die Poesie als eine erlaubte angenehme Erholung, wenn die ernsten Geschäfte des *wirklichen* Lebens erst abgethan sind. Sie ahnen nicht, daß Poesie eben nichts andres ist, als die Verkündigung der *ächten*, das heißt: der *geistig verklärten Wirklichkeit*.

Bei solchem gänzlichen Verkennen des innern Wesens hält sich der Krämersinn natürlich an's ganz Aeußerliche. Wo süßlicher oder ungebährdig tobender Wortschwall ist, das nennen sie Poesie. Solche Philister haben den unausstehlichen und ganz verkehrten Ausdruck: „Schöne Diction" erfunden. Und namentlich erst gar die Frauenzimmer, bei denen ein gutherziges, aber ganz falsches Sittlichkeitsgefühl noch hinzukommt, um sie vollkommen zu verwirren! Wo sie ihn nur mit einigen schimmernden Tugendsentenzen, wie mit Rosenbouquets bespickt und verhüllt sehn, da nehmen sie einen ganzen Wust des unreinsten Kothes mit frommer Miene hin. Kommt aber einmal in einem dramatischen Dichter etwa der Ausdruck vor: „Geht mir damit vom Leibe, denn ich habe den Henker davon!" da heißt es gleich: Näschen gerümpft und in die Höhe geworfen und zimperlich ausgerufen! „O pfui! wie unzart, wie prosaisch"! — Weil Shakspeare schlechte Menschen charakterisirt hat, so ist er selbst ein schlechter Kerl; weil Göthe die Scene in Auerbachs Keller gedichtet hat, so ist er ein roher Zotenreißer. O Unverstand!

Diese sinnlose Trennung der Poesie von der Wirklichkeit macht es auch, daß oft die trivialsten, hausbackensten Naturen, ganz unbeschadet ihrer Stockphilisterei, eine Liebhaberei für schöne Literatur proclamiren, theils, um einen gewissen, prickelnden Kitzel zu befriedigen, den sie fälschlich für

Begeisterung für etwas Höheres nehmen und ausgeben, da er doch lediglich weichliche Sinnlichkeit ist, theils aus Eitelkeit. Natürlich werden sie nur an denjenigen Werken Gefallen finden, wo viel Geschrei und wenig Wolle ist, in denen süßliche oder verwilderte, nie dagewesne Fratzen in affectirten Phrasen, die gar nicht von dieser Welt sind, viel weniger aber von einer höheren, phantasiren. Wo sie aber einmal Fleisch und Leben, ächten Kern und ächten Geist spüren, da wird ihnen unheimlich und es heißt gleich: „O pfui! wie gewöhnlich, wie platt, wie unpoetisch!" Solche Leute haben auch noch die komische Eigenschaft, oft, und mit einer gewissen bescheiden thuenden Selbstgefälligkeit, wenn sie mit einem Dichter sprechen und ihre flachen Urtheile ausgekramt haben, die Redensart zu brauchen: „Ich bin freilich nur ein ganz prosaischer Mensch (oder wenns ein Frauenzimmer ist: Geschöpf.)" Wieder dieser unglückliche Gegensatz! Als ob ein ächter Mensch, ein wahrhaft lebendiges Geschöpf je prosaisch sein könnte! Eigentlich aber wollen die Leutchen mit jener Redensart nichts andres gesagt haben, als: „Ich bin ein vernünftiger Mensch und nicht so verrückt, wie Du."

Die Frau Habichs also las schlechte Romane, Nicodemus schrieb verarbeitend, bearbeitend, überarbeitend und überüberarbeitend an seiner großen Botanik fort und dem Junius gab er dabei auch Bücher zu lesen. Glücklicherweise war ihm früher der alte,

triviale Gemeinplatz eingebläut worden, daß Romane der Jugend schädlich seien, und so that er, wenn auch aus unrechtem Grunde, das Rechte, indem er den Knaben mit der schlechten Lectüre seiner Frau Mama verschonte. Er verschaffte ihm dafür Reisebeschreibungen und Geschichtswerke, die Junius mit großem Eifer las, denn sein lebendig schaffender Geist gab allem darin Berichteten eine frischere Färbung und ein höheres, bedeutsames Leben. So lernte er in der Zeit der Lehrstunden eigentlich mehr, als ihm der gute Nicodemus beigebracht haben würde, nur freilich die Zinsrechnung blieb ihm ein böhmisches Dorf. Einst hatte ihm Nicodemus zufällig ein Buch mit Gedichten gebracht. Junius erstaunte, als er anfing, zu lesen und wußte erst gar nicht, was er davon denken sollte. „Was? (rief er bei sich) hat denn der auch das Guckglas des Onkels Holofernes gehabt?“ Bei jeder Zeile mehr überrascht, las und las er weiter, und nun erst fiel ihm ein, was ihm vorher nie in den Sinn gekommen war, daß er ja eben so wohl als jener Dichter, die wunderbaren Worte, die aus Hain und Busch ihm entgegentönten, ordentlich aufschreiben könne. Sogleich machte er den Versuch und schrieb auf:

Sang mit wundersüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist Du anzusehn!

Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.
Weh! ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt;
Aber bald
Leis verhallt
Und verfliegt.
Ach! was flüchtig stets verschallt:
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie Du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.
Eine Ros' an Liedes Statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt.
Rose, darum lieb' ich Dich
Inniglich!

Rose gab mit duft'gem Weh'n
Leise flüsternd zu versteh'n:
Ach! wie singst Du, Nachtigall,
Mit so wundersüßem Schall!

Innig,
Minnig,
Süß und sinnig.
Was die Brust mir schwillt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht;
Aber bald
Leis entwallt
Und vergeht.
Ach! was ohne Klang entwallt,
Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht:
Könnt' ich's laut und freudig singen;
Würd' es klingen,
Wie Dein Lied,
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig;
Düfte — Nachtigallgesang,
Jeder Athemzug ein Klang.
Nachtigall ich liebe Dich
Inniglich.

Aber kaum standen, statt der lebendig wechselnden, sich verschlingenden Klänge die starren schwarzen Buchstaben auf dem Papier, so gähnten und widerten sie Junius an. Sie kamen ihm vor wie Todtengräber, die den Wohllaut zu Grabe getragen hatten,

und schon wollte er im Unmuth das Blatt zerreißen, als Nicodemus es sah, mit den Worten: „Was hast Du denn da?“ es ihm aus der Hand nahm und las. „Ei, ei! (sagte er schmunzelnd) recht artig, recht hübsch! Woraus hast Du das abgeschrieben?“ — „Abgeschrieben? wie denn?“ fragte Junius. — „Aus welchem Buche, meine ich?“ — „Es ist aus gar keinem Buche.“ — „Nun woher hast Du es denn? Du wirst es doch nicht selbst gemacht haben?“ — „Nein, gemacht habe ich es nicht; ich hab' es aus dem Walde.“ — „Sonderbar! wer hat's denn da gesungen?“ — „Je, das steht ja hier. Die Nachtigall und Rose haben's gesungen und da hab' ich's gehört.“ — „Du verschmitzter Junge! (sprach Nicodemus) so hast Du es also doch selbst gemacht. Das ist viel, recht viel für Dein Alter.“

Junius versicherte nochmals, daß er es nicht gemacht habe, aber Nicodemus, kaum darauf achtend, nahm das für kindische Dichterschüchternheit, ließ sich nicht irre machen und las das Liedchen noch einmal mit Wohlgefallen durch. — „Aber woher hast Du nur diese Kenntniß des Metrums genommen? (fragte er verwundert). Sollte Dir etwa Apel's Metrik oder Dillschneider's Verskunde aus meiner Bibliothek in die Hände gekommen sein?“ — „Was weiß ich von Metrum und Apel und Dillschneider! (sprach Junius naseweis). Ich hab's einmal so gehört, nur noch viel schöner, wie's dasteht.“ —

Als die Stunde aus war, brachte Nicodemus den

Jungen und das Gedicht zur Frau Habichs, der er letzteres triumphirend überreichte, mit den Worten: „Da sehn Sie, worüber ich Ihren Kleinen überrascht habe. Er hat es selbst gemacht.“ Frau Habichs las, und obgleich sie es nicht verstand, klang und klapperte es ihr doch so vor den Ohren, daß sie entzückt ausrief: „Wie Junius, Du hast das gemacht? Hast Du schon so romantisch zarte Gefühle gelernt?“ — „Ach! was wollt Ihr? Wie sollt ich's denn gemacht haben?“ — „Nun, lieber Junius! Du brauchst Dich darum nicht zu schämen; (rief die triumphirende Mutter). Das Exercitium der Poesie ist ein schönes, genialisches Talent, das Du in Deinen Freistunden ferner civilisiren magst. Du kannst dadurch einst die ästhetische Zierde edlerer Geselligkeit werden und manche angenehme Stunde für schönere Seelen verkürzen helfen.“ — „Für sein Alter ist es wirklich außerordentlich!“ sprach Nicodemus. „Außerordentlich!“ stimmte Frau Habichs jauchzend ein, und nun ging es an ein Lobhudeln, daß es Junius angst und bange wurde. Er dachte in sich: Als ich's Euch erzählte, was ich gehört hätte, da hieltet Ihr mich für verrückt, nnd gabt mir ein Brechmittel, und jetzt, wo ich's ledern und langweilig auf einen elenden Fetzen Papier geschmiert habe, da werde ich gelobt, als ob ich wer weiß was für eine gute That gethan hätte.

Frau Habichs konnte kaum erwarten, bis ihr Mann Abends aus dem Thurm kam. Kaum trat er in die

Stube, so lief sie ihm schon mit dem Gedicht entgegen und rief: „Sieh doch, Habichs! was unser lieber Kleiner da gemacht hat.“

Herr Habichs glaubte ein schwieriges Rechenexempel zu sehen und nahm das Blatt; aber als er es näher ansah, ward seine Stirn finstrer und finstrer. „Dummheiten! (rief er endlich aus, indem er das Blatt zerknitterte). Das fehlte noch! hat er nicht Bessres zu thun, als dergleichen Unsinn, Mosje Sohn? (und dabei gab er ihm eine derbe Ohrfeige). Ich verbitte mir dergleichen ein für allemal!“ —

Junius wurde nun ganz irr; erst gelobt, dann geohrfeigt; beides ganz unverdienter Weise. Vor Zorn weinend und schluchzend lief er aus der Stube in den Garten. Frau Habichs sah ihren Herrn Gemahl starr und entgeistert an. Endlich brach sie, empfindlich gekränkt, los: „In der That, mein Herr Gemahl, diese Handlungsart war Ihrer rohen, gemeinnützigen Seele ganz würdig! Auf diese Weise haben auch die Sandalen und Hunden und andre cannibalischen Völker die schönen Künste protegirt und befördert. Sie sollten stolz darauf sein, daß Ihr Sohn Ihnen die verdienstlose Ehre anthut, ein frühzeitiges Genie zu sein, und dafür mißhandeln Sie das arme unschuldige Kind auf eine so eclatant brutale Manier!“ —

„Schweigen Sie, Frau Gemahlin! (krächzte Habichs) Sie verstehen den Teufel was davon. Wäre ich ein Genie gewesen, wer würde das Geschäft ge-

führt haben, he? Ich und Sie könnten jetzt betteln gehn, das hätten Sie von ihrem prächtigen Genie.“

„Das mag Ihrer einseitigen Gesinnungsweise sich so vorstellen (eiferte Frau Habichs, verächtlich ihn messend), denn armselige Geister vermögen die imminente Capazität nicht zu begreifen, die im traulichen Verein das ernste Streben der praktischen Weltansicht mit den Rosen der Poesie zu verflechten weiß. Würde es dem Geschäft schaden und würde es uns nicht Ehre bei der Mit- und Nachwelt bringen, wenn unser Junius einmal die Zeit außer den Büreaustunden von Abends 8 Uhr an dazu anwendete, ein großer Dichter zu werden?“ —

„Ein großer Dichter? ein großer Narr, ja! Was ist von einem Menschen zu erwarten, der das Edelste, was wir haben, und was uns vom Vieh unterscheidet: die Sprache, anstatt sie zu nützlichem lucrativen Verkehr, wozu sie uns Gott gegeben hat, anzuwenden, dergestalt mißbraucht, daß er sie einer sinn- und zwecklosen Klapperei und Klingelei zu Liebe verzerrt, verschiebt, verdreht und zerfetzt, nur um verrückte Dinge in verrückter Form zu Markte zu bringen? Wie kann der je das Nützliche und Wichtige, ich meine: das Geschäft, mit Ernst und Eifer betreiben, der seine ganze Seele an's Unnütze und Kindische hängt? Ein berühmter Dichter, ja wohl! — Und wäre er wirklich im Stande, dabei das Geschäft zur Noth fortzuführen, so würde dieser Ruf allein ihn um allen Credit bringen und ruiniren. Ein

Dichter, ein Fasler, ein Phantast! wer wird mit dem solide Geldgeschäfte eingehen wollen, zu denen durchaus gesunder, ungetrübter Menschenverstand gehört, den er nicht hat. Und von Ihnen, Herr Nicodemus, den ich bisher für einen ernsthaften und verständigen jungen Mann hielt, muß es mich sehr wundern, daß Sie dem Bengel zu dergleichen Thorheit Anleitung geben; denn von selbst könnte er doch nicht darauf gekommen sein.“ —

Nicodemus dachte an sein Manuskript, warf sich in die Brust und sprach pikirt: „Ich wüßte nicht, Herr Habichs, wie ich dazu gekommen sein sollte, ihm, wie Sie Sich auszudrücken beliebten: Anleitung dazu zu geben; denn in unsern Lehrstunden haben wir es allerdings mit wichtigeren, reelleren Dingen zu thun. Der Knabe ist durch sein eignes Ingenium dazu geleitet worden, wie solches bei einem Poeten immer der Fall ist, sintemalen sich die Poesie nicht durch Unterricht erlernen läßt. Nascitur poeta. Ich aber fand nicht nöthig, ihn von dergleichen abzuschrecken, denn die Poesie dient dazu, den Menschen angenehm zu unterrichten und durch liebliche Erfindungen seinen Verstand auszubilden und paart so das Süße mit dem Nützlichen, utile dulci, wie solches schon von den Alten anerkannt war.“ —

„Die Alten gehn mich gar nichts an (erwiderte Herr Habichs) und kurz und gut: ich will es nicht haben und ersuche Sie, in ihm dergleichen Liebhabereien nicht aufkommen zu lassen, sondern im Gegen-

theil alle seine Zeit durch Arbeit auszufüllen; denn er wird alle Tage älter und es wäre wohl bald an der Zeit, ihn in meinem Büreau zu beschäftigen, damit er den Gang des Geschäftes früh übersehen lerne und ein für allemal keine Zeit zu kindischen Phantastereien übrig habe. Was Dich aber anbetrifft, Frau Gemahlin, so bitte ich inständig, Dich in die Erziehung des Jungen ganz und gar nicht zu mischen, sondern Deine Weisheit für Dich zu behalten.“ —

Diese wegwerfende Behandlung empörte die Frau Habichs. Schnell besann sie sich auf alle Phrasen und Fremdausdrücke, die aus den zuletzt von ihr gelesnen Büchern bei ihr hängen geblieben waren, um durch imposante Geistesüberlegenheit den Herrn Gemahl verstummen zu machen, und trug folgendes Ragout aus denselben pathetisch und höhnisch vor:

„Ei! nicht in die Erziehung mischen? Nicht wahr, weil ich ein Weib bin, mein Herr Gemahl? Aber der Herr Gemahl thäten wohl, einmal aus Ihrem Thurm heraus auf das mächtige Fortschreiten der cosmopolitischen Humanität des Zeitgeistes zu horchen, um sich nicht durch engherzige Bornirtheitsvorurtheile vor dem Tribunal höherer Intelligenz zu blamiren. Der Herr Gemahl würde dann wissen, daß es als eine Lebensfrage des Jahrhunderts angeregt ist, die Zerwürfnisse der sozialen Zeitwirrniß durch Emanzepation der Frauen zu regressiren. Denn die göttlichen Tendenzen der Freiheit und Gleichgültigkeit, verbunden mit einer aufgeklärten Liberalitäts-

philosophie müssen alle Hemmnisse einer barbarischen Tradition negativiren, die der Druck verderbter soziabler Institutionen der geistlichen Entfaltung eines eben so edlen und freien Theiles der Menschlichkeit, als Sie, mein Herr Gemahl, aufgebürdet hat. Freilich werden dann Kulturzuständnisse eintreten, mein Herr Gemahl, von denen Sie Sich nichts träumen lassen und aus denen ich selber noch nicht gescheut werde, und soziable Revolutionen werden der objectivischen, selbstbewußten Weiblichkeit, die geistlichen, sociellen und staatslichen Functionen zum Lebensgebiet anweisen, die das stärkere Geschlecht durch Usurpation sich arrogirt hat. Und der Prinzip des Gährungskampfes wird den Sieg davon tragen in freier Verfügung über Neigung und Perschon, vom dumpfen Joch des kochenden und strickenden sich Hergebens an eine einzelne, unberechtigte Perschönlichkeit emanzepirt zur schönen Harmonie abwechselnden, freisinnigen Liebestausches, so wie zum Bücher-Schreiben, Cigarren-Rauchen, Alleininswirthshausgehn und politischer Klubbsgemeinheit durch repräsentirende Versammlung. Aber Sie, mein Herr, werden das nie begreifen und ewig die morschen, stagnirenden Exkremente abgethaner und erstorbner Weltauswickelungsperioden mit Stabilitätsanschauungen, materiellen Interessen und retorgarden Impulsen vermengelirt in sich contensiren.“ —

Noch einen verachtenden Blick warf sie ihm zu; ihre Augen leuchteten, triumphirend blickte sie um

sich; und wirklich: nur in einem Augenblicke fast somnambüler Begeisterung konnte sie sich zum Abdeclamiren eines (verhältnißmäßig) noch so zusammenhängenden Unsinns aufraffen.

Herrn Habichs war angst und bange geworden. In der Mitte der Rede fing er an, eine verwickelte Münzreduction im Kopfe zu berechnen, nur, um das Zuhören los zu sein. Als er merkte, daß seine Frau fertig war, sprach er: „Um Gottes Willen! woher hast Du diesen Unsinn? Ist das jetzt Ton in Euren ästhetischen Klatschzirkeln? Ihr thätet besser, Euch um Kaffee und Strümpfe zu bekümmern, denn Ihr seid viel zu einfältig und habt viel zu wenig gelernt, um über irgend etwas Andres zu denken oder gar zu raisonniren. Was mich betrifft, so bitte ich, mir künftig nicht mehr mit derlei Tollheit die Ohren zu zersprengen.“ —

Aber jetzt war Frau Habichs auch ausgebeutelt und erschöpft. Sie schwieg still und begnügte sich, ihren Gemahl mit verachtenden Blicken zu messen.

Eines Sonntag Morgens war Junius sehr früh aufgestanden. Leicht, von Morgenfrische umweht und umflattert, schritt er durch den Garten nach der Wildniß zu. Ihm war so voll und bang, als bereite sich seine Seele, erwartungsvoll zitternd, etwas Ueberirdisches, Heiliges zu begrüßen. So mag dem Propheten zu Muth sein, ehe der Geist Gottes über ihn kommt. Junius drang weiter vor durch hohe, majestätische Buchen und Eichen, kühle Waldesschauer

umfingen ihn und küßten die Glut von seinen Wangen. Sinnend und langsam, den Blick unter sich, wandelte er hin. Und dichter rückte Stamm an Stamm und höher schoß Wipfel an Wipfel empor, keck in's ewige Blau greifend, und kühn geschwungner schloß Zweig sich an Zweig in reichem, lieblich geschmückten Bogenbau. Und als Junius aufsah, siehe! da stand er in einem riesigen, lebendigen Tempel; drin wallte kein betäubender, hirnumnebelnder Weihrauch, nur frische, freie Walddüfte strichen umher; drin starrte es ihm nicht ringsum steinern entgegen, sondern überall war Saft und Regung, Sprossen und Gedeihn, ein überschwengliches Leben; und das goldne Licht war nicht gezwungen, sich durch steife Fensterumrisse gewaltsam einzudrängen, sondern lachend und mild quoll und schlüpfte es durch Zweig und Blatt an allen Ecken und Enden; keine brennend und dunkel gefärbten Scheiben umdämmerten den Sinn mit einer heiligen Dumpfheit, sondern göttliche Heiterkeit lachte vom Blau des Himmels in's tiefste Herz hinein. Und das leise Summen, Singen und Brausen in den Laubeskronen schwoll und wuchs und durchströmte, ein mächtiger, tönender Strom, läuternd und befruchtend, die Brust des Knaben, und er lauschte ihm die Worte ab, die aber zu ihm in kühnen, erhabnen Rythmen erklangen, wie sie die Sprache nicht nachzubilden vermag: „Was senkest Du nieder den Blick und starrest in die dunklen Tiefen der eignen Brust? Schaue auf und umher,

mit hellem Auge in die helle Welt, oder Du wirst Dir selbst zum Grabe. Wage es, aus Dir selbst hinauszugehn und Dich hinzugeben der Fülle des Lebendigen ringsum, und je mehr Du Dich hingiebst, je inniger und klarer wirst Du Dich selbst besitzen. Laß die freundlichen, wechselnden Bilder des Seins in bunten Schaaren auf Dich eindringen und überwinde sie in heitrem, wühlenden Kampfe. Und siehe! Gestalt um Gestalt und in Allem ein unendliches Werden und Wechseln, ein Erblühen, Erstarken, Vergehen und ein ewig neues Entkeimen aus der Verwesung. Und der Tempel Deiner Brust bevölkert sich von tausend und tausend Gebilden, so daß es drinnen lebt und blüht, wie draußen, und alle sind sie in Dir zu ewigen Gedanken geworden. Sie Alle, und unendlich mehr, die Du noch nicht erschauen und erfassen kannst, hat Gott der Herr also herrlich gedacht und gesprochen im Anbeginn der Tage; und sie wurden. Und auf daß seine blühende Welt verstanden und genossen würde, hauchte er in Dich einen Athemzug seines innersten, heiligsten Wesens, und ward Mensch in Dir; und in Millionen Deiner Brüder hat er gelebt und gewirkt und in Millionen lebt und wirkt er fort. Schaue den herrlich ragenden, königlich daher wandelnden Menschengestalten in's leuchtende Auge und siehe, wie es um Dich her stäubt von Funken der Gottheit, wie es Dich mild umspinnt mit Schimmern der Gottheit! Sie alle sind seines Seins theilhaftig. Und Er, so unendlich hingegeben

so millionenfach menschgeworden — ist und bleibt doch der ewig Ganze, Unendliche, Einzige; reicher, je mehr er spendet; immer mehr sein eigen, je mehr er von sich weggiebt. Siehe! er hat sich in Deine Brust gesenkt in seiner heiligen Ganzheit, kein Theilchen seines Wesens hat er Dir vorenthalten; Du kannst ihn ausdenken und ausempfinden, wenn Du rein, stark und kühn bist. Und doch war, ist und bleibt er der allgewaltige Weltenlenker über und außer Dir. Im Manne ward er Mensch, auf daß er sich auch hienieden, thätigdenkend, ewig erneue; aber auf daß die Kraft harmonisch und gezügelt bleibe von der einigenden, versöhnenden und erhaltenden Milde und Liebe, wird er ewig wiedergeboren im Weibe. Ehre die süße, erhabne Gestalt, die, ein Gedanke der Schönheit, sinnend hingeneigt dasitzt und lauscht und träumt; denn in ihrem weichen, unendlich liebenden Busen rauscht fort und fort die leise Quelle schöner Menschlichkeit, in ihrem stillen Schooße schlummern die Keime ewiger Menschwerdung. —

Und wie Er sich unendlich hingiebt und kräftig sich selbst behält: so sey auch Du ganz Liebe und Kraft, Ueberwundner und Sieger. Opfre Dich auf, um Dich zu haben!" —

Junius war auf sein Angesicht hingesunken, aber wahrlich nicht aus demüthiger Zerknirschung, als seiner unwerth, dem freundlichen Himmel in's Auge zu

schauen; nein! die Wonne der Gewißheit, daß er groß, rein und gottähnlich sei, warf ihn danieder. Er riß sich los und eilte heim. Er glaubte zu fliegen, so leis berührte der Rasen des Bodens seine Sohlen, so frei flatterten seine Locken. Da tönte ihm, wie ein Mißklang, die Stimme seiner Mutter entgegen, die ihn aufforderte, sich zurecht zu machen, um mit ihr in die Kirche zu gehn. Mit innerem Verdruß gehorchte er. Nun muß dem Leser vorher berichtet werden, daß sie nicht gern jene gothische Kirche zu besuchen pflegte, in der, wie zu Anfang erzählt, Junius getauft worden war, obgleich sie eigentlich zu jener Pfarrei gehörte. Herr Habichs nämlich konnte den ehrwürdigen Bau nicht leiden, weil er ihm zu phantastisch war. Auch ärgerte er sich jedesmal darüber, wenn er bei sich überschlug, wie viel unnützes Geld auf denselben verschwendet worden sei. Seit Holofernes ihm von dem Eindruck dieses Doms vorphantasirt hatte, hatte er erst gar einen Abscheu davor bekommen. Frau Habichs aber konnte das Gebäude auch nicht leiden, weil sie eine bigotte Protestantin war, und es in der, früher katholischen, Cathedrale wie von betäubenden Dünsten des Papismus sie umwitterte. Der Leser wird sich schon wieder wundern, daß ihm hier eine Person plötzlich als bigotte Protestantin aufgebürdet wird, die er kurz vorher als Anhängerin der modernen Weltbewegungsliteratur kennen gelernt hat, die mithin gar keine positive Religion haben sollte. Aber der Leser ist ein schlechte

Psycholog und außerdem ein unaufmerksamer Leser, denn in einem Fragmente aus dem Tagebuch des Holofernes ist ihm der Schlüssel schon in die Hand gegeben. Die Sache ist nämlich die: Von jedem Buch, das Frau Habichs las, behielt sie einen Tag lang einen Anflug, eine flüchtige Färbung, die ihr jedoch blos dazu diente, im Gespräch damit zu prunken und die Geistreiche und Gefühlvolle zu spielen. So war sie in Zeit von wenigen Wochen erst ritterlichmittelalterlich, dann bürgerlichsentimental, dann räuberischheroisch und zuletzt (da Nicodemus, nach verschlungenen Comißromanen, keinen Rath mehr wußte, was für Bücher er ihr noch bringen solle,) weltbewegerisch und emancipationssüchtig gewesen; aber wohlgemerkt: nur in äußerlicher Zurschautragung. Denn innerlich, wie in ihren Handlungen, blieb sie bei alle dem unverändert und unberückt dieselbe, die sie war, nämlich eine Gans, das heißt: ein ganz gewöhnliches Weib. So war sie, unter andern, auch bigotte Protestantin, obgleich sie nicht den mindesten wahren Begriff von Protestantismus und seinem Gegensatze zum Katholizismus hatte; nein! sie war das, wovon ihr bei ihrer Erziehung eingebläut worden war, daß sie es wäre und sein müsse, übrigens ohne Ueberzeugung und Erkenntniß. So war sie, unter andern, auch peinlich geizig in Kleinigkeiten (z. B. dem Verbrauch von Schwefelhölzern) und sinnlos verschwenderisch in größeren Ausgaben (z. B. Anschaffung von Schawls und Theearrangements). Ihr Geiz und

Herrn Habichs Finanzsinn allein hatten es bewirkt, daß Junius in der gothischen Kirche getauft worden war, weil sonst die Taufgebühren hätten doppelt bezahlt werden müssen.

Also aus den obgemeldeten Gründen und weil außerdem der Geistliche der andern Kirche (wie der Leser gleich einsehen wird) ein besonders vortrefflicher Prediger, der der gothischen aber, wie Frau Habichs sich ausdrückte, ein eminenter Nationalgardist (sie meinte: ein evidenter Rationalist) war, ging Frau Habichs in die andere. Sie hatte Junius schon öfters mitgenommen. Er hatte das Thun und Treiben dort mit sehr gleichgültigen Augen betrachtet, ohne viel darüber nachzudenken, was damit eigentlich bewiesen sei, und ohne irgend eine tiefere Bedeutung dahinter zu suchen. Aber nie hatte er einen so entschiedenen Widerwillen dagegen empfunden, als heute, da die frommen Klänge der Wildniß in seiner Brust noch mächtig nachhallten. Erst heute fiel es ihm auf, daß die Kirche von außen aussah, wie eine Kaserne, nur weniger stattlich und lebendig, ein trauriger, viereckiger Kasten. Er trat ein und meinte in einen Reitstall zu treten. Eine gähnende, geizige, unendlich nüchterne Leere! Heut erst kam es ihm ungeheuer komisch vor, wie die eintretenden Männer sämmtlich den Hut ein Paar Augenblicke vor Nase und Mund hielten, als ob sie dahinter heimlich was zu knuspern hätten. Und nun erst gar der Gesang! Dumpfe Grabesklänge der Orgel präludirten; dann riß der grimmig blickende

Cantor ein ungeheures Maul schief auf und intonirte, wie mit einem herzzerreißenden Hülfeschrei. Und einstimmten falsche Männerstimmen, schüchtern und undeutlich brummend, und unverschämt quäkendes Altweibergekreische, mit großer Sorgfalt durch enge nasen-einquetschende Brillen noch weit quäkender gemacht, als es von Natur schon gewesen wäre. Ihren frommen Eifer suchten diese Weibsbilder dadurch hervorzuheben, daß sie ihr Geschrei jedesmal einen halben Tact früher losbrechen und dann den letzten Ton einen halben Tact länger, inbrünstig und gefühlvoll, nachschnarren und auszittern ließen, als alle Andern. So wand und schleppte sich die Melodie modrig, dumpfig und trostlos dahin, wie ein Regenwurm durch den Schlamm. Junius konnte es kaum ertragen. Der Mißlaut beklemmte ihm die Brust, wie ein Alp, und schnürte ihm die Gurgel zu. Endlich hörte der vertrackte Hexentanz von Mißtönen auf; die Orgel stieß noch einen malitiösen, schnappenden Nasenton hervor und Stille trat ein. Nun bestieg, in unwürdig gekrümmter, heuchlerisch demüthiger, commißmäßig eingelernter Knechtsstellung ein Mann die Kanzel, in schwarzem Talare, mit zwei weißen Schnippelchen vorn am Halse. Ich kann dem Leser keine treffendere Schilderung von seinem ganzen Wesen geben, als indem ich, mit wenigen, sachgemäßen Abänderungen, die Stelle aus dem Shakspeare übersetze, wo Hamlet von den Fehlern s c h l e c h t e r S c h a u s p i e l e r spricht,

die dieser Prediger, höchst sonderbarer Weise, alle an sich hatte. Die Stelle lautet:

„Sprecht die Rede, ich bitte euch, leicht von der Zunge fließend. Aber wenn ihr sie so herausmault, wie viele unserer Schauspieler thun, so möchte ich sie eben so gern vom Ausrufer sprechen hören. Und durchsägt auch nicht die Luft zu sehr mit euren Händen, sondern behandelt Alles gelinde. Denn selbst im Strom, Sturm und (wenn es dazu kommen sollte) Wirbelwinde eures frommen Eifers müßt ihr eine Mäßigung erlangen und erzeugen, die ihm Weichheit giebt. O! es kränkt mich in der Seele, anzuhören, wie ein robuster, perrückendickköpfiger Kerl den heiligen Text in Lappen, in rechte Fetzen zerreißt, um die einfältig frommen Seelen unten zu betäuben, die in der Regel nichts davon begreifen, als Faxen und Spektakel. Ich möchte einen solchen Kerl für sein sich ungebärdig Stellen peitschen lassen; er überpharisäert den Pharisäer ꝛc. — — — und achtet vor Allem darauf, daß ihr die Bescheidenheit der Natur nicht übertreibt. — — — O! es giebt Prediger, die ich habe predigen und von andern loben hören, und das höchlich, die (ohne sie böswillig verspotten zu wollen) weder den Accent von Christen, noch die Bewegungen und Gesticulationen von Christen, Heiden, oder überhaupt Menschen hatten und so die Kanzel zerprügelten und bellten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur habe Menschen gemacht und verpfuscht, so abscheulich verzerrt war in ihnen das wahrhaft Menschliche.“

In der „herausgemaulten“ und „hervorgebellten“ Rede hieß es unter andern:

„Ja, meine andächtigen Freunde! haltet fest am reinen Glauben, also, wie er euch gelehrt worden ist; nicht, wie ein verwegenes und frevelhaftes Grübeln und Denken ihn umgestalten und verfälscheu mag! Forschet in der heiligen Schrift, abei nur, um ihre goldnen Sprüche euch in Demuth einzuprägen; nicht, um sie mit eurer schwachen Vernunft zu begreifen. Denn die menschliche Venunft führt unabwendbar zum Unglauben; darum lernt sie verachten und verschmähen; sie ist nur dann gut und nützlich, wenn ihr sie dem verkündigten Worte Gottes blindlings unterwerft. Und welches Verdienst auch hättet ihr dabei, meine Freunde, wenn ihr von dem überzeugt wäret, was euer Verstand einsieht? Ihr sollt glauben, ohne einzusehn! Wie erbärmlich und ohnmächtig aber ist all' unser Verstand, wie Stückwerk all unser Wissen! Wer heut noch froh und guter Dinge ist, kann morgen vielleicht schon im Grabe liegen, und er weiß es nicht. Und wollt ihr die unerforschlichen Geheimnisse Gottes durchschauen, so ihr solches nicht einmal vorher zu wissen fähig seid?

Und in den Stunden der Noth und Bedrängniß — wer wird euch da aufrichten und nicht verzagen lassen? Eure eignen thörigten Gedanken etwa, die sich vermaßen, die Welt zu überfliegen? O nein, meine Andächtigen! wenn dann nicht ein unbegreifliches Gefühl, davon der Verstand nichts weiß und wie es

nur dem Gläubigen gegeben ist, von oben tröstend über euch kommt, so werdet ihr winseln und heulen in eurer Pein und wird nicht Menschenrath noch Menschengedanke euch zu helfen vermögen. Und was spreche ich von der traurigen Verlassenheit, womit Gott die Ungläubigen und die, so sich nicht selbst zu verachten und zu erniedern wissen, sondern sich was Rechtes dünken vor dem Herrn, schon in diesem irdischen Jammerthal heimzusuchen pflegt? Aber denkt an drüben! denkt an die Stunden des Gerichtes, da der, so sich hienieden als ein nichtswürdiger Wurm im Staube gefühlt hat, wird erhoben und verherrlicht werden und wird eingehen zu ewiger Ruhe und ewigem unendlichen Ergötzen, der aber, so sich vermessen hat, mit seiner elenden Vernunft hinanzureichen an den Allerhöchsten und, in thörichtem Hochmuth, seine Herrlichkeit zu verstehen, der wird erniedert werden und hinabgeschleudert in den Abgrund, da Heulen und Zähnklappen sein wird ohn' Ende. —

O meine Andächtigen! wer wollte doch so unklug sein, seinen eigenwilligen störrischen Sinn nicht für ein Weilchen zu beugen, würde es ihm auch schwer und unbequem, wenn ihm so reicher, herrlicher Lohn dafür verheißen ist? Wer wollte nicht für eine kleine Spanne Zeit sich in Demuth als unterthäniger Knecht gebehrden, wenn er dadurch auf ewig zum freien Herrn werden kann in unvergänglichem süßen Wohlleben? Und wer wollte so thöricht und über seinen eigenen Vortheil verblendet sein, um nicht für eine Zeit lang

seine stolzen Gedanken zu bezähmen, ihnen zuzurufen: Bis hier hin und nicht weiter! und in demüthiger Unwissenheit zu verbleiben, wenn er dadurch entgehen kann den Qualen der ewigen Verdammniß? Ja, meine Andächtigen! selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich. Amen!" —

Junius war in einer eignen Stimmung. Kochender Zorn und hellauflachender Spott jagten sich in ihm wild durch einander. In der ganzen ersten Hälfte der Predigt mußte er wider Willen (so wie uns oft irgend eine Melodie einen ganzen Tag lang nicht aus dem Kopfe will) sich immerfort folgende Verse wiederholen, die er am vorigen Tage zufällig gelesen hatte:

Knurre nicht Pudel! zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seele umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.

Bei jeder Windmühlflügelgesticulation des Predigers war es ihm, als bekäme er eine Ohrfeige. Zuletzt, indem er absichtlich gar nicht zuhörte, aber den Prediger starr ansah, überkam ihn eine tolle Sucht, laut aufzulachen, so daß sein Gesicht hinter dem vorgehaltnen Schnupftuch schwoll und glutroth wurde. Nur mit äußerster Anstrengung hielt er an sich. Erst als er, der puritanischen Armensünderenge der Kirche entflohen, wieder in freier Gottesluft leicht aufathmete, wurde es in ihm still und versöhnt. Der traurige Gottesdienst war, wie ein wüster Spuck im Traum, verschwunden und vergessen und die heiligen

Klänge der Wildniß hallten rein und voll durch seine besänftigte Brust.

Frau Habichs und Herr Nicodemus aber stimmten, neben einander nach Haus gehend, überein, daß es eine sehr erbauliche und sinnreiche Predigt gewesen sei, wozu sie gleich noch die Bemerkung fügte, sie spüre eine bedeutende Leere im Magen und wünsche den Tisch gedeckt zu finden, wenn sie nach Haus kämen. Auch diesem Wunsche stimmte Nicodemus aus innerster Ueberzeugung bei.

Junius verschloß die Eindrücke dieses Vormittags sorgfältig in seiner Brust; denn das hatte er schon gelernt, daß man sich nur vergeblich bemüht, mit gewöhnlichen Menschen von ungewöhnlichen Dingen zu sprechen. Man drücke sich in den schlichtesten Worten darüber aus — sie werden es doch für unklar und für absichtlich neblich und hochtrabend halten. Aber als er des Nachmittags einen ungestörten Augenblick gefunden hatte, nahm er seine kleine Schwester Malwina bei der Hand, führte sie in den Garten und, unter der alten Linde sitzend, erzählte er ihr vom Tempel der Wildniß mit seinem wunderbaren Chorgesange. Das sinnende Kind hörte ihm schweigend zu, und als er auserzählt hatte, bat sie ihn: „Führe mich auch hin, daß ich's selbst sehe und höre!" Das versprach er ihr.

Der Leser muß nämlich wissen, daß mehrere Jahre verstrichen sind, während er nur einige Stunden lang

gelesen hat. Malwina war der Wiege und dem Gängelbande entwachsen, hatte sprechen, denken und fühlen gelernt, ein stilles, blühendes Kind. Sie hatte nicht jenen äußeren Habitus altkluger Verständigkeit, der Mädchen ihres zarten Alters oft so possirlich läßt, sie war durchaus Kind, äußerlich und innerlich, aber ein Kind voll tiefer Ahnungen und heller unschuldiger Gedanken. Zu ihr nahm Junius immer seine Zuflucht, wenn er sich einsam und wie abgesperrt fühlte. Natürlich fiel es ihm nach jener Ohrfeigenscene nicht mehr ein, seine Waldesträume, die reicher und reicher ihm die Stirn umblühten, zu Papier zu bringen. Aber seine kleine Schwester horchte ihm gern und mit stillem Erstaunen, wenn er in melodischen Rythmen ihr davon erzählte, sie wußte nichts darüber zu ihm zu sagen, aber das Beste und Tiefste verstand sie, fast ohne es selbst zu wissen. Auch sie mochte gern auf Baum und Blume und in das stille Blau des Himmels blicken und den Klängen umher lauschen, aber sie fühlte, daß es Junius gegeben war, anders zu sehen und zu hören, als sie. „Könnt' ich doch das Alles auch hören!" sprach sie erst manchmal; dann aber fügte sie sich still darein und freute sich ihres Bruders, wie eines erfahrnen Lehrers und Dolmetschers. Sie verehrte und liebte in ihm einen Höheren, der das blumenreiche Füllhorn seines geistigen Schatzes gern in ihren Schooß schüttete. Alle Bemühungen der Frau Habichs, sie zu einer zierlichen, knixenden Drathpuppe zu erziehen, scheiterten an

ihrer natürlichen und unerlognen Anmuth und an dem tieferen Inhalt ihres Denkens und Sinnens. Deshalb ereiferte sich Frau Habichs oft darüber, daß sie sich nicht zu benehmen wisse, wie ein anständiges, wohlerzognes Kind, indem sie jedesmal hinzufügte: „Als ich in deinem Alter war, wußte ich mich besser zu drehn und zu wenden und hätte für meine Mutter die Honneurs beim Thee machen können.“

A. d. T. d. D. H.

Vielleicht liegt ein Hauptgrund davon, daß die Weiber so oft ganz oberflächlich und inhaltlos bleiben, grade in ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, alles Aeußerliche, schon von frühester Kindheit an, rasch und scharf zu fassen und zu copiren. Man sehe nur, mit welcher komischen Naturwahrheit kleine Mädchen in ihren Spielen Bräute, Frauen, Hausmütter, gesellschaftgebende Damen u. s. w. darstellen, während sich die Knaben dabei immer linkisch und verlegen gebehrden. So lernt manches Mädchen früh, sich in die Formen der Welt finden und in ihnen sich bewegen, wie eine Alte. Und im Grunde ist dies nicht so sehr zu verwundern, wenn man bedenkt, wie wenig es eigentlich ist, was ein Weib wissen und kennen muß, um grade keinen Verstoß zu begehn. Aber ein Jammer ist es, daß die meisten es auch hierbei bewenden lassen und, wenn ihnen das Aeußerliche des Lebens einmal geläufig ist und sie sehen, wie leicht sie damit durchkommen, sich um den Kern und die tiefe Be-

deutung desselben wenig kümmern. Und leider arbeitet die gewöhnliche Mädchenerziehung, welche in der That nichts als menschliche Dressur ist, dieser angebornen und bequemen Oberflächlichkeit in die Hände. Manches erwachsene Mädchen erlebt Liebesgeschichten und führt sie mit einem meisterhaften Anschein von Wahrheit durch, und es ist doch in der That nichts, als eine Wiederholung ihrer Kinderspiele, als sie in ihnen die Braut äußerlich copirte, nur daß sie jetzt durch die Lebhaftigkeit des Spiels sich selbst täuschen und hinreißen läßt, bis sie zu der Einbildung gelangt, als empfände sie wirklich eine Leidenschaft, von der sie höchstens den Namen kennt, ohne von ihrem innern, tiefen und ernsten Wesen auch nur den mindesten Begriff zu haben. Wird ein solches äußerliches Thun aber erst zum gewohnten Spiel und zum Bedürfniß, dann wird es Coquetterie, und manch ein gutherziges Ding ist auf diese Weise nach und nach durch reines Nichtverstehn ihrer eignen Handlungsweise, zur trügerischen abgefeimten Dirne geworden, ehe sie es selbst recht gewahr wurde.

Versprochnermaaßen führte Junius seine Schwester in den Wald, um den Baumtempel zu suchen, voll froher Wonne, daß er auch ihr einmal recht unmittelbar und von der Quelle zu kosten geben könne, worin sein Gemüth schwelgte. Sie folgte ihm schüchtern, fast furchtsam; fast wollte sie sich so hoher Eindrücke unwerth halten. Aber Junius suchte und suchte

drang mit ihr da und dort hinein, spähte und horchte — Alles umsonst; er konnte den Platz, wo er voll Seligkeit auf seinem Antlitz lag, nicht wiederfinden. Malwina wollte fast weinen; aber sie bezwang sich, schmiegte sich an Junius, küßte ihn und sprach: „Wenn ich's auch nicht selbst hören und sehen darf — hab' ich doch Dich, und gelt, Du erzählst mir Alles?" — „Sei ruhig, Malwina! (sprach Junius) Alles erzähl' ich Dir, und was ich im Baumtempel im Brausen der Wipfel vernahm, will ich mir behalten und Dir es noch recht, recht oft sagen, bis du es auch weißt."

Junius selbst fand die Stelle des Tempels niemals wieder, und wozu hätte es auch gefrommt? Einmal hatte er dem Chorale gelauscht, und das einmal war für ewig. Noch öfter als Gegenwart wäre es am Ende zu süßem, trägen Sinnengenuß herabgesunken; in der Erinnerung blieb es verklärt, geistig und göttlich.

Einst, als Junius wieder seine Freistunden benutzte, sich in der schönen Wildniß umherzutreiben, sah er von fern eine lang gedehnte Felswand, deren Stirn von Gesträuch und Bäumen schön bekränzt war. Von der Fläche der Wand aber blitzte und prangte es von frischen, bunten Farben. Erstaunt eilte Junius näher, und siehe! Gestalt um Gestalt trat hervor und schien lebend aus der Fläche herauszutreten. Er lief ganz nahe herzu, und vor ihm stand eine Reihe von

kräftigen, markigen Bildern. Da waren vielhundert Männer und Frauen, alle in lebendigster Stellung, und alle verschieden — ein unerschöpflicher Reichthum an Ausdruck, Gebehrde, Gestalt, Verrichtung, Zusammenstellung und Wechselbeziehung; aber Alles voll Kraft, Keckheit, Leben und Wahrheit. Die Fülle des Schauens betäubte Junius und ließ ihn nicht zu ordnender Klarheit kommen. Wie träumend schritt er auf und nieder und sahe Heldengestalten im Zweikampf mit wilden Thieren und Räubern; dann das wilde Getümmel der Feldschlacht, regungslos und doch unendlich bewegt auf die Fläche hingezaubert; dann den versammelten Rath der Weisen in ernster, ragender Halle, daß er meinte, die gediegnen Sprüche von ihren Lippen wehen zu hören; dann Festspiel und Siegesmahl in heiterster Unbesorgtheit und freudigstem Zusammensein, durch die Reihe kräftiger Männergestalten, süße Frauenbilder geschlungen, wie lachende Rosen im ernstdunklen Eichenkranze. Aber Alles verschwand ihm vor den Augen; bald übersah er das Einzelne im blendenden Zusammensein des Ganzen, bald vergaß er das Ganze über dem sinnenden sich Vertiefen in's schöne Einzelne. Da erschollen plötzlich (woher? das wußte er nicht, ob aus dem Fels oder der Luft) kräftige Harfenaccorde, die stürmend anwuchsen, dann leise verrauschten. Wieder begannen sie, und wie der Gesang des Hains das Brausen der Wipfel, übertönte sie die feste, wohllautende Stimme eines Mannes. Junius versank

horchend in neues Staunen. Aber die Worte des unbekannten Sängers litten kein unklares Hinträumen. Fest, bestimmt, alle Verworrenheit schlichtend, erklangen sie, und wie durch Meißelschläge aus dem gestaltlosen Block das Standbild des Gottes hervorgeht: so rang sich aus den Klängen los, bis sie in schärfstem Umriß fertig da stand, die lebendige That in ihrer kernigsten Wahrheit, ungeschmückt und unentstellt, in ursprünglich göttlicher Kraft und Einfachheit.

Ein rasches Hinhorchen, ein rascher Hinblick zeigten dem Knaben, daß der Gesang denselben Inhalt hatte, als das erste der Felsbilder. Ueberrascht sah er nun, wie dies Leben und Klarheit gewann, so daß er jede Miene, jede Gestalt, jede Regung der Glieder begriff. Das Lied endete und, leise sich verbreitend, überschlich ein grüner Epheuteppich, dichter und dichter verwachsend, das erste der Bilder. Da begann ein zweiter Gesang, und ein zweites Bild belebte sich, ward erschaut und begriffen. Junius hörte zu in trunknem Taumel, sein Herz pochte an die Rippen, wie That fordernd, sein junger Arm straffte sich, seine Faust zuckte, als wolle sie ein Schwert fassen. Endlich verrauschte das letzte Lied und die eben noch so lebendige Felswand stand da, einförmig, von stillem Grün überzogen.

Junius stürmte heim. Nicht mochte er mehr auf die süßen Lieder horchen, die ihn geleiteten. All sein Träumen und Singen von Blüthe, Wald, Welle und

Himmelsblau schien ihm jetzt eine kern- und bedeutungslose Tändelei, deren er sich zu schämen habe. Seine Seele war erfüllt von der Kraft und Hoheit des Menschenwillens und er weinte Thränen der Verehrung. Er sah um sich, wie ein Baum wuchs und Blätter trug wie der andere seiner Gattung, wie eine Blume blühte und zerfiel wie die andere, ein Vogel nistete wie der andere und unverändert das Lied sang, das seiner Gattung unwiederruflich zugetheilt war. Nichts, als ein willenloses Gesammtleben ohne Selbstbestimmung, nach ewig einförmigem Gesetz. Aber der Mensch, vor Allen berufen, durch eignen Willen sein Ziel zu stecken, durch eigne Kraft es zu erreichen; jeder auf andre Art und doch jeder dem Göttlichen zuwirkend; göttliche Gedanken, jeder auf seine Weise, als That ins Leben stellend; selbst in gewaltsamer Verirrung noch voll Adel und Größe! Im Verlauf der Zeiten, welch ein unerschöpflicher Wechsel von That, Schöpfung, Idee und Weltgestaltung, welches Riesenspiel kämpfender Seelen- und Willenskräfte; und doch in Allem eine Hindeutung, ein Evangelium: die göttliche Natur des Menschen!

Jetzt erinnerte sich Junius an die manchen Geschichtsbücher, die er bei Nicodemus gelesen hatte. Aber sie waren wie ein Schattenspiel an seiner Seele vorbeigegangen; fast hatte er nur die Buchstaben gelesen; jetzt aber erwachten die in den dunklen Schluchten des Gedächtnisses begrabnen Bilder, wie

von einem Zauberstabe getroffen, traten hervor riesige Gestalten, lebten und handelten.

Junius eilte zu seiner Schwester und goß ihr sein volles Herz aus in rasch strömenden Worten. Sie horchte erstaunt. Als er aber zuletzt anfing, auf die Stimmen, die bisher aus Wald und Flur ihm zutönten, zu schelten, da hielt sie ihm sanft den Mund zu und sprach, wie um Mitleid flehend: „Nicht doch, Junius! wie magst Du das nur schelten, was doch Dein Alles war? Und es war doch auch so schön und innig. O, ich werd' es nie vergessen.“ —

„Gewiß würdest du es vergessen, wenn du sähest und hörtest, was ich heut fand.“ —

„O so zeige mir's!“ rief sie.

„Ach liebe Malwina, wenn wir zusammen sind, werden wir es doch nicht finden. Du weißt ja. Aber wir wollen versuchen.“ —

Als Junius mit seiner Schwester suchen ging, fanden sie die Felswand, aber ohne Bilder. „O wie Schade!“ rief Junius. „Laß es gut sein! (sprach sie) Ist es doch auch ohne das so schön hier.“—„Nein, nein! (rief Junius) die Seele schwand, das lebendige Wachen fehlt. Rings um uns ist nur ein weichliches, gestaltloses Träumen.“ — Von jetzt an fand Junius jedesmal, wenn er allein in die Wildniß ging, eine neue Bilderreihe am Fels und belebend erscholl dazu die Stimme des Skalden. Aber die Masse verwirrte ihn nicht, die Gruppen verwischten sich nicht in seinem Gehirn, so eisern schmiedete das Lied die

Gestalten; und jemehr er sah und vernahm, desto höher stieg seine Begeisterung, desto bewußter und würdiger ward sie, denn aus dem Vielen rang sich los die Ahnung eines geistigen Zusammenhanges, eines lebendigen Ganzen, eines ewig ordnenden und entfaltenden Fortwirkens, und diese Ahnung wurde zur festen, unumstößlichen Erkenntniß; ihm zwang sich die Ueberzeugung auf, daß die Weltgeschichte ein Kunstwerk Gottes sei.

Malwina konnte sich erst nicht in die neue Begeisterung des Bruders finden. Mit Sehnsucht dachte sie zurück an die süßen Lieder der Blüthen und Vögel. Aber als Junius ihr immer lebendiger die Thaten der Helden pries, so daß sein Auge blitzend leuchtete, und er ihr selbst wie ein junger Held erschien, da küßte sie seine Stirn, voll Liebe und Verehrung ihn anblickend, denn sie glaubte in ihm selbst den Inbegriff alles Trefflichen zu sehen, wovon er ihr verkündet; und, ihm zu Liebe, liebte sie seine Helden.

Indeß sollte Junius sein Leben nicht so froh und voll fortgenießen. Herr Habichs begann in seinen Nachforschungen über den Zustand seiner Kenntnisse, namentlich in der edlen practischen Rechenkunst, immer dringender zu werden und den Herrn Nicodemus in die Klemme zu treiben. Zwar wurde er für den Augenblick immer mit Arbeiten, die Nicodemus gerechnet und Junius nur abgeschrieben hatte, abgespeist; aber er fand, es sei nun endlich Zeit, daß der

Junge diesem unnützen Lungerleben entsage und in die Mysterien des Büreaus eingeweiht werde, um ein brauchbares, d. h. gelderwerbendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Von Zeit zu Zeit warf er hierüber Andeutungen hin, indem er Herrn Nicodemus ermahnte, mit Eifer daran zu gehen und den Jungen nicht so viele Stunden arbeitlos zu lassen. Nicodemus suchte den Feldzug durch ein schlaues Manöver in die Länge zu ziehn, indem er anfing, die Fortschritte seines Zöglings wieder weniger warm zu loben und zuletzt ihm sogar Nachlässigkeit und Mangel an Kopf zur Last legte. Aber Herr Habichs ging darauf nicht im mindesten ein und beschleunigte die Katastrophe, indem er sechs Wochen vor dem vierzehnten Geburtstag des Junius categorisch erklärte: an diesem Geburtstage müsse Junius ins Büreau eintreten und Herr Nicodemus auf alle Fälle entlassen werden; wenn Junius sich fähig zeige, mit einer namhaften Gratification, außer seinem Solde, und mit Empfehlung an andere Häuser; wenn unwissend, ohne Gratification und Empfehlung. Hierüber fuhr Herrn Nicodemus ein bedeutender Schreck in alle Glieder. Seine stolze Zuversicht in Hinsicht auf das Manuscript war nämlich seit einiger Zeit, wie der Leser gleich erfahren wird, bedeutend zum Wanken gebracht worden, und der Verlust der Gratification und Empfehluug ihm daher sehr empfindlich. Auch hatte er, obgleich nicht übermäßig viel, doch einige Ehre im Leibe, und schämte sich, den Kna-

ben so total unwissend in den zwölfeckigen Thurm zu senden, wobei natürlich sein trügerisches Spiel sich entdeckt haben würde. In seiner Seelenangst verfiel er jetzt aufs Unmögliche, das ihm seine von Furcht und Verzweiflung erhitzte Einbildungskraft erst als versuchbar, dann als thunlich, endlich als ganz leicht ausführbar darstellte. Er hatte ja noch sechs Wochen Zeit und entschloß sich kurz und gut, in diesen, da Junius in andern Dingen einen offenen Kopf gezeigt hatte, das Versäumniß von einigen Jahren in Bezug auf die edle Rechenkunst nachzuholen. Plötzlich eine ernste, unzugängliche Miene annehmend, als ob er mit Junius nie in unerlaubtem Einverständniß gestanden hätte, machte er diesen ganz kurz, kalt und streng mit dem Entschluß und dessen Nothwendigkeit bekannt, und nun sperrte er sich fast den ganzen Tag mit ihm ein und fing an zu demonstriren und zu examiniren. Aber wie erstaunte und entsetzte er sich, als er den Kopf des Knaben, nach dieser Seite hin, so fest und unzugänglich zugebaut fand, wie je! Alles sich Zerarbeiten, alles Tyrannisiren, alles Drehen, sich ungebehrdig Stellen und aus der Haut fahren Wollen, half zu gar nichts; er hatte einen unüberwindlichen Dummkopf vor sich. „Aber Mensch, so begreife doch! so sei doch nicht so ungeheuer bornirt!" brüllte er ihm oft in herrischer Verzweiflung zu; aber des Schülers Fassungskraft hatte keine Subordination und begriff nicht. „Unseliger Mensch! (winselte dann Nicodemus) Du machst mich unglück-

lich und stürzest mich in Schimpf und Schande, Du bringst mich an den Bettelstab! O hätte ich nie dieses Haus betreten!"

Indem er auf so ungerechte Weise dem Knaben alle Schuld beimaß, die er doch selbst in reichem Maße theilte, wurde dieser, der zuerst aus Mitleid mit dem Lehrer sich wirklich vergebens angestrengt hatte, endlich gar störrig und trotzig, und nun war gar nichts mit ihm anzufangen. Die Lehrstunden wurden lediglich zu Jammer- und Verzweiflungsmonologen des Nicodemus, durch die ganze Tonleiter der Leidenschaft hindurchgeführt. —

Aber jetzt muß berichtet werden, wodurch Nicodemus sein Manuscriptssicherheits- und Selbstgefühl so bedeutend eingebüßt hatte. Er hatte sich den nahenden Zeitpunkt seiner Entlassung ziemlich richtig vorausberechnet und sich deshalb mit einer, bei einem deutschen Gelehrten seltnen, Entsagung und Entschlossenheit, aus dem ihn erstickend überschüttenden Detailkram seiner Materialien kräftig herausgerissen, alle Bedenklichkeiten und Peinlichkeiten von sich geschüttelt und sein dickes Manuscript w i r k l i c h v o l l e n d e t, obgleich erst nach unzähligen Bearbeitungen. Sein Gefühl in diesem Augenblicke vermag meine Feder nicht zu schildern. Nur wer im Leben selbst schon einmal ein dickes Buch geschrieben hat, kennt den feierlichen Augenblick, der uns sogar vergessen läßt, daß das Buch doch nicht für uns allein geschrieben sei, sondern auch für andere Leute, daß es des-

halb gedruckt werden müsse, und daß man dazu (o traurige, eiserne Nothwendigkeit!) durchaus einen Verleger brauche. Doch hierüber bekümmerte sich der unerfahrne Nicodemus am wenigsten. Er wußte, daß sein Buch voll der neuesten und interessantesten Aufschlüsse über die darin behandelte Wissenschaft sei und hielt keinen Buchhändler für so total verblendet und von Gott verlassen, daß er nicht mit beiden Händen zugreifen würde. Er sann nur nach, welcher von den zahlreichen und bedeutenden Buchhändlern in jener Stadt der würdigste sei, um ihm die Auszeichnung und den Vortheil des Verlages zu gönnen. Aus alter Freundschaft fiel er zuletzt auf denjenigen, von dem er bisher seinen Bücherbedarf bezogen hatte. Er ließ das Manuscript schön einbinden, schrieb einen sehr gelehrten und, wie er meinte, unüberwindlich überzeugenden Brief, worin er den Standpunkt des Werks und seine Stellung zu den bisher entwickelten Grundsätzen auseinandersetzte, und schickte das Ganze getrost dem Buchhändler zu. Mit pochendem Herzen wartete er mehrere Tage auf Antwort; in dieser Zeit wagte er es nicht, vor dem Buchhändler vorbeizugehn. Er zählte die Tage: Jetzt hat er es angefangen zu lesen.— Jetzt hat er es durchgelesen (oder durchlesen lassen). — Jetzt nimmt er es, sonst müßte er mir's heut gewiß zurückgeschickt haben. Aber mehrere Tage nach diesem: Heut, erhielt er auf einmal sein Manuscript zurück, mit folgendem Briefe:

„Indem ich mich beeile, Ew. Wohlgeboren für den mir so ehrenvollen Verlagsantrag meinen angelegentlichsten Dank abzustatten, sehe ich mich leider genöthigt, Ihnen anbei das mir übersandte Manuscript dankend zu remittiren, da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als überflüssig beschäftigt sind.

Wenn mir übrigens unser bisheriges freundschaftliches Verhältniß ein Recht giebt, Ihnen meine Meinung offen zu sagen, so muß ich gestehen, daß die Herausgabe Ihres Werkes wohl immer ein gefährliches und in Hinsicht des Erfolges sehr zweifelhaftes Unternehmen bleiben möchte, da die darin entwickelten Ansichten (wie ein gelehrter Sachkenner mir versichert) sich durchaus keinem der in dieser Wissenschaft jetzt vorherrschenden Systeme anschließen.

Sollten Ew. Wohlgeboren Sich auf diesen meinen wohlmeinenden Rath vielleicht bewogen fühlen, Ihr Werk, mit Benutzung der für den Augenblick angesehensten Schriftsteller in diesem Fache, umzuarbeiten und dadurch manche vielleicht allzuparadoxe Ansicht zu rectificiren, so würde ich vielleicht später einmal im Stande sein, billigen Wünschen in Hinsicht auf die Verlagsannahme entsprechen zu können. Mit besondrer Hochachtung rc.“

Man denke sich des Nicodemus Zorn! Ueber Jahr und Tag hatte er emsig nur auf oftmalige Durch- und Umarbeitung des schon fertigen Werkes verwandt und nun kommt ein ununterrichteter Buchhändler, nimmt

gegen ihn den Ton eines überlegnen, belehrenden Rathgebers an und muthet ihm eine nochmalige Umarbeitung zu, und welche! Das, was seinem Werke in seinen Augen allein Werth gab: die neuen, noch nirgends hingestellten Ansichten und Aufschlüsse, sollte er ausmerzen und dem Modeschlendrian zum Opfer bringen! Dazu hätte er wahrhaftig nicht das Guckglas des Holofernes nöthig gehabt. In ungerechtem Unwillen schob Nicodemus Alles auf die Unwissenheit des Buchhändlers, den er von nun an herzlich verachtete. Ach! er kannte nicht die mächtige Verkettung des Cliquenwesens und konnte mithin den Brief des Buchhändlers gar nicht verstehn. —

Schon denselben Tag wanderte das Manuscript mit dem ersten Briefe, nur mit Veränderung der Adresse und des Datum copirt in eine andere, angesehene Buchhandlung. Neues, ängstliches Harren und Hoffen! „Der wird doch wohl nicht eben so vernagelt sein, als der erste!" dachte Nicodemus. Die Antwort blieb länger aus, als die vorige, was Nicodemus schon als ein sicheres Zeichen guten Erfolges ansah. Da kam plötzlich Antwort und — Manuscript.

Erstere lautete:

„Leider sehe ich mich nicht im Stande, dem mir von Ew. Wohlgeboren gemachten, ehrenvollen Verlagsantrage zu entsprechen, da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind. Ich beehre mich demgemäß, Ihnen

anbei das Manuscript dankend zu remittiren. Sollten Ew. Wohlgeboren sich vielleicht entschließen, das Werk (wozu ich unmaßgeblich rathen möchte) auf Ihre eignen Kosten drucken zu lassen, so erbiete ich mich mit dem größten Vergnügen, dasselbe in Commission zu nehmen. Mit der Versicherung, daß ich mir's zur besondern Ehre schätzen werde, vielleicht später einmal mit Ew. Wohlgeboren in literarische Verbindung zu treten ꝛc." —

(Der sachkennende, zwischen den Zeilen lesende Leser übersetzt die letzte Stelle also: „Wenn Sie einmal ein recht berühmter Mann werden sollten, so daß bei der Herausgabe Ihrer Werke gar kein Risico, sondern ein glänzender Profit außer allem Zweifel ist, so bitte ich mir Ihre Kundschaft aus.)

Nicodemus war die Sache nun schon einigermaßen gewohnt, deshalb war sein Zorn geringer, sein Kleinmuth aber desto größer. „Es ist erstaunlich (sagte er bei sich), wie viel heut zu Tage gedruckt werden muß! Auch Der hat seine Pressen übermäßig beschäftigt! Nun, es giebt ja mehr Buchhändler; bei einem wird's doch wohl gelingen." Und am selben Tage wanderte das Manuscript wieder fort: aber diesmal mit einem neuverfaßten Briefe, der noch eindringlicher war, als der erste, und in dem Nicodemus es nicht verschmäht hatte, ziemlich unverschämt zu prahlen. Der Arme! er bildete sich ein, einem Buchhändler könne man durch Prahlerei imponiren.

Antwort des dritten Buchhändlers.

So sehr ich mich durch Ew. Wohlgeboren gütigen Verlagsantrag geehrt fühlen muß, so sehe ich mich doch für den Augenblick genöthigt, Ihnen anbei das mir zugekommene Manuscript mit besondrem Dank zu remittiren, da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind.

Dürfte ich, als ein Fremder, es wagen, Ew. Wohlgeboren einen wohlmeinenden Rath unmaßgeblichst zu ertheilen, so muß ich Ihnen, als mit dem Geschäft vertraut, bekennen, daß wissenschaftliche Werke jener ernsten und systematischen Art, wie das Ew. Wohlgeboren, da sie hauptsächlich nur für Gelehrte selbst berechnet sind, immer einen sehr unsichern, verhältnißmäßig wenig umfangreichen und auf jeden Fall außerordentlich langsamen Erfolg zu haben pflegen. Der leicht fortschreitende Zeitgeist kann sich in seinem unaufhaltsamen Triumphzuge nicht mehr damit befassen, allzuschwere Waare, die ihn nur hemmen würde, in seinen Phaeton zu packen. Auch hat das in unsrer Zeit immer siegreicher hervortretende Princip geistiger Verallgemeinerung den Gelehrten längst ihre Existenz, als eine besondre, starr abgeschlossne Kaste negirt. Ihr Werk möchte demnach, so verdienstvoll und gediegen es sein mag, wenig zeitgemäß erscheinen; doch würde es Ew. Wohlgeboren, als einem Mann von Geist, gewiß nicht schwer fallen, das darin enthaltene treffliche Material auf eine zeitgemäßere Weise zu verwenden.

Es ist ein erhebender Anblick für den humanen und aufgeklärten Mann, zu sehen, wie die geistige Richtung unsres Jahrhunderts ihr Streben immer entschiedner der Volksbildung, im edelsten ausgedehntesten Sinne des Wortes, zuwendet. Auch der Buchhandel hat sich hierin andern erhabnen Institutionen angeschlossen, und es ist manche schöne Anregung von ihm unter alle Klassen des Volkes ausgegangen. Die Hauptbedingnisse sind hierbei große Wohlfeilheit und allgemeinste Faßlichkeit eines Werkes. Sollten Ew. Wohlgeboren es über sich gewinnen können, Ihr Werk dergestalt umzuarbeiten, daß alles gar zu Wissenschaftliche und Schwierige ganz wegfiele, das Uebrige in populärer Diction dargestellt, das Belehrende hier und da mit unterhaltenden, anecdotischen Elementen angenehm verflochten würde, so würde ich mich vielleicht später einmal, wenn Zeit und Mittel sich günstiger gestalten, im Stande sehen, das so veränderte Werk in einzelnen Pfennigslieferungen, mit Holzschnitten verziert, nach und nach herauszugeben.

Gewiß werden Ew. Wohlgeboren die Gelegenheit nicht versäumen, sich durch thätige Mitwirkung zu einem so erhabnen Zwecke: Erhöhung der allgemeinen Volsbildung den Dank der ganzen Menschheit zu verdienen 2c.

Aber diesmal wurde Nicodemus doch wieder wüthend. „O ihr krassen Ignoraten! (rief er) O seich-

tes Zeitalter, in dem die Wissenschaft zu bunten Läppchen zerrissen wird, damit die Kinder damit spielen! Aber es ist nicht wahr! Der Kerl lügt in den Hals hinein. Nein, Gott sei Dank! die deutsche Gelehrtenrepublik wird die alte gediegne Gründlichkeit gegen alle Angriffe des leichtfertigen, verflüchtigenden Zeitgeistes als ein theures Palladium siegreich vertheidigen. — Und auch dieses Menschen Pressen sind wieder übermäßig beschäftigt! Was drucken denn die Kerls eigentlich? Was für Raritäten haben sie denn, die sie in Stand setzen, gediegne, wissenschaftliche Werke von sich abzulehnen? O! ich beginne es zu merken. Solchen unsinnigen, ungesunden Kram, wie ich der Frau Habichs zu lesen bringe, auf den werden sie wohl vor allem Andern ausgehn, weil das Zeug an der Mode ist, und weil für einen gescheuten Menschen, der gern ein gutes Buch liest, sich sicherlich immer fünfzig Thoren nnd Liederliche finden, die nichts lesen wollen, als schlechtes Zeug. Und wenn sie von diesem Unrath nichts mehr bekommen können, dann sehen sie zu, ob sie auch für ein einzelnes, besseres Buch noch Platz haben. Das ist unedel, das ist schändlicher Eigennutz! — Dabei vergaß Nicodemus freilich, daß er selbst sein Werk hauptsächlich des Geldes wegen begonnen hatte, und daß ein Buchhändler ein Kaufmann ist, nichts weiter, mithin jeder andre Maßstab, sein Thun zu beurtheilen, ungerecht. Das Manuscript marschirte jetzt an einen vierten.

Antwort des vierten Buchhändlers.

Ew. Wohlgeboren scheinen Sich in der Art meiner Verlagsunternehmungen vollkommen geirrt zu haben. Ich beehre mich daher, Ihnen das mir zugesendete Manuscript anbei zu remittiren, da ich wissenschaftliche Werke der Art nie zu verlegen pflege, und da überdies meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind.

Uebrigens ist der Absatz meiner Artikel nicht der Art, daß ich im Stande wäre, glänzende Honorare zu zahlen. Ich zahle den jungen Leuten, die ich zum Uebersetzen französischer und englischer Romane und zur Anfertigung deutscher Räuber- und Ritterromane angestellt habe, pro Pfund normalmäßiges Manuscript 20 Rthlr., womit Ew. Wohlgeboren sich wohl schwerlich begnügen könnten. Sollte dies wider Erwarten doch der Fall sein, so bin ich bereit, es ausnahmsweise einmal mit dem mir angebotnen wissenschaftlichen Werke zu versuchen, wenn meine Pressen erst die bedeutenden vorliegenden Arbeiten beseitigt haben werden rc.“

Antwort des fünften Buchhändlers.

Ew. Wohlgeboren mir äußerst ehrenvollem Verlagsantrage kann ich leider nicht entsprechen, da ich mich hauptsächlich nur mit Damenliteratur abgebe, und da außerdem meine Pressen bis zu Ostern des

nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind. Sollten Sich Ew. Wohlgeboren jedoch dazu entschließen können, dem Werke eine andere, der Tendenz meiner Verlagshandlung entsprechendere, Gestaltung zu geben, so würde ich mich, wenn der Druck, der von mir in Verlag genommenen 6 Damentaschenbücher für's nächste Jahr erst vollendet sein wird, vielleicht im Stande seyn, Ihren Wünschen zu entsprechen. —

Unter den vielen neuen Ideen, die die fortschreitende Cultnr und Humanität unsres Jahrhunderts angeregt haben, möchte wohl namentlich die Berechtigung des zarteren Geschlechts zu geistiger Gleichstellung mit dem stärkeren zu einer socialen Lebensfrage geworden sein. Geistreiche Schriftsteller haben sich der ehrenvollen Aufgabe unterzogen, die Früchte ihres Denkens diesem erhabenen Zwecke: der bisher so vernachläßigten geistigen Ausbildung des Weibes, opfernd darzubringen.

Sollten Ew. Wohlgeboren nicht abgeneigt sein, Sich dieser ehrenwerthen Reihe humaner Männer anzuschließen, so hätte ich Ihnen zwei unmaßgebliche Vorschläge zu machen, nämlich:

Entweder Ihr Werk umzuarbeiten und in Briefe an eine Dame sachgemäß einzukleiden. Natürlich müßte alles trocken Wissenschaftliche dabei wegbleiben, so wie auch alles etwa Anstößige (als die Begattung der Pflanzen) möglichst zart und verhüllt behandelt werden.

Ein blühender Styl wäre zu empfehlen und ein leicht eingeflochtenes Liebesverhältniß zwischen dem Briefsteller und der fictiven Briefempfängerin würde für das schöne Geschlecht eine angenehme Zugabe sein und heitren Wechsel der Gegenstände bewirken.

Oder aber Ew. Wohlgeboren kleiden das Ganze in einen hinzu zu erfindenden Roman ein, und verwenden das Material Ihres Werkes in demselben zu didactischen Episoden.

Für eine elegante und zierliche Ausstattung würde ich Ew. Wohlgeboren bürgen.

Doch alles das überlasse ich am besten Ew. Wohlgeboren feiuem Tacte und bin mit ausgezeichneter Hochachtung 2c.

So schickte Nicodemus sein Manuscript von einem Buchhändler zum andern. Er wurde muthloser und muthloser. Zuletzt versank er in eine dumpfgleichgültige Verzweiflung und fuhr mit dem Herumschicken fast mehr aus Gewohnheit, als aus Hoffnung fort. Er hatte bereits 12 abschlägige Antworten erhalten, die, bei sonstiger Verschiedenheit, alle wunderbar in dem Refrain übereinstimmten: Da meine Pressen bis zu Ostern des nächsten Jahres mehr als übermäßig beschäftigt sind. Er stand mit dem 13ten Buchhändler in Verhandlung, als noch 4 Wochen an dem verhängnißvollen Termin fehlten, wo Junius, mit Rechenkunst ausgestattet, ins Büreau eintreten sollte.

Nur wenige Stunden konnte Junius benutzen, um in der Wildniß, bei Bild und Gesang, in der Bewundrung kühner und schöner Thaten der Vorzeit zu schwelgen. Einst war er wieder dort vor der durch frische Bilder lebendig gemachten Felswand. Der Sang verhallte; und indem Junius einen letzten Blick auf die Gestalten des Gemäldes warf, trat plötzlich aus einem Felsspalt hervor ein Mann mit gepudertem, dickem Haare, buschigten Augenbraunen, kühnem Blick, hohen Stiefeln und grobem Rock, kurz: der Onkel Holofernes.

„Guten Morgen, mein Junge!“ sprach er, ging auf Junius zu und drückte ihm die Hand. „Also Du hast gesungen, Onkel Holofernes?“ rief Junius freudig erstaunt. „Ei! woher kennst Du mich denn? (sprach Holofernes) Du hast mich ja nur einmal gesehn und damals hattest Du noch keine Erinnerung.“ — „Wie? bist Du nicht der Onkel Holofernes? Ja! Du mußt es sein, ich weiß es, aber ich weiß nicht, woher ich's weiß.“ — „Ich bin's, mein Junge! und freue mich über Dein Gedächtniß. Aber jetzt komm' und führe mich zu Deinen Aeltern und erzähle mir unterwegs, wie Dir's geht. Doch halt! (sprach er, sich noch einmal zurückwendend) die Bilder da sind zwar nur Pfuschereien, aber doch zu gut für jeden gaffenden Esel, der sich etwa von seinen Disteln weg hierher verirren könnte.“ Darauf trat er an das eine Ende der Felswand, ergriff einen Busch Epheu, zog daran mit leichter Mühe, und der Epheu dehnte

sich aus, seiner Hand folgend, wie ein Vorhang, bis Holofernes ihn über die ganze Felswand gezogen hatte, die nun wieder einförmig grün dastand.

„Also gemalt hast Du das Alles auch?“ rief Junius.

„Ja (sprach Holofernes) ich halte mich schon seit längerer Zeit hier auf, um Dir bessere Lehrstunden zu ertheilen, als der Herr Nicodemus. Du warst fast schon zum träumenden Narren geworden mit Deinen Blümchen und Sternchen und Deinem Waldgesäusel. Du solltest Dich nicht immer an Düften betrinken, sondern einmal auch ein derbes Stück Fleisch und einen Trunk ächten Feuerweins kosten, damit Nerv und Kern in dich kommen. Deshalb habe ich den Spuck hier veranstaltet, der nun ein für allemal ein Ende hat.“ —

„Warum das, lieber Onkel? Es waren meine schönsten und höchsten Stunden, mein einziger Trost. Warum willst Du mir den entziehn?“ — „Aus zwei Gründen (sprach Holofernes). Erstens, weil wir mit der Hauptsache zu Ende sind, das heißt, was an äußerlich sichtbarer und bildlich darstellbarer That Großes in der Welt geschehen ist, haben wir so ziemlich durchgepinselt und durchgeorgelt. Von da an beginnt die große Periode der allgemeinen Flachheit, wo die Menschen nicht einmal mehr eigne Gesichter, um wie viel weniger eine eigne Handlungsweise haben. Wer will moderne Gesichter malen? Sie sind ohne Zeichnung, ohne Zuschnitt, ohne Aus-

prägung, eines ungefähr so, wie das andere, ähnlich dem nichtswürdigen, charakterlosen Frack, der, einförmig und albern, von den Gentlemens aller Nationen getragen wird. Wer will die Thaten malen, die auf dem Büreau oder auf der Parade, oder auf dem Exerzirplatze gethan werden, oder im Cabinet des unermüdlich ausgleichenden und friedliche Auskunftmittel ersinnenden diplomatischen Fuchses, Alles: „damit die materiellen Interessen nicht gefährdet werden.“ Oder soll ich einen ästhetischen Damenthee mit rollenweiser Vorlesung der Emilia Galotti und obligatem Gähnen auf die Felswand klexen? Oder einen Professor, der auf dem Katheder sein ewig unveränderliches Heft zum 36ten Male abliest und um ihn her 30 ungebildete Studenten, die in dem Augenblicke ganz Feder sind? Dergleichen ist so elend, daß es nicht einmal zur Carricatur zu brauchen ist. Gott sei Dank! Hier und da wird noch manchmal eine Schlacht geliefert; aber in Reih' und Glied, wo der Mensch blos Material ist und wobei es gar nicht zum eigentlichen Leben der Schlacht kommt: zum Handgemenge. Die Kraft aber kann keine graden Linien und keine Massen, in denen das Einzelne verschwindet, brauchen. Sie will schöne Schwingung, freie Menschenbewegung, kräftige und eigenthümliche Einzelnwesenheit. Solch eine Schlacht, wie sie jetzt sind, ist für ein Schachbrett, nicht für ein Bild. Davon wirst Du freilich wenig verstehn; aber ich versichre es Dir: früher thaten die Menschen,

jetzt werden sie gethan. Dafür denken sie viel und tief, wenigstens die Besten, aber Gedanken ohne Körper lassen sich nicht malen und nicht singen, obgleich man Letzteres mit großer Kunstsophisterei unternommen hat.

Ferner aber fahre ich in meinen malerisch-poetischen Vorstellungen deshalb nicht fort, weil sie bereits angefangen haben, für Dich ein fauler Genuß zu werden, nicht mehr eine spannende Geistesarbeit. Nimm jetzt hin, was Du hast. Blicke sind Dir geschenkt worden; durch sie kannst Du zur Einsicht und Uebersicht des ganzen Thatengetriebes aller Zeiten gelangen; aber nur durch eigne Arbeit. Alle Belehrung darf nur Andeutung und Anregung sein, sonst heißt es, dem Kinde den Brei ums Maul schmieren, wobei doch das Meiste wieder heruntertrippt und die Zunge nur das Wenigste aufleckt. Ueberhaupt hast Du, wie alle schwärmerischen Enthusiasten, ein vorwiegendes Talent zu schwelgerischer Faulheit, das ich nicht bestärken will. Was Deinem Gaumen nicht gleich Anfangs zusagt, das wirfst Du weg; Du willst wohl süße Kerne schmecken, aber nicht vorher harte Schaalen aufbeißen. Weshalb hast Du z. B. bei Herrn Nicodemus nicht rechnen gelernt?" —

„Ach, lieber Onkel! (rief Junius) Kann dies wirklich Dein Ernst sein? Wer solche Bilder zu malen, solche Lieder zu singen, solche Gläser zu schleifen versteht, kann der etwas von Rechnung und Zahl halten? Kann ich die Blumen, die Sterne, das Laub

der Bäume zählen? Kann ich die Größe des freien, thatenstarken Mannes in Zahlen ausdrücken? Kann ich sagen: Cäsar verhält sich zum Brutus, wie 7 zu 3; folglich ist Brutus gleich 3mal Cäsar dividirt durch 7?"

„Ei Du vorwitziger Junge! (fiel Holofernes eifernd ein) Willst Du verspotten, so verspotte, was Du kennst. Willst Du etwa gar Humor haben, ohne Weltanschau'n? Daraus werden schlechte Witze, weiter nichts. Ehe Du den Stein wegwirfst und mit Füßen trittst, klopfe ihn auf und siehe, ob nicht ein Diamant darin steckt. Die Zahl verachtest Du? Hast nicht Du und jeder andre Mensch grade eine Nase, grade zwei Augen, zwei Ohren, zwei Hände und an jeder fünf Finger? Warum wechselt das nicht in angenehmer Mannigfaltigkeit, so daß einer eben so gut zwei Nasen oder sieben Finger oder drei Ohren hat? Merkst Du noch nichts von der Bedeutsamkeit der Zahl? An jenem Guckglas habe ich sechs Tage lang gerechnet und am siebenten schliff ich's. Aber Du willst blos Resultate; den Weg selbst zu gehn, das wird dem trägen Herrn Weichling zu sauer. Warum hat jenes Blümchen, so oft Du es findest, jedesmal grade fünf Blätter, jenes Baumblatt drei Hauptausläufe? Ein schönes Lied hörst Du gern, weil es Dein Trommelfell streichelt; aber daß es ohne Zahlenverhältniß zum schreienden Mißklang würde, will Dir nicht in den Kopf. Die Sterne siehst Du gern, weil sie still und

feierlich einherwandeln; aber daß sie alle nach Maß und Zahl rollen und kreisen und daß ohne Zahlenverhältniß unter ihnen eine heillose Confusion losbräche und Dir ein Komet noch heute Nachmittag die Nase zerquetschen würde, dafür bist Du taub und blind. Ei! wenn Dir die Zahl so gleichgültig ist, so kann Dirs auch ganz einerlei sein, ob es einen Gott giebt, oder einige hundert, oder gar keinen.

Du verstehst wohl, daß ich Dir mit dem Allen nicht aufbürden will, die Zinsrechnung sei der Kern des Lebens. Dein Vater will Dich zum Geschäftsmann machen; dazu taugst Du nichts, Gott sei Dank! und ich werde ihn davon abzubringen suchen, wenn's möglich ist. Es gilt mit Dir einen gewagten Wurf; denn entweder wirst Du etwas viel Besseres, oder etwas Schlechteres. Aber durch Dufteinsaugen, Bilderbesehen nnd Liederanhören wirst Du nichts Großes. Du bist kein Weib, das sich durch Hingebung erst selbst gewinnt. Hingebung ist für Dich Selbstverlust; Du sollst erobern und schaffen." —

So sprechend kamen beide zum Hause des Herrn Habichs. Holofernes mußte, als er seinen Eifer sich von der Seele gesprochen hatte, still über sich selbst lächeln. „Ich verstehe es also auch, den Text zu lesen und zu moralisiren, trotz einem Pfaffen! (dachte er bei sich) Was für verborgne Talente man nicht täglich an sich selbst entdeckt! Aber es ist gut, daß der Mensch, trotz aller Bemühung Andrer, ihn

möglichst zu verpfuschen, sich am Ende doch selbst erzieht, sonst könnte meine philisterhafte Salbaderei dem Jungen zu Gift werden. Und im Grunde hat doch nur die verletzte Eitelkeit aus mir gesprochen, weil der Junge mir mein Steckenpferd angetastet hat. Aber wenn ich mich durch Gleichungen, Logarithmen, Progressionen, Intregralen und Differenzialen zur Mumie ausgedorrt habe, warum verlange ich von dem frischen Bengel, mein trauriger Affe zu werden? Ich bin aber ein Narr, wie die Andern.“ —

Junius aber dachte im Stillen über das Gesagte nach und das Beste davon behielt er sich.

Im Hause war Alles leer. Herr Habichs saß noch im Thurm. Frau Habichs hielt mit der kleinen Malwina einen Morgenumgang bei verschiednen Klatschschwestern, wobei Malwina, zu ihrer Qual, als Knixmarionette figuriren und gelobt und gehätschelt werden sollte. Nur Nicodemus saß in seiner Studirstube über Büchern und Pflanzen, mit dem Guckglase in der Hand, denn er arbeitete bereits an einem Nachtrage zu seinem Werke, der etwa noch einmal so dick zu werden versprach als das Werk selbst, was sehr viel sagen will. Holofernes ließ sich die Stube von Junius zeigen und befahl ihm, ihn mit Herrn Nicodemus allein zu lassen. Als er eintrat, erschrak Nicodemus und wollte, im Bewußtsein des unredlichen Besitzes, das Guckglas rasch verstecken, obgleich er Holofernes nicht kannte. Der

aber sprach sogleich: „Lassen Sie das! und damit Sie künftig nicht wieder erschreckt werden, schenke ich Ihnen hiermit das Glas, obgleich ich es für meinen Neffen Junius verfertigt habe. Sie müssen nämlich wissen, daß ich der Onkel Holofernes bin, mithin ein Recht habe, über mein eignes Machwerk zu verfügen, da es dem Junius doch nichts mehr nützen kann. Sie könnten dadurch der Wissenschaft nützlich werden, wenn Sie Sich entschließen wollten, Ihre elephantenähnlichen Manuscripte sogleich zu verbrennen und ein Buch von höchstens 200 Seiten daraus zu ziehen, in dem doch Alles enthalten wäre, aber viel besser.“ —

„Sie scherzen, Herr Holofernes! (erwiderte Nicodemus ganz verlegen) Meine Manuscripte betragen jetzt gegen 2000 Seiten, die ich mit großer Mühe und mit Hülfe Ihres vortrefflichen Glases zusammengetragen habe; wie sollte ich davon so viele hundert Seiten wegschneiden, ohne daß der Wissenschaft, deren Ideal doch Vollständigkeit ist, dadurch merklicher Schaden erwüchse?“ — „Mann! wer spricht denn von Schneiden? (rief Holofernes) Sie sollen nicht seciren, sondern destilliren, nicht wegwerfen, sondern vereinfachen. Ihr Neben- und Hintereinander und Vielerlei und Mancherlei in den Manuscripten bildet, so wie es daliegt, nur einen verworrnen Plunder, mit dem noch nichts gethan ist, ob auch Alles Einzelne gut und richtig sein mag. Wozu ist der Steinhaufen, als um einen

Tempel daraus zu bauen? Sie haben Stoff, aber noch kein Kunstwerk; Sie haben ein massenhaftes Chaos, ordnen Sie es zum wohlgegliederten Organon; dann haben Sie, statt des riesenhaften Haufens, schöne Gestaltung mit Maß und Leben. Nur einfache aber umfassende Ideen und unter sie das Einzelne vertheilt, und Sie sparen mindestens 1000 Seiten.“ —

„Und wie viel Thaler Honorar gehn mir dadurch verloren?!“ seufzte Nicodemus in sich.

„Doch lassen wir das (fuhr Holofernes fort) und reden wir von Junius. Ich seh' es Ihrem Gesicht an, Sie wollen über ihn klagen. Aber es kommt darauf an, wie Sie's mit ihm angefangen haben. Er will nicht rechnen lernen. Womit haben Sie begonnen, mit der Buchstabenrechnung, oder damit, wie viel 6 Hämmel kosten, wenn einer anderthalb Thaler kostet?“

„O Gott! (sprach Nicodemus) wie hätte ich bis zur Buchstabenrechnung vorschreiten können, da er das Einfachste nicht begreift?“ —

„Sie scheinen das Einfachste sehr niedrig zu stellen, da es doch im Gegentheil in jeder Wissenschaft das Beste, die eigentliche Seele ist. Aber warum wollen Sie einem Knaben dadurch das Studium verekeln, daß Sie ihm das Schlechteste der Wissenschaft zum voraus geben, nämlich die Art, wie sie sich zu trivialen und selbstischen Nebenzwecken brauchen läßt, anstatt ihn gleich anfangs die hohe

Bedeutung derselben ahnen zu lassen, wodurch Sie ihn dann unvermerkt hinleiten, wohin Sie wollen?" —

„Die Ansichten darüber mögen verschieden sein (sprach Nicodemus, endlich seine Verlegenheit bezwingend und sich mit einigem Selbstgefühl in die Brust werfend). Was mich betrifft, so ist es immer meine Methode gewesen, vom Leichteren zum Schwereren nach und nach vorzuschreiten."

„Freilich eine ganz neue, recht originelle Ansicht (sprach Holofernes, leichthin lächelnd) und ein bedeutender Fortschritt in der Pädagogik. Aber was nennen Sie leichter, was schwerer? Einem Dichter wird es leichter, eine Elegie zu schreiben, als einen Geschäftsbrief. Einem Kaufmann umgekehrt. Und bei einem Knaben, bei dem die Phantasie die vorherrschende Thätigkeit ist, hätten Sie nicht mit Hämmeln und Groschen, sondern mit Buchstaben anfangen sollen. Die allgemein ausgedrückten Formeln mit ihren sinnreichen Verschlingungen, Entwicklungen und Wechselbeziehungen, mit ihrer, ich möchte fast sagen: mystischen Symmetrie, würden ihn angezogen und gefesselt haben; nachher können Sie immer noch den einfachen Begriff der Größe in den Lumpenrock einer besonderen Benennung stekken und haben dann Alles erreicht, auch die Nebenzwecke. Aber daß einem so wenig hausbacknen Geiste, wie Junius, der Preis von Hämmeln höchst gleichgültig sein muß, das sehen Sie doch wohl ein! Sie

haben noch vier Wochen Zeit, dann wartet Ihrer Schmach oder Gratification. Bedenken Sie, was ich sprach, und machen Sie einen Versuch! Für jetzt leben Sie wohl! denn ich höre draußen ein Geräusch, gleich dem Gockeln einer Henne, meine Schwester ist nach Hause gekommen, ich will sie begrüßen gehn.“

So ging Holofernes fort und ließ den verblüfften Nicodemus allein. —

„Guten Morgen, liebe Schwester! ich wünsche Dir gute Besserung!“ sprach Holofernes. Junius hatte seiner Mutter schon gesagt, daß der Onkel da sei. „Nein, ists möglich? bist Du endlich wieder einmal da, Bruder?“ rief sie ganz außer sich. „Nein! ist's möglich?“ wiederholte sie wohl noch zwanzigmal, als ob's etwas so Unmögliches wäre, daß ein Mensch den andern besucht. „Jetzt mußt Du aber einmal länger dableiben, nicht wahr? das wirst Du. Nein! ist's möglich? Ich habe mich schon so lange darauf gefreut. Nein! ist's möglich? Du hast Dich aber fast gar nicht verändert seit dem letztenmal, Du siehst sehr gut aus. Nun setz' Dich, Bruder! Nein! ist's möglich?“ —

„Ob's möglich ist, oder nicht? darüber wollen wir jetzt nicht mehr streiten, liebe Schwester; denn da es doch einmal wirklich geschehn ist, so bliebe das Factum immer dasselbe. Länger hier bleiben kann

und werde ich aber nicht, sondern heut Abend wieder abmarschiren." —

„Nein, das darfst Du nicht, lieber Bruder! Da sind so viele von meinen Freundinnen, denen ich von Dir und Deinem tieferen Gedankenschwunge erzählt habe und die so unsäglich Deine persönliche Bekanntschaft wünschen. Da ist das Fräulein von X, die Englisch spricht und sehr gefühlvolle Gedichte macht, die hat Dein ABC-Buch unglaublich interessant gefunden und sich die romantischen Stellen daraus in ihr Album abgeschrieben; und da ist die Baronesse von Y, eine äußerst gebildete Dame, die außerordentlich expressiv und intensiv singt und Fortepiano spielt und den ganzen Jean Paul gelesen und verstanden hat, wie sie sagt; die sehnt sich unendlich nach einem gebildeten Ideentauschhandel höherer Natur zur Veredlung der gegenseitigen Gemüther, denn ihr Mann ist ein roher niederer Mensch von anomalischer Natur, der sie nie begriff und nie begreifen wird und kann, wie sie sagt, denn er hat keinen Aufschwung nach oben. Und da ist Miß Hoppelton aus Nordamerika, eine schöne Seele, die wunderhübsches gebrochenes Deutsch spricht und sich sehr interessant mit den Studien der deutschen Liederatur befaßt hat, die fragte mich erst gestern, ob mein genialischer Bruder nicht einmal kommen würde, und noch viele sehr gebildete und veredelte Damen. Nein, Du mußt bleiben!"

Holofernes sah wohl, daß seine Schwester ihn

selbst während seiner Abwesenheit als Paradepferd benutzt und allen ihren Klatschschwestern vorgeritten hatte; der Kobold des Spottes regte sich in ihm kichernd und hüpfend.

„Es thut mir unendlich leid (sprach er mit der Miene ernsthafter Besorgniß), so viele schöne und veredelte Damen, die mir das Glück anthun, sich um meine Wenigkeit zu bekümmern, ohne daß ich ein Wort davon wußte, in ihrer Hoffnung täuschen zu müssen, denn ich kann durchaus nicht länger bleiben. Aber weißt Du was? Heut Nachmittag bin ich noch hier; da kannst Du schnell einen Thee arrangiren und diese Damen einladen. Wenn Du es dann mit guter Manier einzuleiten weißt, Du verstehst mich: recht fein, da kann ich vielleicht die Ehre haben, ihnen etwas von meinen neuesten Geistesproducten vorzutragen."

„Ach! das ist eine jöttliche Idee! (rief Frau Habichs) Sie werden sich alle unendlich freuen, denn die prosaische Gewöhnlichkeit des gemeinen Alltaglebens wird edleren Seelen so selten mit den rührenden Blumen erhabener Dichtung durchflochten. Junius, setz' Dich gleich an den Secretair und schreibe mir die Einladungskarten, wie ich sie dictire!"

(Junius oder Nicodemus nämlich dienten in solchen Fällen stets zur Verhüllung der äußerst mangelhaften Frau Habichsischen Orthographie.)

Frau Habichs dictirte nun einen confusen Brei, dessen Quintessenz war: Auf eine Tasse Thee und auf meinen heut angekommenen Bruder Holofernes

lade ich ergebenst ein 2c. Während der Abfassung der Billete war Holofernes in ein kurzes Nachsinnen versunken. Er nannte dies sein Reflectionsfieber, das ihn überall verfolgte. Bei jedem Vorfall des Lebens, auch dem kleinsten, drängten sich ihm Beobachtungen und Einfälle auf, die sich aus dem hundertsten ins tausendste unauflöslich verwickelten und verzweigten, bis er zuletzt in seinem eignen Ideenlabyrinth, ohne Hoffnung eines Auswegs, sich verfing, gleich einem Wandrer, der sich in einem tiefen, ungangbaren Walde verirrt hat. Daraus wurde dann entweder eine jener langen, buntverwirrten Reden, wie wir ihn einige haben halten hören, oder eine Tagebuchsstelle oder ein langes Schweigen und Versenktsein, während die Gedankenmühle im Innern ihre wilden Takte fortklapperte. „So kommt man (seufzte Holofernes für sich) vor lauter Gedanken gar nicht zum eigentlichen Denken." Diesmal aber dachte er Folgendes:

Es ist doch sonderbar und man sollte einmal ein Buch darüber schreiben, woher es kommt, daß ein einzelnes Weib (womit ich übrigens durchaus nicht auf meine verdrehte Frau Schwester gestichelt haben will) Männern gegenüber edel, liebreich, ungeschwätzig und doch vielsagend, ja geistreich, selbst genial sein kann; so wie aber mehrere Weiber zusammen sind, sei jede einzeln genommen sonst auch trefflich und im ächten Sinne liebenswürdig — da hat alles Gute an ihnen ein Ende und geht plötzlich

unter in einem allgemeinen, verschlingenden See von nichtswürdiger Schwatzhaftigkeit, Geziertheit, Bösartigkeit, Unaufrichtigkeit; oder wenn auch das nicht, wenigstens in jenem krankhaften, ungeheuer ernst und wichtig thuenden Interesse an dem läppisch'sten und allergleichgültigsten Kleinigkeitskram, als da sind: Bänder, Hüte, Kindtaufen und Verlobungen, Bereitung von Compots und dergleichen Lapalien. Des eigentlich Aechten und Hohen im Leben und im Menschen wird dabei nie mit einer Silbe gedacht und die Gescheutesten sind dann ganz eben so einfältig und äußerlich wie alle Andern, als ob sie verpflichtet wären, sich gegenseitig ihre einzelnen Trefflichkeiten unter einer allgemein gäng und gäben Maske von unendlicher Albernheit zu verbergen. Ein Weib kann verehrungswerth sein, eine Versammlung von Weibern ist immer verächtlich und lächerlich und für Einen, der nur im mindesten das Bedürfniß des Denkens hat, ungenießbar. — Schon dies allein würde für die Monogamie sprechen, wenn nicht schon tiefere Gründe dafür vorhanden wären, denn es ist doch besser, ein süßes, liebevolles Geschöpf für sich zu haben, als ein Gezücht schnatternder, intriguirender und gedankenloser Puppen um sich. —

Hier aber riß Holofernes seine Gedankenkette gewaltsam entzwei, so lange es noch Zeit war, sich loszumachen. Er schüttelte den Kopf und erhob ihn und sein Blick traf den seiner kleinen Nichte Malwina, die sich schnell ans Fenster zu einer Arbeit ge-

setzt und grade in diesem Augenblick ihre großen schwarzen Augen hell und liebevoll forschend auf das Antlitz des Onkels gerichtet hatte. Es war ihr dabei zu Muth, wie Einem, der in einem tiefsinnigen, aber schwer zu verstehenden Buche liest; er vermag den Sinn nicht klar zu entwirren, aber ein unnennbares Gefühl sagt ihm, daß etwas Großes und Hohes unvermerkt von den Blättern in seine Seele übergegangen ist. Sie hatte vorher, bei der eben so geräuschvollen, als nichtssagenden Begrüßung ihrer Mutter, kaum die Zeit gefunden, dem Onkel die Hand zu küssen, der einen hellfreundlichen Blick auf sie richtete, dann aber vom Geschwätz seiner Schwester gewaltsam abgezogen und übertäubt worden war.

Jetzt, da der Blick des Onkels plötzlich ihrem forschenden begegnete, fuhr sie leise zusammen, ein süßes Erröthen überflog die Wange des frischen Kindes, die zarte Wimper senkte sich, das Licht des Auges beschattend, und die Finger, die eine Weile, als sie den Onkel ansah, stillgestanden hatten, ergriffen die Arbeit schnell und bewegten sich plötzlich mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit.

„Ei! (sprach Holofernes bei sich, froh überrascht) Hier haben wir ja A n m u t h, das heißt: das A und das O des Weibes. Aus der Knospe kann eine schöne, süß duftende Blume werden. Aber halt, Du alter Narr! Hast Du denn schon vergessen, daß das d ü m m s t e Auge durch das gefällige Hineinfallen eines Lichtstrahls unter einem glücklichen Winkel für

Augenblicke schön erscheinen kann? Und ein Erröthen? Kann es nicht eben so gut aus tölpelhafter Verlegenheit entspringen, als aus einem schöneren Grunde? Aber die Sache ist wenigstens der Prüfung werth.“ —

Darauf näherte er sich dem Kinde und indem er täuschend jenen einfältigen, befangenen, halbverlegenen und doch überlegen sein wollenden Ton annahm, dessen man sich gewöhnlich gegen Kinder, mit denen man nicht ganz vertraut ist, bedient, sprach er: „Ei sieh doch! So fleißig, meine kleine Malwina?“ Dabei besah er die Arbeit mit affectirt ernster Aufmerksamkeit. Malwina wußte wirklich nicht, was sie auf eine solche Anrede sagen sollte, denn sie hatte, zum Aerger ihrer Mutter, es nie gelernt, auf dumme Fragen stets eine klugseinsollende Antwort bereit zu haben. Da sie aber glaubte, der Onkel meine es freundlich und sei blos ungeschickt, sah sie ihn mit ihren schönen Augen halblächelnd an und blickte dann wieder still auf die Arbeit nieder. Dem Onkel gefiel ihr Schweigen und ihr Blick; aber es steckte ein Quälgeist in ihm. Er fuhr deshalb im vorigen Tone fort: „Wie alt bist Du jetzt, liebe Kleine?“ Jetzt sah Malwina ihn nicht wieder an, denn sie fühlte sich schon durch diese zweite nichtssagende Frage und durch den impertinent liebkoselnden Ton, in dem sie gethan war, geängstet. Sie antwortete blos halblaut: „Zehn Jahr.“

„Zehn Jahr!“ spottete Frau Habichs in einem ironisch zimperlichen Tone nach. „Zehn Jahr! Sagt

man so? Zehn Jahr! Was soll der Onkel von Dir denken? Er wird Dich für ein Mädchen ohne Erziehung halten. Zehn Jahr, lieber Onkel! sagt man, wenn der Onkel fragt und nicht (wieder affectirt nachspöttelnd) zehn Jahr."

„Zehn Jahr, lieber Onkel!!" sagte nun Malwina mit bebender Stimme, kleinlaut, aber doch abgemessen und mit leisem Anhauch ironischer Förmlichkeit, doch ohne Impertinenz, wie aus Gehorsam ohne Ueberzeugung. Dann wandte sie sich ab und zerdrückte mit dem Tuch eine hervorquellende Thräne. Holofernes war nun schon vollkommen verliebt in seine kleine Nichte und jauchzte innerlich; aber wie man oft den Tick hat, diejenigen, die man am meisten liebt, durch consequente boshafte Quälerei zu extern (wie sie in Schlesien sagen), so er jetzt. „Erst zehn Jahr! (rief er im Commißton erheuchelter Kinderbewunderung). Ei, ei! und schon so hübsch groß! Und wie hübsch Du schon stickst für Dein Alter! Laß doch einmal sehen!" So quängelte er fort und ängstete das arme Kind, das endlich ganz lautlos wurde. Frau Habichs bereitete sich schon auf eine recht schöne, moralische Strafrede vor, um mit ihrer Wohlredenheit und Erziehungsweisheit vor ihrem Bruder zu prunken; denn wenn sie mit Malwina allein war, pflegte sie sie blos mit abgerissen ausgestoßnen, einfachen Grob- und Roheiten abzufertigen. Schon warf sie sich in die Brust, nahm eine liebevoll zürnende Miene an und wollte eben die erste Sentenz dem

Bruder vorreiten, als dieser es merkend, zu ihrer nicht geringen Kränkung ihr den Faden an der Wurzel abschnitt, indem er sich zu Malwina wandte: „Aber Du bist ja so still, liebe Kleine! Bist Du immer so? Wie? Sage doch!“ Natürlich wurde Malwina hierdurch wo möglich noch befangener und muthloser zum Sprechen; nur einen bittenden Blick um Schonung wagte sie dem Onkel flüchtig zuzuwerfen. Der Blick traf tief, aber eben deshalb nahm sich Holofernes zusammen und verhärtete sich nur noch mehr in seiner Malice. „Nun? (fuhr er fort) weißt Du mir nichts zu erzählen?“ Sie blieb still. „Sag'! erzähle mir was!“ sprach er, ihr unter das Kinn fassend, mit peinigender Zudringlichkeit. „Nun?“ — Pause. — „Weißt Du gar nichts, liebe Kleine?“ „Nein“ seufzte sie, ganz gepreßt. „Nun, dann werde ich Dir wohl was erzählen müssen (fuhr der Aengstiger fort). Soll ich? sage!“— „Ja“ sagte sie ganz kurz; aber das „Ja“ kam heraus, halb wie ein pressendes „Ach!“ halb wie ein lösendes „Gott sei Dank!“ denn sie schöpfte doch Hoffnung, daß sie nun endlich erlöst würde und wenigstens nicht zu sprechen brauchte. Frau Habichs zerplatzte vor Aerger, daß sie nicht zu Wort kam, denn Holofernes wußte geschickt immer den richtigen Moment zu fassen, wo sie eben den Mund aufthat. Nur ein intonirendes: „Aber Malwina!!“ gelang es ihr, loszuschießen; da fuhr er wieder dazwischen: „Nun, — wenn Du nichts sagst, so will ich Dir doch

eine recht schöne Geschichte erzählen, die Dir gewiß gefallen wird.“ Hierauf begann er, indem er läppisch mit den Händchen und Fingerchen der Kleinen tätschelte und spielte, in einem kränkend persifflirenden Kinderton folgendes Mährchen zu erzählen.

Robert und Gretchen.

(Ein Kindermährchen.)

Es war einmal in einer schönen Stadt ein großes prächtiges Schloß, und in dem Schlosse wohnte der König und seine Frau. Die hatten beide einen Sohn, der hieß Robert, und war gar ein wilder, ungezogener Knabe, denn er lief den ganzen Tag auf der Straße herum, wollte nichts lernen und folgte seinen Aeltern nicht. Vor dem Thor aber, nicht weit von dem Schlosse, war eine kleine, schlechte Hütte, in der wohnte ein gar armer Tagelöhner mit seiner Frau und hatten beide ein einziges Kind, das war Gretchen genannt und ein liebes gutes Kind.

Manchmal wenn sie auf der Wiese vor der Hütte saß, kam Robert und sprach mit ihr und bat sie, mit ihm zu spielen. Das that sie auch, denn sie war gegen Jederman freundlich. Einmal aber, wo schönes Wetter war, sprach er zu ihr: Komm Gretchen, wir wollen ein bischen nach den Felsbergen hin in den grünen Wald spaziren gehn. Dein Vater ist zur Arbeit und Deine Mutter auf der Bleiche, und bis sie

nach Hause kommen, sind wir längst wieder hier. Gretchen ging mit, und als sie im Walde waren, sahen sie am Wege auf einem Steine ein altes, armes Männchen mit weißen Haaren und in zerrißnen Kleidern sitzen, das bat sie mit zitternder Stimme: „liebe Kinderchen, gebt mir doch etwas zu essen oder etwas Geld, ich bin ein gar armer Mann und habe seit gestern noch kein Brot gehabt.“ — Gretchen hatte sich von ihrer Mutter ein Abendbrot schmieren lassen, das hatte sie mitgenommen und wollte es eben essen; als sie aber den armen Mann sah, kamen ihr die Thränen in die Augen und gab's ihm ganz, ohne etwas für sich zu behalten. Der arme Mann nahm's und dankte, aber Robert lachte Gretchen laut aus und sprach: „Du dummes Ding, warum ißt Du Dein Butterbrot nicht selbst und giebst es dem alten, häßlichen Bettelmann. Ich habe Geld in der Tasche, aber ich will mir dafür lieber Kuchen kaufen und werde ein Narr sein, ihm was zu geben.“ Und als er das gesagt hatte, lachte er noch mehr und spottete und schimpfte auf den alten Mann. Der aber stand auf, wurde auf einmal so groß und stark wie ein Riese, packte den bösen Knaben, hob seinen Stock und rief mit grimmiger Stimme: „Weil Du so ein Bösewicht bist, will ich Dich jetzt strafen, daß Du daran gedenken sollst.“ — Robert war vor Angst umgesunken und machte die Augen zu, aber Gretchen fiel vor dem Manne nieder und bat und weinte, er möchte es ihm doch noch einmal verzeihn und ihn nicht schla-

gen, Robert würde so was gewiß nicht wiederthun. Als der Mann das sah, ließ er den Stock sinken und sagte: „Weil Du darum bittest, will ich's ihm noch einmal schenken, und Dich will ich belohnen, weil Du ein so gutes Kind bist." Und auf einmal wurde der Mann zu einer wunderschönen Fee mit hellgrünen Kleidern, einem Diamantgürtel und einer goldnen Krone. Die sprach zu Gretchen gar freundlich: „Fürchte Dich nicht mein Kind, komm mit, ich will Dir meine Stuben zeigen und etwas Schönes schenken." Und sie nahm sie bei der Hand, um fortzugehn, Gretchen aber fragte: „und darf Robert nicht mit?" „Nein," sagte die Fee, „denn er hat es nicht verdient." — „Ach bitte, nimm ihn auch mit, sagte Gretchen, sonst will ich Deine Sachen auch nicht sehn und er weiß auch nicht den Weg von hier nach Hause, er würde sich verirren, wenn er allein hier bliebe." — „Weil Du darum bittest, soll er mitgehn," sprach die Fee. Da gingen die drei durch dicke, verworrne Gebüsche und die Zweige wichen vor ihnen aus, so daß sie bequem durchgehen konnten. Endlich blieben sie im tiefen Walde vor einer Felswand stehn. Die Fee klopfte daran mit einem Stäbchen; da that sich der Felsen auf und die Fee führte die Kinder an der Hand hinein. Und auf einmal standen sie in einem schönen Saal, da waren keine Fenster und keine Lichter drin und es war doch so hell, als ob zwei Sonnen geschienen hätten. Die Wände des Saals aber waren lauter wunderschöne, bunte Bilder, und auf schön

gemalten Tischen lagen viele, viele Bilderbücher. Und die Fee zeigte und erklärte den Kindern alle die herrlichen Bilder, auf denen Städte, Wälder, feuerspeiende Berge, Soldaten, Türken, Vögel, Schmetterlinge und Heerden gemalt waren. Als sie sich satt gesehn hatten, führte die Fee sie in einen andern Saal. In denen waren die wunderschönsten Puppen, Soldaten, Reiter, Ställe mit Kühen und Schafen und allerlei andern Spielsachen. Die Fee erlaubte Gretchen und Robert, damit zu spielen. Die Puppen und Soldaten aber konnten reden, sich bewegen und schießen. Gretchen sprach mit der schönsten Puppe, putzte sie und ging mit ihr spaziren. Robert aber kommandirte laut und ließ von den Soldaten eine große Schlacht liefern.

Kaum konnten sie sich von den schönen Sachen trennen, die Fee aber führte sie weiter in einen dritten Saal. Dessen Wände waren von Marzipan und er war voll grüner Bäume, an denen wuchsen goldne Nüsse, Pfefferkuchen, Bonbons und Knackmandeln und schöne, grüne, rothe, blaue und goldgelbe Vögel flatterten herum, die sangen wunderschöne Lieder, hüpften den Kindern auf Schultern und Hände und ließen sich haschen und streicheln. Die Fee aber gab den Kindern von all den schönen Sachen zu essen und es schmeckte alles so süß, wie sie noch keine Pfefferkuchen, Bonbons und Mandeln sonst gegessen hatten. Als sie satt waren, sagte die Fee: „Das schönste ist noch übrig, kommt.“ Und sie kamen in eine kleine

Stube, die war von purem, blanken Golde mit bunten Edelsteinen ausgelegt. In der Mitte von der Stube aber stand ein kleiner Tisch, auf dem lag ein kleiner Spiegel, ein Halsband mit einem silbernen Kreuzchen und ein kleiner goldner Ring. Da sprach die Fee zu Gretchen: „Weil Du mir Brot gegeben hast, als ich wie ein armer Mann aussah, sollst Du Dir von diesen drei Dingen eins wählen, das ich Dir schenken will. Robert aber hat mir nichts geben wollen und nun will ich ihm auch nichts geben. Der Spiegel hat die Eigenschaft, daß jeder, der täglich einmal hineinsieht, wunderschön wird, wer den Ring am Finger trägt, der wird so reich wie der reichste Kaiser, und wer das Kreuz am Halse trägt, den haben alle Menschen lieb. Nun wähle." — Da zupfte Robert Gretchen am Aermel und winkte ihr, daß sie den Ring wählen möchte, Gretchen aber sagte: „Wenn Du so gut sein willst, mir was zu schenken, so bitt' ich schön um das Kreuz, denn ich möchte gern, daß mir alle Menschen gut wären." Als sie das gesagt hatte, gab die Fee ihr das Kreuz, küßte sie und sagte: „Du hast gut gewählt. Hänge Dir das Kreuz unter Dein Kleid um den Hals, so daß Du es an der Brust versteckt trägst, dann werden Dich alle Menschen lieb haben. Du darfst aber Niemand etwas von dem Kreuze sagen und es auch niemals weggeben, versprich mir das, Gretchen." Gretchen versprach's. „Und nun geht wieder nach Hause, Kinder, sprach die Fee, Eure Aeltern warten

auf Euch." Als sie die Kinder aber zu einer andern Thür herausführen wollte, sah sie sich um und sah, daß der goldne Ring nicht mehr auf dem Tischchen lag. Da wurde ihr Gesicht finster und sie fragte zornig: „Wo ist der goldne Ring hin?" — „Er wird wohl auf den Fußboden gefallen sein," sprach Robert, und wurde feuerroth. „Hast Du den Ring genommen?" sprach die Fee zu Gretchen. „Wie kann ich ihn genommen haben, da er mir nicht gehört?" antwortete sie ruhig. „Hast Du ihn?" sprach die Fee zu Robert. „Ich bin eines Königs Sohn, wie kannst Du glauben, daß ich einen Ring stehlen werde?" rief er und gebehrdete sich beleidigt. Die Fee aber ward noch zorniger und rief: „Kleiner Bösewicht, ich weiß es wohl, daß Du ihn hast. Du hast ihn genommen, als ich mich eben umdrehte, und ihn in den Mund gesteckt, damit ich ihn nicht bei Dir finden möchte. Hättest Du mirs gestanden, so wollte ich Dir verzeihn, aber weil Du mich belogen hast, will ich Dich in eine stockfinstre Kammer sperren lassen, Da sollst Du allein sitzen und nur Wasser und Brot bekommen und nie wieder Deine Aeltern sehn. Gieb den Ring!" — Zitternd gab Robert den Ring her, die Fee aber winkte mit ihrem Stabe. Da hörte man ein fürchterliches Brausen und zwei schreckliche kohlschwarze Drachen mit feurigen Augen und scharfen Zähnen kamen durch die Luft geflogen, die sollten Robert einschließen und bewachen. Als Gretchen das sah, erschrak sie sehr und es erbarmte sie des

armen Robert, so daß sie weinend und schluchzend vor der Fee niederkniete, die Händchen rang und bat: „Ach bitte, bitte, schenk es ihm nur noch ein einzigesmal, es hat ihm zu sehr nach dem Ring gelüstet, weil ich etwas geschenkt bekam und er nichts. Er wird sich gewiß bessern und nie so etwas wiederthun. Verzeih ihm nur noch diesmal.“ „Nein,“ sprach die Fee, „ich habe ihm schon einmal verziehn, und er hat sich nicht gebessert.“ — „So sperre mich mit ein, daß er nicht allein vor Angst umkommt,“ schluchzte Gretchen. Da wurde die Fee wieder freundlich und sprach: „Um Deiner Güte willen will ich ihm auch diesmal noch verzeihn; aber es ist das letztemal, rief sie drohend zu Robert, nimm Dich ja in Acht!“ — Da verschwanden die Drachen wieder, die Fee führte die Kinder zur Thür hinaus, die schloß sich hinter ihnen und sie standen allein im Walde vor der alten Felswand. Robert war noch ganz erschrocken und lief was er nur laufen konnte. Gretchen folgte ihm. Als sie weit weg waren, so daß er sich nicht mehr fürchtete und sie beide wieder langsam gingen, sprach er: „Gretchen, was willst Du mit diesem Kreuz? Dich haben ja doch alle Menschen lieb, weil Du so freundlich bist, schenke mir es lieber.“ „Nein,“ sagte Gretchen, „ich behalt' es selbst.“ — „So will ich Dir Geld dafür geben,“ sprach Robert. „Weißt Du nicht, daß mir die Fee verboten hat, es wegzugeben?“ antwortete Gretchen. „Ach was? woher soll es denn die Fee wissen, wenn Du es auch weg-

giebst?" sprach Robert. Gretchen aber sagte: „Und wenn sie es auch nicht weiß, so habe ich ihr es versprochen, es nicht wegzugeben, und lügen darf man ja nicht." „Dummes Ding, gieb's nur her!" sprach Robert, und wollte es ihr wegnehmen. Gretchen wehrte sich, aber Robert sagte: „Gieb's oder ich schlage Dich." — „Thu' das nicht, bat Gretchen, die Fee wird Dich sonst strafen." „Was kann die mir hier thun?" sagte Robert. Gretchen wollte das Kreuz nicht geben, da sie es aber nur in der Hand trug und vergessen hatte, es umzuhängen, wie die Fee es gesagt hatte, so wirkte der Zauber noch nicht, daß ihr alle Menschen gut sein mußten, und Robert schlug sie, daß sie weinte, und weil er stärker war, bezwang er sie, warf sie auf die Erde und wollte ihr eben das Kreuz aus der Hand reißen; da kam auf einmal vom Himmel fürchterlicher Donner und Blitz, daß die ganze Erde mit Bäumen und Bergen zitterte, die Vögel hörten auf zu singen, ringsum wurde rabenschwarze Nacht und ein eiskalter Wind fuhr den Kindern über die Haut. Als es wieder hell und freundlich wurde, war Gretchen allein mit dem Kreuz in der Hand. Sie suchte überall in Büschen und Wiesen, sie rief und schrie und weinte, aber Robert war weg. Endlich, als es anfing Abend zu werden, hing sie sich das Kreuz um die Brust und ging sehr betrübt nach Hause. Die Aeltern fragten sie, wo sie so spät herkomme. Sie erzählte Alles, nur vom Kreuz sagte sie nichts, weil es ihr die Fee verboten hatte.

Die Aeltern lachten sie aus und sagten: sie würde wohl Alles nur geträumt haben. Sie konnten aber nicht böse auf sie werden, weil sie das Kreuz auf der Brust trug.

Als sie am andern Nachmittage vor der Hütte im Grünen saß, hörte sie etwas recht kläglich winseln. Und es kam ein ganz kleiner alter Mann auf sie zu, der war buckelig, lahm, pockennarbig und einäugig, und hatte häßliche, zerrissene Lumpen auf dem Leibe, eine kahle Platte und ein gar abscheuliches, erschreckliches Gesicht.

Er schleppte sich an einem Stabe langsam und mühselig heran. Gretchen erschrak und wollte weglaufen, der Mann bat sie aber so sehr, daß sie blieb. „Kennst Du mich nicht?" sprach er zu ihr. „Wie soll ich Dich kennen, da ich Dich nie gesehen habe?" sagte Gretchen. „Ach, ich bin ja Robert, mit dem Du gestern bei der Fee warst," sagte er, und nun erzählte er ihr, wie ihm die Fee, als der Donnerschlag kam, erschienen, ihn mit ihrem Stabe in diese schreckliche Gestalt verwandelt und gesagt habe: weil er Gretchen habe das Kreuz rauben wollen, das sie bei allen Menschen beliebt mache, sollte er nun sein ganzes Leben lang von allen Menschen gehaßt und mißhandelt werden und sein Brot mühsam erbetteln. „Drauf verschwand sie, erzählte Robert weiter, und ließ mich hülflos und allein. Ich fühlte mich an allen Gliedern krank und weh und schleppte mich mühsam in's Königsschloß zu meinen Aeltern. Die aber ent-

setzten sich vor mir und befahlen den Bedienten, daß sie mich zum Schlosse herauswürfen. Als ich sagte, ich wäre ihr Sohn, ihnen die Geschichte mit der Fee erzählte und bat, sie möchten mir nur wenigstens etwas zu essen geben, sagten sie, ich wäre ein unverschämter Lügner und ließen mich schlagen und stoßen und hungrig und müde vom Schloß wegjagen. Ich hinkte weiter und bat überall um ein Nachtlager oder wenigstens ein Stück Brot, aber die Leute entsetzten sich alle vor mir und stießen mich unbarmherzig weg. Nun habe ich müssen die ganze Nacht auf der Straße liegen, ohne zu schlafen, denn mich fror, daß mir die Zähne hart an einander klappten und daß ich zu sterben meinte. Auch heut früh habe ich noch nichts zu essen bekommen und werde gewiß verhungern, wenn Du mir nichts giebst. Ach, ich hab's wohl nicht um Dich verdient, liebes Gretchen, denn ich habe Dich ja geschlagen und wie ein Bösewicht an Dir gehandelt, aber ich weiß, daß Du so gut bist und Dich meiner Noth erbarmen wirst, darum habe ich mich halb todt hierher geschleppt." — Da fühlte Gretchen, wie sich ihr das Herz vor Mitleiden und Bekümmerniß im Leibe umkehrte. Sie ging in die Hütte, holte ihr Vesperbrot und gabs dem armen Verhungerten, der es gierig aß. Und sie fürchtete sich nicht vor seiner häßlichen Gestalt, setzte sich neben ihn, nahm seine Hand, sprach ihm Hoffnung ein und sagte, die Fee würde sich wohl erbarmen und ihn wieder erlösen. Da weinte Robert bittere Thränen und sprach:

„Nein, das wird sie nicht, und sie hat auch ganz recht an mir gethan, denn ich habe Dich gekränkt und Du bist doch so fromm und freundlich, wie die lieben Englein im Himmel.“ Gretchen aber sprach: „Komm mit mir in den Wald. Da will ich die Fee rufen und bitten, daß sie Dich wieder erlöst, vielleicht thut sie es doch.“ Und sie gingen zusammen weg, Gretchen aber mußte Robert führen und ihn oft ausruhen lassen, denn er war sehr krank und schwach. Sie fanden auch nach langem Suchen die Felswand, aber keine Thür darin. Da fing Gretchen laut an zu rufen: „Liebe Fee, liebe Fee, komm' doch, komm!“ Und siehe da, plötzlich stand die Fee in glänzenden Kleidern da und sprach zu Gretchen: „Warum rufst Du, mein Kind, und was suchst Du?“ Als sie aber Robert sah, ward sie zornig und sprach: „Was will der vor meinem Angesicht? Da fing Gretchen an, recht herzlich zu bitten, sie möchte dem Robert wieder verzeihen, und erzählte, wie schlimm es ihm ergangen wäre, wie er sein Unrecht schon schmerzlich bereut habe und ganz gewiß sich bessern werde. Die Fee aber sprach: „Nein, er hat zu oft Böses gethan, als daß ich ihm verzeihen könnte.“ Als Robert und Gretchen aber zusammen immer flehender baten, ward die Fee gerührt und sprach: „Und wollte ich ihn auch erlösen, so kann ich's doch nicht, denn um ihn wieder zu entzaubern, muß ich ein Fläschchen vom Wasser der Schönheit holen, das kann aber nur mit großer Gefahr und nur von einem unschuldigen Kinde ge-

holt werden, das niemals Jemanden was zu Leide gethan hat." „Ei, so laß mich es holen, ich bring's gewiß" sprach Gretchen. „Nein, rief Robert, wenn es gefährlich ist, sollst Du nicht gehen. Ich will lieber ewig ein alter häßlicher Bettelmann bleiben. Ich habe Dich beleidigt und es ist nicht recht, daß Du meinetwegen in Gefahr kommst." Da sah die Fee ihn erstaunt an und sagte: „Aus diesen Worten seh' ich, daß Dich Dein Ungkück gebessert hat und darum soll Gretchen auch das Wasser holen. Aber hast Du auch wirklich Niemand etwas zu Leide gethan?" sprach sie zu Gretchen. „Nein, in meinem Leben nicht." „Auch keinem Thiere?" „Nein, wie sollt' ich das, da es Unrecht ist, ein Thier zu quälen?" „Besinn' Dich ja recht" sprach die Fee, denn gehst Du hin und es ist nicht wahr, so mußt Du sterben." „Nein gewiß, ich habe nie einem Wesen Leides gethan," sprach Gretchen. „So will ich Dir dabei helfen, so viel ich kann," sagte die Fee. Geh diesen Fußsteig nach dem Berge zu, da wirst Du eine große schwarze Höhle finden. Fürchte Dich aber nicht und geh' hinein und immer grade aus, dann kommst Du in einen schönen Garten, das ist der Garten der großen Schlange. In dessen Mitte ist ein klarer Springbrunnen und in dem ist das Wasser der Schönheit; wen man damit wäscht, der wird wunderschön und wäre er auch noch so häßlich gewesen. Hier hast Du ein Fläschchen, das schöpfe mir voll, nimm Dich aber in Acht, daß Du nicht ins Wasser gleitest, Du könntest sonst ertrinken. Wenn Du unterwegens in

Gefahr kommst, so nimm dies Haar und reibe es, dann werd' ich Dir zu Hülfe kommen.“ So sprach die Fee, gab Gretchen ein Fläschchen und ein goldgelbes Haar aus ihren eigenen Locken und Gretchen machte sich auf den Weg. Auf dem Berge sah sie eine finstre große Höhle. In die ging sie hinein und immer gradeaus. Es war aber so finster darin, daß sie nicht sehen konnte, wo sie war. Und als sie weit, weit gegangen war, hörte sie auf einmal ein fürchterliches Brummen und ein ungeheurer, großer, häßlicher Bär mit Feueraugen und rother Zunge kam auf sie zu und brüllte: „Was willst Du hier?“ — „Ich will Schönheitswasser holen,“ sagte Gretchen zitternd. — „Gut, weil Du meiner Königin der Schlange das Schönheitswasser stehlen willst, so werde ich Dich gleich auffressen.“ So heulte der Bär und schon hatte er Gretchen gepackt und wollte sie eben auffressen, da dachte sie an das Haar und rieb es. Da ward es auf einmal so hell ringsum, als ob tausend Lichter gebrannt hätten und die Fee kam auf einem goldnen Wagen durch die Luft, den zwei weiße Schwäne zogen. Sie schlug den Bären mit ihrem Stab auf auf den Kopf und sprach: „Laß ab, Du garstiges Thier. Gretchen hat noch keinem Wesen Leides gethan, warum willst Du ihr denn Leides thun?“ Da kroch der Bär weg und war ruhig. Die Fee aber verschwand und Gretchen ging in der Dunkelheit weiter. Und als sie wieder wohl eine Meile weit gegangen war, wurde es hell und sie stand vor einem grü-

nen Gartengeländer mit einer Thür von goldnen Stäben. Eben wollte sie hineingehen, da kam auf einmal eine große, große grüne Schlange auf sie zugeschossen und zischte wüthend: „Was willst Du hier?“ „Ich will ein Fläschchen Schönheitswasser holen,“ sprach Gretchen. „Gut, weil Du mich bestehlen willst, so werde ich Dich gleich auffressen,“ zischte die Schlange, und wand sich in vielen Ringen um Gretchen herum und wollte sie eben mit der spitzigen Zunge todtstechen und auffressen; Gretchen aber dachte an das Haar, rieb es und die Fee erschien wie vorhin, schlug die Schlange auf den Kopf und sprach: „Laß ab, Frau Schlange! Gretchen hat noch keinem Wesen Leides gethan, warum willst Du ihr denn Leides thun?“ — Da kroch die Schlange weg und ließ Gretchen in Ruh; die Fee verschwand und Gretchen ging in den Garten. In dem Garten aber war es gar wunderschön. Da waren auf allen Seiten grüne Bäume mit den herrlichsten Früchten, die so tief herunterhingen, als wenn sie gern gepflückt sein wollten; bunte Vögel, die schöne Lieder sangen, und grüne Wiesen mit schönen bunten Blumen, die lieblich dufteten, und an dem Wege flossen klare Crystallbäche, in denen goldne Fischchen plätscherten. Gretchen aber achtete nicht darauf und ging weiter, denn sie dachte nur daran, das Schönheitswasser zu holen, damit der arme Robert entzaubert werden könnte. Und als sie in die Mitte des Gartens kam, sah sie ein großes Marmorbecken; in dessen Mitte war ein schöner, hoher Springbrunnen, dessen

Tropfen in der Sonne leuchteten wie Perlen und Diamanten, und darin war das Schönheitswasser. Sie kniete am Rande hin und hielt mit der einen Hand das Fläschchen ins Wasser, um zu schöpfen, mit der andern aber hielt sie sich oben an, damit sie nicht herunterfiele. Als das Fläschchen voll war und sie es herausziehen wollte, glitt sie aber aus und fiel ins Wasser. Sie wollte sich am Rande festhalten, aber die Hand glitschte aus und sie versank. Sie verlor den Athem, es wurde ihr schwarz vor den Augen und sie meinte zu ertrinken. Da dachte sie in der größten Todesangst an das Haar, nahm ihre letzte Besinnung zusammen und rieb es. Plötzlich fühlte sie sich durch die Luft getragen, und als sie wieder zu sich kam, war sie trocken und unversehrt im Walde bei der Fee und dem bezauberten Robert. Die Fee aber sprach: „Es ist gut, daß Du noch an das Haar gedacht hast, sonst hättest Du ertrinken müssen!“ Dann nahm sie das Fläschchen und goß Robert ein Paar Tropfen auf den Kopf. Da verschwanden auf einmal die alten häßlichen Lumpen und der Buckel und die Runzeln in seinem Gesicht und er ward wieder zum schön gekleideten Knaben und hübscher als er sonst gewesen war. Und auch Gretchen war viel schöner geworden, wie früher, denn sie hatte sich im Wasser der Schönheit gebadet. Als Robert seine Erlösung sah, fiel er der Fee zu Füßen, weinte und dankte ihr. Die Fee aber sagte: „Dem guten Gretchen mußt Du danken, denn sie hat Dich erlöst.“ Da küßte Robert Gretchens

Händchen und dankte und versprach, nun immer gut und liebreich zu sein. Gretchen aber hob ihn auf und freute sich, daß er wieder entzaubert war. Darauf nahm die Fee Abschied von beiden Kindern und verschwand und sie gingen Hand in Hand nach Hause.

Der König und die Königin hatten unterdeß sehr getrauert, daß ihr einziger Sohn weg war, hatten ihn überall gesucht und im ganzen Lande ausklingeln und ausrufen lassen: wer ihn wiederbrächte, der sollte viele, viele tausend Thaler bekommen. Als nun Gretchen mit Robert im königlichen Schlosse ankamen, da nahmen sie sie freundlich auf und waren erfreut über die Maßen, daß ihr Sohn wieder da war. Und wenn Gretchen auch nicht das Kreuz am Halse getragen hätte, wären sie ihr doch gut gewesen, weil sie ihren Sohn wiederbrachte und so lieb und freundlich war. Da sie hörten, daß Gretchens Vater ein armer Tagelöhner wäre und in einer schlechten Hütte wohnte, ließen sie ihm ein großes schönes Haus bauen und gaben ihm viel Geld, daß er es für Gretchen aufheben sollte, bis sie groß würde. Und als Robert und Gretchen groß geworden waren, wurden sie Mann und Frau und Gretchen war von Jedermann geliebt, denn sie trug das Kreuz auf der Brust und war freundlich gegen Alle. Als Roberts Vater gestorben war, wurden sie König und Königin und bekamen Kinder und lebten in Reichthum und Freuden, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Anfangs blickte Malwina mit ganz ehrlicher Aufmerksamkeit zum Onkel empor, denn sie konnte und wollte noch immer nicht glauben, daß er so sei, wie er sich bisher gegeben hatte, und hoffte auf Besseres. Da er aber durchaus den angenommenen kindischen Ton nicht änderte, blickte sie gekränkt, von Scham und Unwillen glühend, vor sich nieder. Endlich, gegen Ende der Geschichte, fuhr ihr blitzschnell durch den Sinn, worüber sie sich ärgerte, daß es ihr nicht gleich klar geworden wäre, nämlich: daß der Onkel ein Spottvogel sei. Plötzlich blickte sie wieder zu ihm auf und erhaschte auf den Lippen dessen, der sich im Augenblicke unbeobachtet glaubte, einen leisen, ganz eigen lächelnden Zug, der sie vollends aus aller Ungewißheit riß; obgleich Holofernes keineswegs in seinem Erzählungston karikirte, sondern nur mit komischer Naturwahrheit, die Sprache alberner und übermüthiger Erwachsener gegen Kinder treu nachahmte. Jetzt ward's dem Mädchen auf einmal ganz leicht um's Herz und mit reizend freundlicher Schlauheit und ungläubigem Lächeln blickte sie, bis zum Ende der Geschichte, dem Onkel in's Auge, der seine Rolle kaum festzuhalten vermochte. Als er auserzählt hatte, sah er sie mit süßlichem Lächeln fragend an, als ob er Dank oder Urtheil von ihr verlange. Sie drehte sich, lieblich schmollend, weg. „Nun? (fragte er) gefällt Dir die Geschichte nicht?“ Mit zögernder Bescheidenheit, doch ohne Furcht, antwortete sie, die Worte lang dehnend: „Die Geschichte könnte wohl

ganz hübsch sein, wenn — sie — nur — anders erzählt würde," kam auf einmal rasch heraus, wobei sie über ihren Muth erröthete.

„Ei wie denn, liebe Malwina?" fragte Holofernes, schon in natürlicherem Tone.

„Das weiß ich nicht grade zu sagen (antwortete sie). Aber sage lieber Onkel, sprichst Du denn immer so — so — wie — ein Kind?" — Jetzt aber hielt es Junius nicht länger aus. Wie zu ritterlicher Vertheidigung drängte er sich vor und sprach, beinah erbittert: „Lieber Onkel, ich sehe, daß Du meine Schwester nicht kennst; sie ist gar nicht so kindisch, wie Du glaubst."

Da erfaßte Malwina, mit ächt weiblichem Tacte, den Augenblick, ehe die Sache für alle Theile verdrießlich und verstimmend würde, indem sie des Onkels Hand ergriff, sahe sie ihn mit bezauberndster liebevollster Offenheit, und doch wie scharf und pfiffig forschend an und sprach, fest und vertrauensvoll, so daß es kaum wie eine Frage klang: „Gelt Onkel, Du spaßest blos mit mir?" Rasch begegnete sie einem Blick des Onkels, der Antwort genug war; da rief sie bittend: „Sei nicht böse, lieber Onkel, daß ich böse auf Dich war!" Dabei neigte sie rasch das Haupt und küßte mit Wärme des Onkels Hand. Der aber konnte sich nicht mehr halten. „Du prächtiges Mädel!" rief er jubelnd aus, faßte sie, zog sie an sich heran und küßte ihr Stirn, Auge und Mund.

Obgleich ich nun in Gefahr gerathe, für einen sen=

timentalen Menschen oder für einen Nachahmer Jean Paul's gehalten zu werden, so darf ich doch, aus falscher Scham, dem Leser nicht die Wahrheit vorenthalten, nämlich die, daß bei dieser Versöhnungs- und innigen Verständigungsscene beide, sowohl die kleine Malwina, als der alte Kerl von Onkel, so ergriffen waren, daß sie mit Mühe die Thränen zurückhielten, sie aus Freude und weil sie was zu verzeihen hatte, er auch aus Freude und weil er das liebliche Kind so unnütz gequält hatte, das nun so liebenswürdig und fein die Sache umdrehte, als sei sie der beleidigende Theil gewesen. Da schon viele Leser und Leserinnen diese ganze Scene nicht versteh'n, so können sie sich denken, was erst gar die Frau Habichs, die hoffentlich viel roher und dümmer ist, als irgend Jemand unter ihnen, sich dabei denken mußte; nämlich gar nichts. Sie stand ganz verblüfft da. Noch immer hatte sie auf den Moment gehofft, wo schicklich ein mütterlicher Sermon einzuschieben sei, um so mehr, da der Stoff dazu immer anwuchs; denn daß Malwina die Geschichte des Onkels zu tadeln wagte, die doch (dachte Frau Habichs) ganz für so ein einfältiges Kind geeignet und in der außerdem „sehr viel Moral" war, fand sie unerhört. Sie wollte schon dem Bruder wegen der dummen Impertinenz ihrer Tochter tausend Entschuldigungen machen, um nur die Sache einigermaßen wieder in's Gleis zu bringen, und siehe da! auf einmal beide Partheien feierlich versöhnt und im freundlichsten Einverständniß, und

das ohne alle handgreifliche Verbindung, auf eine, ihr völlig unverständliche Weise. Zuletzt, da sie gar nicht wußte, was zu denken sei, ergriff sie den sehr bequemen Ausweg, Alles für eine geniale Grille ihres außerordentlichen Herrn Bruders zu halten nnd als solche zu respectiren, wie es einer „gebildeten Frau von höherem Seelenschwunge" ziemte. Sie veränderte demnach für den ganzen Tag ihre Tactik, verschmerzte das Herunterschlucken ihrer schönen Ermahnungssentenzen und behandelte Malwina mit der affectirtesten Freundlichkeit, indem sie selbige den ganzen Tag mit dem liebkosenden Verkleinerungsnamen: „Winchen" oder „liebes Winchen" anzureden und dabei geziert ihr zuzulächeln recht beflissen war. Dies that sie nie, als wenn Gesellschaft zugegen war. Unter vier Augen hieß es immer ganz ordentlich: „Malwina" mit möglichster Hausbackenheit und Härte ausgesprochen. —

So kam die Stunde heran, in der Herr Habichs aus dem Thurme zum Mittagessen kam. Nach kurzer, ziemlich kalter Begrüßung begann Holofernes gleich seinen Angriff folgendermaaßen:

„Lieber Schwager, da ich nicht lange hier bleibe und wir heut vielleicht nicht mehr einen so günstigen Augenblick finden, so wollen wir uns nicht lange mit allgemeinen und gleichgültigen Lapalien, als da sind: Wetter, Wohlbefinden rc. aufhalten, sondern gleich in medias res das heißt aufs Specielle und Wichtige lossteuern. Ich thue Euch also

kurz und gut den Vorschlag, Euern Junius, der, wie Ihr wohl merken könnt, zum Geschäftsmann doch nimmermehr tauglich werden wird, mit mir zu nehmen und ihn die schönen Wissenschaften studiren zu lassen, damit doch etwas Ganzes und Rechtes aus ihm werde. Nun sagt, was meint Ihr dazu? Doch nein, Schwager, sagt lieber nichts, denn die Verlängerung Euer wohlgebornen Nase und das gespensterhaft spuckende, wenn auch unausgebrummte: „Hm, hm!“ auf Eurer mißbilligenden Lippe sagen schon genug. Aber hört erst meine Erläuterungen und Sacherklärungen, ehe Ihr aburtheilt. Fürs Erste, um nur nebensächliches Gestein und Gestrüpp aus dem Wege zu räumen, gebe ich Euch das Versprechen, daß Euch die ganze Geschichte keinen Kreuzer kosten soll. Ich werde für Alles sorgen und der Junge soll's gut bei mir haben. Das ist doch schon ein reines Ersparniß; ja, Ihr könnt es ein Geschäft nennen, da es eine active Vermehrung Eures Capitals ist. Für's Zweite aber komme ich zur Hauptsache. Ihr haltet nämlich dafür: Geschäft sei etwas Solides, Reelles; schöne Wissenschaften aber eine Seifenblase, die farbig glänzt und zerplatzt und an der nur Kinder Vergnügen haben, d. h. mit andern Worten: gar nichts. Euer bestätigendes Kopfnicken sagt mir, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Ein Schriftsteller ist für Euch ein Mensch, der in anständiger Kleidung langsam verhungert, der selten Geld hat, und wenn er es hat, es an einem Tage todt-

schlägt. Ein Dichter erst gar ist Euch einer in zerrissenen Kleidern, der im fünften Stocke nicht wohnt, sondern sein Lager hat, den ganzen Tag lang träumt und nichts verdient, des Abends in den kalten Mond und des Morgens in die warme Sonne sieht, weil er doch keine andere kalte Küche zum Abendbrot und kein andres warmes Frühstück hat.

Ich aber sage Euch, daß Ihr in der Kenntniß literarischer Zustände (wie sie's nennen) sehr weit zurück seid, wenn Ihr solchen veralteten Traditionen Glauben beimessen könnt, die einst wohl ihre halbe Wahrheit hatten, jetzt aber gar keine mehr.

Vernehmt denn, daß die Literatur jetzt so gut ein Geschäft ist, wie jedes andere, und je nachdem's einer practisch anzugreifen versteht, ein eben so einträgliches. Ihr staunt, aber es ist so. Vor einiger Zeit hat einer der gefeiertsten und langweiligsten der jetzt lebenden Schriftsteller bei einem festlichen Diné (Ihr seht daraus beiläufig, daß Schriftsteller auch an Diné's theilnehmen) den ewig denkwürdigen Ausspruch gethan: „Literature becomes more and more trade“ das heißt verdeutscht: „Vom Profit lebt der Mensch,“ ein Ausspruch, dessen gesunde, praktische Gemeinnützigkeit Euch, im Munde eines Romanenverfertigers, mit Recht in Erstaunen setzt. Aber ich weiß, was Euch beim Literaturgeschäft verdrießt; die Unordnung nämlich. Ihr meint, ein Schriftsteller schreibe blos, wenn es ihm einfiele, oder wenn er in der rechten Stimmung sei, oder besser:

wenn es dem Satanas beliebt, über ihn zu kommen; während Ihr hingegen auf Eurem Büreau einen Tag, wie den andern, regelmäßig zu arbeiten vermögt. So denkt Ihr, und gegen Unkenntniß läßt sich freilich schwer ankämpfen. Aber wenn Ihr irgend dem Wort eines ehrlichen Mannes zu glauben im Stande seid, so laßt Euch von mir versichern, daß ein Schriftsteller eben so gut seine Büreaustunden einhalten kann, wie irgend ein Geschäftsmann, wenn er nur will. Er hat nur nöthig, sich vor's leere Papier hinzusetzen und die Feder einzutauchen, und dann, immer drauf los! Erst gewaltsam sich zum Anfangen gezwungen. Steht erst eine Zeile da, dann kommt er leicht in den Zug, und es müßte schlecht gehen, wenn ein arbeitsamer Mensch nicht regelmäßig jeden Tag seine zwei bis drei Druckbogen fertig bringen sollte. Und was gehört denn so viel dazu? Ihr müßt mir doch einräumen, daß ein Mensch, der durch Noth, Studium, Liebhaberei und Gewohnheit zugleich einmal darauf dressirt ist, was man so nennt: Gedanken zu haben, daß ein solcher doch durchschnittlich jeden Tag einen einzigen Gedanken haben wird. Mit einem Gedanken aber ist viel, Alles gewonnen. Der Gedanke wird erst in seltsamen Worten hingeschrieben, so daß er imponirt und neu aussieht, wenn er auch ursprünglich sehr gewöhnlich oder (wozu man im Nothfall auch seine Zuflucht nehmen kann) gestohlen sein sollte. So könnt Ihr einen abgetragnen, unscheinbaren Rock durch reiche Verbrämung mit fal-

schen Goldtressen in abentheuerlicher Neuheit erscheinen lassen.

Darauf sinnt der Schriftsteller auf eine neue, noch seltsamere Wendung für eben denselben Gedanken, die leicht zu finden ist, denn man könnte ein Schema für dies Verfahren aufstellen. Dies gefunden, setzt er es mit Hülfe irgend einer verbindenden Conjunction hinter das schon Dastehende. So fährt er fort, den Gedanken zu wenden und zu drehn, ihm bald dies, bald jenes Kleid anzuziehn, bald den Kopf zum Schwanz, bald den Schwanz zum Fuß zu machen, bald diese Seite, bald jene hervorzukehren, Alles mit recht viel Saft, Glanz, Blümchen und vornehmblickenden Fremdausdrücken, so daß der lüsterne Leser immer etwas Neues zu schmecken vermeint. Das geht wie in einem Kaleidoscop, wo immer dieselben Steinchen unendlich viel verschiedne Figuren bilden, oder wie bei den Steinchen eines Taschenspielers, die eigentlich alle auf ein und derselben ganz einfachen Escamotage beruh'n, durch Einkleidung aber mannigfach erscheinen, oder wie man eine und dieselbe Fleischspeise mit tausenderlei verschiednen Saucen und Zubereitungen und Gewürzen immer als ein ganz neues Gericht auftischen könnte. So wird denn von Zeile zu Zeile mit einem einzigen Gedanken Federball gespielt (grade so, wie ich selbst es, um Euch den schlagendsten Beweis zu liefern, in diesem Augenblicke thue) und es müßte mit dem Henker zugehn, wenn sich nicht mit ihm ein ganzer Druckbogen abgränzen ließe, wie das Reich

der Dido mit den schmalgeschnittnen Riemen des Kuhfells. O! es existiren ganze Bücher von mehr als einem Bande, und die noch dazu eine ernstwissenschaftliche Miene annehmen, die ganz aus diesem angenehmen Gedankengaukelspiele, wieaus dem Nichts, hervorgegangen sind. Sieht man näher zu, so sind nur blutwenig Gedanken drin, und sieht man diesen noch näher in's Auge, so sind es nicht einmal rechte Gedanken, sondern nur Gedankenwechselbälger, zu Deutsch: Redensarten. Und dennoch ist's ein Buch, und ein gekauftes, gelesenes, gelobtes Buch dazu.

Solch ein vereinfachtes Prinzip der Büchermacherkunst bringt dem Publikum grade das Angenehmste und Zuträglichste, so wie es für den Schriftsteller das Leichteste ist. Und hier komme ich auf den zweiten Hauptpunkt, nämlich: daß der industriöse Schriftsteller vor Allem darauf bedacht sein muß und bedacht ist, nichts zu schreiben, was nicht zeitgemäß wäre. Das heißt: er soll die jetzt lebende Generation nicht für Atlasse halten, die den Himmel auf den Schultern zu tragen vermöchten, nicht für Prometheusse, denen es nicht zu unbequem wäre, nach Licht zu den Sternen emporzuklimmen; er soll die Leute nehmen, wie sie sind. Vor Allem soll er bedenken, an wie viel höchst wichtigen Weltbewegungsideeen, Eisenbahnprojekten, modernen Zerwürfnissen und Wirrwissen und politischen Lebensfragen sie ohnehin schon zu schleppen und zu keuchen haben und sie dem-

nach nicht noch mehr belasten. Nur sparsam an Gedanken! er reicht dann länger aus und das Publikum hält's länger aus. Etwas, das die Verdauung befördert, ohne den Kopf zu beschweren, das angenehm kitzelt, ohne erschüttern zu wollen, das amüsirt, ohne mit Aufforderung zum Nachdenken zu plagen und zu stören, worüber man ein Paar Stunden verlesen kann und am Ende doch nichts gelesen hat — dann kommt er in Cours, Schwager! seine Firma gilt etwas, und wenn er sich erst durch drei bis vier höchst glänzend mittelmäßige Bücher berühmt gemacht und Credit erworben hat, dann kann er durch zwanzig ganz schlechte und matte hindurch ungestört und behaglich von seinem Ruhme zehren. Kommen dann die Leute doch dahinter (was immer erst sehr spät geschieht), sinken seine Papiere, macht der Verleger ein schwieriges Gesicht: dann gilts wieder eine einzige Kraftanstrengung; nur ein recht schlechtes (aber sehr glänzendes) Buch geschrieben, und überall heißt es: „Der P. P. hat sich in diesem seinem neuesten Werke wieder selbst übertroffen" und sein Credit ist von neuem auf ein Jahrzehent gesichert.

Sollten einem Schriftsteller aber wirklich einmal alle Gedanken, auch die gewöhnlichsten, ausgehn, dann giebt's ein einfaches und leichtes Auskunftsmittel. Er reise nur (der Buchhändler schießt das Geld dazu vor) von Danzig nach Stolpe; dann wird er unterweges doch wohl irgend ein Bauermensch sehn, das Gänse hütet, oder einen alten Kerl, der alte

Töpfe flickt, oder der Wagen wird stoßen, oder der Mond wird scheinen, oder der Mond wird nicht scheinen, und dabei muß ihm doch gewiß irgend etwas einfallen. Hat er aber einmal einen Einfall, nun, dann treibt er das vorher beschriebene Spiel. Einige berühmte Männer werden sich auf der Strecke zwischen Danzig und Stolpe mit Gotteshülfe wohl auch noch auftreiben lassen. Bei ihnen macht er Visite. Ihre Stube, ihr Schlafrock, ihre Nasenspitze sind ausführlich zu beschreiben; eben so ist Alles zu berichten, was sie gesprochen haben, und sollte das zu wenig sein, so kann man es ja beliebig durch Erfindung erweitern. So wird sich die Reise rentiren, und sollte sie bei alledem im Volumen noch zu dünn ausfallen, so ist dem leicht abgeholfen. Der Schriftsteller bemerke und beschreibe nur mit Sorgfalt Alles, was er auf jeder Station unterwegs gegessen und getrunken hat, und reicht das noch nicht aus, auch noch alles das, was er nicht gegessen und getrunken hat, was er aber hätte essen und trinken mögen, sollen, können, dürfen oder müssen.

In Stolpe angekommen, geht er dann in's Theater (wenn eins da ist) und das wirft allein ein Paar Druckbogen ab.

Ihr seht demnach, Schwager, daß das Geschäft mit großer Ordnung und dabei doch mit großer Leichtigkeit geführt werden kann. Aber Euch bleibt ein Hauptzweifel, das sehe ich Euch an, nämlich: ob es nicht ganz auf Zufall und blinden Glückswurf an=

käme, daß nach den dargebotenen Artikeln auch gehörige Nachfrage geschieht und demnach sich Absatz und Procente gestalten. Aber ich habe Euch ja schon gesagt: ein industriöser Schriftsteller schreibt zeitgemäß, d. h. er weiß, was das gebildete Publikum (ich meine damit ästhetische Damen, Theereiter und anderes Gesindel) will und giebt nichts Anderes.

Dabei aber hat er, wenn er klug, demüthig und gewissenlos (ich will sagen practisch) ist, noch eine mächtige Hauptstütze, nämlich das Cliquenwesen, eine allgemeine literarische Schadenversicherungsanstalt, von deren gewaltiger und wohlthuender Verzweigung ihr Euch, als Laie, gar keinen Begriff machen könnt. Der junge Schriftsteller hat sich, beim Beginn seiner Laufbahn, unter die Protection eines schon berühmten, in Credit stehenden, eines etablirten zu begeben; dieser ist sein Prinzipal. Dazu aber hat er einen zu wählen, der an der Spitze, oder doch in den ersten Reihen irgend einer herrschenden Hauptrichtung steht. Alles was er schreibt, hat er dann nach den Ansichten dieser Richtung durchaus zu modeln, was sehr leicht ist, und wobei er noch den Vortheil hat, das, was bei den Stiftern der Richtung erarbeiteter Gedanke war, als für seinen Gebrauch fertigliegende Redensart ohne eignen Aufwand aufzunehmen. Höchstens in unwichtigen Nebendingen darf er hier und dort eine entgegengesetzte Meinung schüchtern hindurchblicken lassen, um einige Selbstständigkeit zu affectiren; dann kann es ihm gar nicht

fehlen, er wird, sollte er auch ein alberner Bengel sein, in zwanzig Journalen als ein aufkeimender epochemachender Genius ausposaunt und dem Publicum aufdisputirt; er gehört zur Clique. Und wenn er sich auch hier unterordnen muß, so kann er sich dagegen an allen außerhalb der Clique Stehenden, gestützt auf die Macht des Phalanx, durch Arroganz und Grobheit schadlos halten. — Wer dies Verfahren, in eitler Selbstüberschätzung, nicht befolgt, sondern auf eignen Füßen stehn oder gar gegen herrschende Richtungen ankämpfen will, der ist gar übel berathen. Ist sein Talent unbedeutend, so daß er nicht wohl schaden kann, dann wird er in den erwähnten zwanzig Journalen jämmerlich „heruntergerissen" und geschimpft, was ihn allenfalls noch interessant machen könnte. Zeigt er aber einen ehernen Willen und tüchtige Kräfte, so daß er gefährlich werden könnte, dann tritt ein das so sehr beliebte und wirksame: Ignorirsystem. Er wird in den besagten zwanzig Journalen ignorirt, als ob er gar nicht da wäre, damit das Publicum möglichst spät, am besten gar nicht, oder wenn er sich in fruchtlosem Streben aufgerieben hat, etwas von seiner Existenz gewahr werde.

Doch zurück zu unsrem practischen jungen Manne, der unter dem Schild der Clique steht. Hat sich dieser beim Publicum eingerichtet, dann kommt der Zeitpunkt kühner Opposition und edler Selbständigkeit, wo er sich losreißt und seinen Herrn und Meister ver-

läugnet. Nur muß er dabei bedacht sein, eben so gesinnungslos und seicht zu revolutioniren, als er früher sich untergeordnet hat, sonst möchte es bald um seine Beliebtheit beim gebildeten Publicum geschehen sein. Den Anlaß dazu darf ja kein Princip geben (denn welcher Gebildete interessirte sich für kahle Principien?), sondern irgend eine persönliche Klatscherei. Denn nur die Dinge und Personen sind das Wahrhafte. Alle allgemeine Gesinnung ist blos Declamation. Auch eine Hinterthür zur Versöhnung muß er sich offen lassen, denn vielleicht kann er die Leute später wieder einmal brauchen und sie ihn auch, nach dem bekannten Sprichwort: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Doch ich versteige mich zu weit und werde Euch unklar. Nur das gebe ich Euch noch zu bedenken, daß ihr bei Eurem Geschäft ein wirklich schon vorhandenes Capital riskirt, während das Capital Eures Jungen, wenn er Schriftsteller wird, nur sein Gedankenfonds ist, der, an sich ohne allen reellen Werth, dennoch, wenn er erst einmal am Brett ist, ihm 2 bis 3 Louisdor pro Druckbogen abwirft. Dies Alles gebe ich Euch zur Erwägung und frage Euch nun bestimmt, ob Ihr mir den Jungen mitgeben wollt, oder nicht?"

Diese lange Rede, von Holofernes durchaus im trocknen sacherklärenden Geschäftston, bald Zeigefinger an der Nase, bald Zeigefinger an Zeigefinger

vorgetragen, machte Anfangs wirklich einigen Eindruck auf Habichs, denn er hatte seinen Schwager noch nie so vernünftig sprechen hören (wie er meinte). Aber Holofernes hatte sich im Verlauf allzusehr von der Lust des Spottes hinreißen lassen und war zu handgreiflich satirisch geworden, so daß Habichs mißtrauisch ward und, wie sonst immer, nicht recht wußte, was er aus Holofernes machen solle, und ob Ernst und Verstand oder Uebermuth und Tollheit aus ihm sprächen. Malwina, die den Onkel, was den Spott anbetrifft, zwar längst weg hatte, aber doch einsah, es sei ihm mit dem Vorschlage wegen Junius Ernst, und den Ausgang fürchtete, hatte sich ängstlich an ihren geliebten Bruder, den sie verlieren sollte, geschmiegt und hielt seine Hand krampfhaft gefaßt. Da sprach Holofernes, indem er sie liebevoll anblickte: „Nun besinnt Euch, Schwager! und sollte es etwa ein Hinderniß sein, daß Eure beiden Kinder zu sehr aneinander hängen und daß Eure liebe kleine Tochter da die Trennung von ihrem Bruder nicht ertragen könnte, so bin ich gern bereit, auch sie mit mir zu nehmen, und es soll ihr an nichts fehlen, weder an Lebensunterhalt noch standesmäßiger Erziehung, noch, was wohl die Hauptsache ist, an Liebe.“

Jetzt aber stürzte Frau Habichs, wie eine Löwin, der man die Jungen rauben will, auf ihre Kinder los, umschlang sie mit einem Arm, indeß sie den andern, mit abwehrender Hand, weit vorstreckte und rief: „Nein, nein, nein! das geb' ich nimmer-

mehr zu, die Kinder bleiben hier!" Denn trotz aller rohen und rücksichtslosen Behandlung derselben liebte sie ihre Kinder doch heftig, aber ohne Vernunft, wie ein Thier seine Jungen. Aber Herr Habichs machte dieser, von Seiten der Frau Habichs nicht ganz unbewußt pathetisch theatralischen Situation schnell ein nüchternes Ende, indem er, nun ganz entschlossen, erklärte: „Was ihr da Alles gesagt habt, Herr Schwager, mag, obgleich mit Euren gewöhnlichen Possen durchflochten, nicht so ganz ohne Grund sein. Ich habe demnach auch gar nichts dagegen, wenn Jemand, der die Sache kennt und darin zu Hause ist, demgemäß handelt. Denn da es doch einmal Leute giebt, die Bücher lesen wollen, so muß es auch Leute geben, die welche schreiben und dafür bezahlt werden, das leuchtet mir ein. Und das mögen immerhin mitunter eben so ordentliche und honette Menschen sein, als Andre, wenn sie schon Schriftsteller sind. Was aber mich betrifft, so liegen dergleichen Dinge einmal ganz außerhalb meiner Sphäre, ich müßte mich deshalb ganz auf fremdes Urtheil verlassen, was ich nie zu thun pflege. Ich bleibe demnach bei dem, was mir, nach meiner Erfahrung und meinem Bedürfniß, als recht, ersprießlich und nothwendig erscheint; und hiegegen wird mir hoffentlich auch niemand etwas einreden.

Auch habe ich gehört oder gelesen, daß zu einem Schriftsteller immer ein besondres, angebornes Talent gehöre, was man doch bei einem jungen Men-

schen, der noch keine Proben abgelegt hat, ohne weitres vorauszusetzen nicht berechtigt ist. Die Sache bleibt also immer unsicher. In den Geschäftsgang hingegen (ich rede hier vom eigentlichen, nicht von dem, den ihr mir eben als existirend erörtert habt) kann sich jeder, auch nur mittelmäßig Begabte, durch Fleiß und guten Willen nach und nach hineinarbeiten. Deshalb sollte man bei allen jungen Leuten damit anfangen, und erst dann, wenn alle Strenge nichts gefruchtet hat und sich wirklich herausstellt, man habe es mit einem Subjecte zu thun, das zu gar nichts Vernünftigem in der Welt zu brauchen sei — dann lasse man solches laufen und sich als Genie oder anderweitiger Vagabund durch's Leben fechten, so gut es gehn will. In Hinsicht auf Junius aber werde ich es ein für allemal durchaus nicht leiden, daß er unbrauchbar oder ein Genie sei; dafür stehe ich Euch und dafür laßt mich nur sorgen. Auf den Kopf gefallen ist er nicht, das weiß ich, und Trotz und Starrsinn lassen sich schon durch angemessne Maßregeln beseitigen. Hiermit habt ihr meine unabänderliche Antwort." —

„O ich Tölpel!" rief Holofernes in sich hinein. Darauf sagte er rasch: „Ich könnte Euch hierauf gar Vieles erwidern, wenn nicht schon in meiner Anrede alle Eure irrigen Meinungen widerlegt wären. Da aber diese Euch nicht überzeugt hat, so sehe ich, daß ich mit meinem wohlgemeinten Vorschlage abgeblitzt bin, deshalb wollen wir die Sache abgethan

sein lassen, und uns durch längeres, zweckloses Hin- und Herreden nicht gegenseitig langweilen und chicaniren. Denn wenn einer einmal weiß, daß und was er will, dann ist ihm weiter nicht beizukommen; und wenn zwei, die von ganz entgegengesetzten Principien ausgehn, mit einander auch noch so lange streiten, so kommen sie doch zu nichts weiter, als daß jeder immer seinen ersten Ausspruch, nur in etwas andren Worten, wiederholt, bis sie denn gewöhnlich zuletzt auch auf genau dieselben Worte zurückkommen und jeder mit Erstaunen sieht, wie er, trotz alles scheinbaren Nachgebens, Einräumens, Ausgleichens und Verständigens im Gespräch, dem andern doch nicht um ein Haar breit mäher gerückt ist. Aber ich verfalle in langweilige Sentenzenkrämerei. Also: Basta! Vielleicht ändern die Umstände einmal Euren Entschluß, und dann werde ich bei der Hand sein. — Im Grunde (fügte er für sich selbst hinzu) ist verdammt wenig daran gelegen, obgleich ich den Jungen gern um mich hätte. Denn was einer werden soll und will, das wird er doch, trotz allem Büreaustaub, allen Kassabüchern und Actenstößen der Welt." —

Darauf setzten sie sich zu Tische. Holofernes war jetzt hauptsächlich darauf bedacht, bei seiner kleinen Nichte wieder gut zu machen, was er an ihr verschuldet hatte. Er richtete oft freundliche und ohne Spott scherzhafte Reden an sie, worauf sie mit muntren, geistsprühenden Antworten bereit war. Frau Ha-

bichs hätte das für große Nasenweisheit gehalten, wenn sie sich nicht diesmal dem Urtheil ihres „genialen" Bruders unterworfen hätte, der, ohne es ausdrücklich bemerkbar zu machen, doch augenscheinlich sich daran freute. Deshalb ging Frau Habichs in ihrer lächerlichen Billigung so weit, ihrem Töchterlein hier und da beifällig lächelnde, vielsagenwollende Blicke zuzuwerfen, was sonst nie vorkam; denn sie hielt nun Alles, was Malwina sagte, für Witz (was des Holofernes Meinung keineswegs war) und mußte also schon, um sich nichts zu vergeben, durch Nicken und Lächeln ihr Verstehen kund thun.

Holofernes fiel ein paarmal, neckend, aber nur leichthin in den vorigen Spottton zurück; aber die Kleine ließ sich jetzt damit nicht mehr beikommen, sondern sagte nur, ihn von der Seite ansehend: „Ach, Onkel!" und lachte ihn aus, daß er sich so komisch gebehrdete, und sich selbst, daß sie sich vorher so plump hatte täuschen lassen. — Nach Tisch nahm Holofernes gleich von Habichs Abschied, indem er sagte, es könne leicht kommen, daß er vor Abschluß der Büreaustunden schon wieder fort wäre. Herrn Habichs war dies gar nicht unlieb, denn er fürchtete, Holofernes möchte dem Junius Tollheiten in den Kopf setzen. Er konnte sich schon über dessen Unvorsichtigkeit nicht zu gut geben, daß er vorher Alles in Gegenwart des Junius gesagt hatte.

Als nachher Holofernes mit Junius einen Augenblick allein war, sprach er zu ihm: „Du siehst, daß

ich versucht habe, was ich konnte. Da aber nichts daraus werden kann, so suche Dich hineinzuschicken, wie's gehn will. Mußt Du nun einmal in's Büreau, so thue es ab als nothwendiges Uebel; siehe aber zu, daß Du, trotz dem, unabhängig fortbestehest als der, der Du bist; laß Dich nicht erdrücken und übertäuben; wer stark und wach ist, der hat an wenigen Stunden hellen, ungetrübten Bewußtseins für jeden Tag vollkommen genug, um sein geistiges Vermögen nicht vermodern zu lassen. In den Ländern, wo Frühling und Sommer kurz sind, sind sie desto zeugnngskräftiger und treiben in wenig Wochen Sproß, Blüthe und Frucht hervor. Die Büreaustunden sind Dein langer Winter, in den Nebenstunden mag Dein Geist schaffen. Das Alles ist freilich Theorie, und ob ein Mensch es wirklich aushalten kann, oder nicht, weiß ich selber nicht; der Versuch ist aber doch zu machen, um so mehr, da es sein muß.

Vor Allem möchte ich, daß Du kräftiger das Leben anbeißest. Dein Gemüth ist bisher ein Guckkasten von lauter träumerischen Mährchenbildern gewesen; das taugt nicht und führt zum Vernebeln und Verschwebeln. Vielleicht ist Dir deshalb die harte und dürre Schule des Geschäftslebens gar nicht unzuträglich, bis der Himmel sich einmal freundlicher lichtet. Auch meinen historischen Bilderkram hast Du mehr als Mährchen und Gedicht, wie schlum-

mernd, in Dich aufgenommen, denn als Gestalt und Wahrheit.

Uebrigens hast Du meine guten Lehren und Ermahnungen als nichts andres anzusehn, als was sie sind, nämlich als Bemerkungen und Redensarten, die mir grade so einfallen, sie mögen sein wie sie wollen, und von denen ich selbst im Augenblicke kaum weiß, ob sie gescheut sind oder dumm. Ein Andrer könnte Dir wieder in derselben Lage etwas ganz Entgegengesetztes sagen, was vielleicht eben so gescheut oder respective dumm wäre. Du hast Dich also den Teufel drum zu scheeren, sondern zu thun, was Du für recht hältst und Dich ganz auf Dich selbst zu verlassen; denn höchst sonderbarer Weise hat die Natur die auffallende Einrichtung getroffen, daß die Neffen eben sowohl mit Vernunft und sittlicher Freiheit begabte Geschöpfe sind, als die Onkels. Darum sei unter uns beiden Freiheit und Gleichheit und keine philisterhafte Respectspersonenaristocratie. Und damit Basta!" — Und so schüttelte er Junius die Hand, der es herzlich erwiderte.

Aber jetzt kam der Abend und die Stunde des Thees. Frau Habichs hatte Alles arrangirt, sich effectvoll angekleidet und ihre Anstands- und Repräsentirmiene vorgeschnallt. Es rauschte die Treppe herauf und herein schwänzelten zwei Damen. Alsobald begann die Klappermühle der Begrüßungen und des unendlich wiederholten sich „unendlich Freuens." Holofernes wurde vorgestellt. Man freute sich auch unendlich, i

kennen zu lernen, man hatte schon viel von ihm gehört ꝛc. ꝛc. Er aber verwandelte sich plötzlich aus einem natürlichen Menschen in eine Drathpuppe (so schien es nämlich), indem er seinen Gliedmaßen fortan nur eckige und gradlinigte Bewegungen gestattete; seinem Gesicht aber hatte er ein unabänderliches Gepräge ungemein schafsmäßiger Verblüfftheit aufgedrückt. Also linkisch und marionettenartig machte er seinen Kratzfuß. Auch die auf ihn losströmende Begrüßungssuade erwiderte er mit nichts als fragmentarisch herausgerissenen Stellen aus bekannten und in solchen Fällen gebräuchlichen Höflichkeitsredensarten, die aber der Laie eher für unarticulirte Interjectionen der Angst gehalten hätte. Manchmal brachte er sie sogar komisch falsch an. Man setzte sich. Er wartete damit, mit ängstlicher Förmlichkeit, bis zuletzt, dann ließ er sich mit der mühevollen Knie- und Steißbiegung eines hölzernen Doktor Faust auch nieder, die Arme genau parallel, jede Hand auf ein Knie, den Oberleib senkrecht, die Augen unbeweglich gradaus, weit offen und doch ohne irgend etwas anzusehn.

Dies Alles that er theils seiner Schwester zum Tort, weil sie mit ihm geprahlt hatte, theils aus reiner Lust an Ironie, größtentheils aber, es ehrlich zu gestehen, um einer ihm drohenden natürlichen Verlegenheit durch eine künstliche vorzubeugen. Denn so sehr er sonst über Alles leicht und viel zu sprechen wußte, so stand ihm doch unter Wei-

bern, die er nicht näher kannte, oft kein einziges armes kleines Wörtlein zu Gebot, das er hätte sagen können, und hätte man ihn todtschlagen wollen — es wäre ihm keins eingefallen. Um nun diese alberne, unfreiwillige Rolle des Verlegnen nicht vor sich und Andern zu spielen, nahm er lieber die freiwillig schalkhafte an und fühlte sich dabei (allerdings mit einiger Selbsttäuschung; doch durchschaute er auch wieder diese Selbsttäuschung und verhöhnte sich selbst darüber) als den Ueberlegenen.

Nach und nach kam die ganze Sippschaft zusammen; immer neue und lautere Klappermühle der Begrüßung; ewig gleicher Marionettenkratzfuß des Holofernes mit angstvollen Höflichkeitsinterjectionen. Sonst war mit ihm nichts anzufangen und nichts aus ihm herauszubringen. Seine Schwester suchte durch einige bedeutend forcirte (sie meinte aber: sehr feine) Wendungen ihn in's Gespräch zu ziehn. Aber er fertigte sie, nach Umständen, mit einem „O!“ oder „So?!“ oder „Aha!“ oder „Ja wohl!“ ab. Einmal wagte er es sogar, nach Staberle, ein gänzlich verkehrt angebrachtes „Obschon, obschon!“ dazwischen zu werfen, was etwas befremdete. Er beschloß auch, es nicht mehr zu thun, damit man nicht zu rasch hinter ihn käme.

Das Gewäsch theilte sich jetzt in einzeln gruppirte Duetts und Terzetts. Da es unmöglich war, den Holofernes auf directe Weise mit hineinzuziehn, so beschlossen die keckſten der Damen bei sich, es auf

indirectem Wege zu bewerkstelligen. Uebrigens verzagten sie noch gar nicht an ihm, denn sie hielten Alles für geniale Ungeschicklichkeit und trauten ihrem Geiste und ihrer Liebenswürdigkeit schon zu, ihn noch aufthauen zu machen. Einen Sonderling hatte man überhaupt erwartet, und das machte die Sache um so interessanter.

Nachdem nun die verschiednen Duett- und Terzettstimmen sich erst, mit wichtiger Heimlichkeit, eine Viertelstunde lang sehr bedeutungsvolle Notizen über Strickkörbe, Stickmuster, Butterpreise und Dienstmägde zugeflüstert hatten, begannen die einzelnen Gruppen etwas lauter zu werden und wetteiferten schon, wer zuerst auf sich aufmerksam machen würde. Aber die eine Gruppe, dem Holofernes zunächst, trug den Sieg davon durch besonders helles und geläufiges Kehlenspiel und durch das hier und da hastige und disputirende Dazwischenwerfen der Worte: „Literatur — Genie — erhaben — Spindler — Lord Byron" ꝛc.

Die andern, überwältigten, Gruppen verstummten nach und nach. Alles horchte und Aller Augen wandten sich abwechselnd bald auf die disputirenden gebildeten Damen, bald auf Holofernes, wie auf einen Richter der Unterwelt, von dem man den Alles beendenden Urtheilspruch erwartete. Die disputirenden Damen aber sprachen immer noch privatim unter einander, d. h. scheinbar, denn eigentlich war jedes Wort nur für Holofernes berechnet, vor

dem man sich als gebildet bewähren mußte und von dem man freiwilliges Eingreifen erwartete. Denn mit welchem feinen Tacte (so dachte diejenige Dame, die am meisten sprach) war ihm das Stichwort zu seiner Rolle gegeben; man warf ihm ja den Ball zu, er brauchte ihn blos zu fangen. Holofernes aber saß, nach wie vor, unerschütterlich, die Augen starr vor sich hin. Endlich wollte das Ding peinlich werden. Da wandte sich die eine der streitenden Damen, welche die entschlossenste war, plötzlich voll Verbindlichkeit zu ihm und attaquirte ihn gradezu mit den Worten: „Nichtwahr, Herr Holofernes, Sie sind auch meiner Meinung? Ich behaupte eben (sie wußte aber recht gut, daß sie hinlänglich laut geschrien hatte, und daß ihm keine Silbe konnte entgangen sein), daß Lord Byron, wenn wir ihn auch als Dichter im kühnen Fluge seiner düstern Phantasie bewundern müssen, doch als Mensch betrachtet, weder Anspruch auf unsere Achtung, noch auf unsere Liebe hat.“ — Jetzt aber drangen die Gedanken stürmend auf Holofernes ein. Er konnte sich nicht halten und ließ seine Rolle fahren.

Theils wollte er sich für sich selbst aussprechen, weil er wußte, daß beim Sprechen die Ideeen, sich fort und fort mehrend, sich um den Kern ansetzten, wie Schneemassen an die im Herabrollen wachsende Lawine; außerdem aber gewährte es ihm noch einen ganz besondern Spaß, vorauszuwissen, daß das, was er zu sagen hatte, von keiner einzigen der Anwesenden verstanden,

und doch von allen zum Schein bewundert werden würde. Er legte daher also los:

„Vergeben Sie, meine Gnädige, wenn ich von Haus aus Ihnen scheinbar widersprechen muß, und warten Sie mit Nachsicht das Ende meiner Erörterung ab, wo wir uns dann beide hoffentlich auf einem Punkte befinden werden.

Ich muß nämlich gestehen, daß es mir von jeher als total sinnlos und für mich vollkommen unbegreiflich erschienen ist, in ein und demselben, concret ganzen, Individuum den Dichter vom sittlichen Menschen zu trennen, beide zu vergleichen, oder gar einander gegenüber zu stellen. Denn was in aller Welt ist denn ein Dichter anders, als das, wohinein er sein ganzes Fühlen und Denken ausgeströmt, worin er die Quintessenz seines Ich verkörpert oder versinnbildlicht hat, nämlich seine Werke? Und was in aller Welt sind denn diese seine Werke anders als er selbst? Woher hat er sie genommen? Etwa aus dem Monde, oder aus der Champagnerflasche? O nein! Sein Sie versichert: was nicht in ihm war, als sein innerster Kern, von Ursprung an, das vermag er auch nicht als Kunstwerk (als Pfuscherei könnte einer es allerdings) außer sich hinstellen.

Freilich können Sie hier einwenden: Allerdings muß Alles in ihm sein, was er in seinen Werken giebt, es kann aber noch viel Anderes und Schlechteres in ihm sein, was er in seinen Werken wohl-

weislich verschweigt und vorenthält, und was doch, bei der Beurtheilung seiner sittlichen Persönlichkeit, eine große Rolle spielen kann. —

Immerhin, meine Gnädige, aber doch nur scheinbar. Einmal ist ein Dichter, seiner Natur nach, die ihn unaufhaltsam zu rücksichtslosem sich Hingeben in der Trunkenheit des Geistes treibt, kein kalter, berechnender Diplomat, der in jedem Augenblicke Herr darüber wäre, was zu sagen und was zu verschweigen sei. Aber giebt es auch wirklich einen solchen, der das reine Erz vor der Welt leuchten läßt, die Schlacken aber zurückbehält (was er übrigens nicht aus Heuchelei oder Weltklugheit, sondern aus Kunstverstand und edler Scham thut), so ist doch nicht zu leugnen, daß das reine Erz, das Gold, wirklich sein war und bleibt. Und was sind Schlacken gegen Gold? Doch nur Neben- und Beiwerk. Die Hauptsache bleibt das Gold, nicht nur in den Werken, sondern auch in dem schlackenhaltigen sittlichen Menschen. Ich will sagen: Wer im Stande ist, uns im Kunstwerk wahrhaft (dies Wörtlein ist wohl zu beachten) Hohes, Edles, Göttliches zu geben, der giebt's aus sich, der ist hoch, edel und göttlich selbst; und was an seiner Natur Niedriges und Schmutziges hängen und verschwiegen bleibt, das mag in einzelnen Lebensmomenten dem oberflächlichen oder hämischen Beobachter als die bestimmende Hauptsache hervorzutreten scheinen; für den, der weiter und tiefer sieht, aber bleibt es so zufällig und unter-

geordnet, daß es beim Totalbilde des ganzen vollen Menschen gar nicht in Betracht gezogen zu werden verdient.

Und erst gar bei Lord Byron, von dem hier insbesondre die Rede ist! Es giebt wohl schwerlich einen Dichter, der, in Bezug auf sich selbst, so unumwunden aufrichtig wäre, als er. Er ist es nicht aus Tugend, sondern aus gewaltiger Leidenschaftlichkeit und aus wegwerfender Verachtung der Menschen. Was kümmert's ihn, was dies Zwerggeschlecht von ihm denkt, ob es ihn liebt oder haßt! Er fühlt sich als ein Wesen andrer Natur, among them, but not of them. Wir können aus diesem Grunde grade Byron's Werke als den vollständigsten, nichts verhehlenden Inbegriff und Spiegel seines ganzen, vollen Selbst betrachten und brauchen uns, wenn von seinem Charakter, seiner Gesinnung die Rede ist, nach keinem anderweitigen Commentar, nach keiner (oft lügenhaften) Biographie umzusehn. Finden wir nun in seinen Werken Göttliches zu bewundern, so müssen wir es durchaus als sein eigen anerkennen, und ihn selbst als göttlich. Aber there's the point! d. h. hier liegt der Hase im Pfeffer, und hier, meine Gnädige, lenke ich von meiner Opposition ein und sage:

Es ist Göttliches in seinen Werken und in ihm; aber das Göttliche ist verkehrt, abgefallen, es ist negativ göttlich, d. h. teuflisch, und Lord Byron ist das schönste lebendige Modell für

einen modernen Dichter, der einen Teufel als dramatische Person darstellen wollte. —

Sie werden eingestehn, meine Damen, daß mit Goethe's Mephistopheles noch wenig gethan ist. Es ist dies nur eine philosophische Vorarbeit zur lebendigen Darstellung eines Teufels, nicht die Darstellung selbst. Mephisto ist ein metaphysischer Begriff, er ist (wie dies schon unendlich abgedroschen worden) das unendlich verneinende Prinzip; er hat keine Persönlichkeit, denn er verneint durch kalt formelle Sophismen alles Glauben, Hoffen, Lieben, Gemüth, alles lebendige Schaffen des Geistes, kurz Alles, was eben eine ganze, warme, lebende Persönlichkeit ausmacht. Er ist kein Charakter, denn er statuirt weder Einzelnes noch Ganzes. Sein Sein und Wesen ist nichts, als eine unendlich und consequent verkettete Reihenfolge von dialectischen Negationen alles dessen, was da ist, lebt und wird. All sein Streben ist das Nichts. Er selbst hat durchaus kein Fühlen und Empfinden, ausgenommen das des Aergers und der Schadenfreude abwechselnd, weil der Dichter doch etwas Menschliches brauchte, um seinen Gegenstand darstellbar zu machen. Auch diese scheinbaren Gemüthszustände des Menschen sind eigentlich nichts, als eine symbolische Einkleidung, abwechselnd bald triumphirend weiterfressender, bald stockender und sich verwickelnder negirender Schlußfolgen.

Ich sage Ihnen hier lauter alte Geschichten, aber sie gehören zum Zusammenhange.

Aber jetzt zu Byron. Hier haben wir einen schönen, vollen, lebendigen Teufel, keine metaphysische Formel, keine leere Schaale, sondern ein heißes, gährendes, wechselndes, wahres Individuum: einen hinreißend entzückenden, einen grauenvoll niederschmetternden Teufel.

Mehr aus dunklem Ahnungsgefühl als aus klarer Erkenntniß, ist Aehnliches schon oft von andern Leuten gesagt worden. Man hat ihn ein „mauvais génie“ etc. genannt, und schon sein Klumpfuß war, auch für das oberflächliche Urtheil, ein symbolischer Wink. Aber meines Wissens hat noch keiner die Sache verständig erörtert.

Ich sage also: Lord Byron ist ein Teufel (nicht etwa: der Teufel. Unterscheiden Sie das wohl, meine Damen! denn das wäre schon wieder ein Collectivum, mithin ein Abstractum). Was aber ist ein Teufel? — Ein gefallener Engel. — Weshalb fielen die Engel? — Aus Hochmuth. —

Gott schuf die schöne, harmonische, riesige Welt. Sie fühlten Alle diese Herrlichkeit uud Schöne, sie fühlten sie tief. Aber ihr Jauchzen ward zum Knirschen, als ihnen klar ward: „Nur Einer, nur Er konnte das thun. Wir sind nichts, gar nichts; wir können nicht einen Stern in seine Sphäre schleudern, nicht ein Blümchen, nicht ein Gräschen entkeimen lassen. Er gönnt uns aus Gnade, daß

wir uns daran freuen mögen; aber nicht unsertwegen, nur zu seiner Verherrlichung. Wir mögen schwelgen in Wonnen, nur sollen wir unterthänige Knechte sein. Aber ist das nicht Feigheit und sclavisches Verzagen? Gilt es nicht den Versuch? Wenn Einer das kann, kann's ein Andrer nicht auch, wenn er denselben Willen hat? Rafft euch auf, und wollt etwas! Ihr fühlt ein ewiges, unendliches Leben euch durchpulsen, so gut, wie Jener. Geht, befragt ihn um sein Vorrecht über euch! Meßt Kraft an Kraft, begegnet ihm in trotzender Bewundrung, und lieber zertrümmert, voll Grimm und Schmerz, seine schöne, herrlich leuchtende Welt, eh' ihr den Vorsatz aufgebt, eine andre, größere aus euch selbst zu schaffen, in der ihr Herr seid, und keiner über euch! —

So ungefähr (nur wahrscheinlich ganz anders) mögen die hochmüthigen Engel gesprochen haben. Sie wissen aber, meine Damen, daß sich jene Engel gewaltig irrten. Sie hatten vergessen, daß all ihre Kraft nur in Ihm wurzle, daß, von ihm abgewandt, sich ihr ganzes Wesen verkehren würde, daß sich in ihnen das Licht in Finsterniß verwandeln müsse, wenn sie sich vom Strahl seines Auges abwendeten. Und (nehmen wir einmal das Unmögliche an!) hätten sie auch gesiegt und die Welt zertrümmert — eine zweite hätten sie nicht zu bauen vermocht.

Jetzt aber liegen sie unten in ihrer Ohnmacht. Sie wollen sich selbst überreden, sie trotzten; aber die

alte Bewundrung und Anbetung kommt gewaltig über sie. Sie wollen sich selbst überreden, sie haßten; aber die alte, riesige Liebe überfällt sie. Sie zerstören im Kleinen, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen; aber sie weinen über die eigne Zerstörung. Sie müssen quälen, um ihren Charakter durchzuführen; aber ihre eigne Qual ist, daß sie nicht wohlthun dürfen. Sie müssen verachten; und tief im Innern verehren sie. Sie läugnen Gott ab und seine Gerechtigkeit, ihm in's Angesicht; und niemand ist tiefer durchdrungen von Gott und seiner Gerechtigkeit, als sie. Sie sind unglücklich, nicht schlecht. Nur einen Augenblick den ungeheuren Stolz abgeworfen — und sie lägen gleich als die reinsten, lichtesten Geister, in seliger Hingebung, am Busen des Vaters. Aber eben diesen Stolz können sie nicht abwerfen. Weshalb? — Um sich nicht zu blamiren. Sie nennen's Kraft, Muth und Beharrlichkeit, daß sie in ihrem Abfall sich verstocken, und es ist doch nichts als Schwäche, ja, die lächerlichste aller Schwächen, nämlich die Eitelkeit. Sie meinen frei zu sein, weil sie niemand über sich erkennen. Heuchlerisch geben sie Gott die Schuld ihres ungeheuren Falles und schelten ihn einen Tyrannen; aber sie wissen recht gut, daß er die unendliche Güte ist und sie nur im Bann ihres Eigensinns schmachten. O, all ihr fratzenhaftes, coquettes Knirschen und Fäusteballen gen Himmel hilft ihnen nichts; sie täuschen mich nicht, denn ich sehe hindurch

bis tief in's Herz und da sehe ich nichts, als ein ungeheures Weh um die verlorne Liebe. —

Nun, meine Damen, durchblättern Sie im Gedächtniß Byron's Werke, und Sie werden finden, daß ich nur einen stümperhaften Auszug aus ihnen geliefert habe, weiter nichts. Er ist voll Begeistrung. Alles Schöne, Edle und Große reißt ihn hin in unbewachten Augenblicken. Aber da denkt er an sein Nichts, und gigantischer Spott zuckt um seine Lippe. Er möchte Gott schon lieben, wenn dieser mit ihm unter der Firma: Lord Byron et Comp. das Weltgeschäft fortführen wollte; aber beherrschen darf er sich nicht lassen, weder von Erdendespoten (und darin hat er auch recht), noch von einem ewigen Herrn dort oben (und darin hat er Unrecht).

Ein Wurm zu sein gegen Ihn — da bäumt er sich und schäumt und knirscht und macht dem Ewigen Verbalinjurien, deren Ungerechtigkeit ihm selbst einleuchten muß; ja er bringt im Cain sogar offenbare und absichtliche Lügen von ihm auf. Und das nennt dann der alte, allzubehaglich gewordne Goethe, der vom Uebersinnlichen nichts wissen will: „Verhaltne Parlamentsreden.“

Daß er ein Engel war, wer könnte das abläugnen, der einmal nur die himmlische Musik seiner Verse gefühlt hat. Oft selbst fällt ein sanfter Strahl versöhnendster weichster Milde von oben herab in die Nacht und das Chaos seines Gemüthes; es gährt und ist, als ob die zertrümmerte Welt darin sich wie-

der aufbauen wollte — da schüttelt er sich wild und trotzend, und Alles stürzt wieder wild über einander. —

Und hier sind wir auf dem Punkte angekommen, auf den ich hin wollte, nämlich, daß Lord Byron der Mensch genau eben so gut und schlecht, eben so hoch und niedrig, so groß und klein ist, als Lord Byron der Dichter." —

Holofernes schwieg, ganz athemlos, nicht vom vielen Sprechen, sondern von der Aufregung, in die er sich selbst hineinphantasirt hatte. Die Damenversammlung hatte sehr aufmerksam zugehört; aber da sie vom ganzen Verlauf der Rede wenig begriffen, so lauerten sie ungeduldig auf's Ende. „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?" darauf waren sie alle gespannt, natürlich nicht aus ächtem Interesse, sondern aus eitel Neugier. Aber der Schluß befriedigte sie auch wenig, denn sie sahen seine Folgerichtigkeit nicht ein. Frau Habichs hatte nur die ungewöhnlichen Ausdrücke an ihr Ohr rauschen lassen, ohne sonst viel zuzuhören; sie blickte mit Triumph bald auf ihren Bruder, bald im Kreis der Horchenden umher. Nach einer kleinen, verlegnen Pause lief ein Gemurmel von: „Aeußerst interessant!" und „Sehr originell!" und „Sehr schön gesagt!" &c. durch die Reihen; die entschlossene Dame aber, die Holofernes zum Sprechen aufgefordert hatte, verneigte sich jetzt verbindlich gegen ihn und stattete ihm ihren förmlichen Dank für die Angabe seines Urtheils ab. —

Aber es mußte doch auch etwas Angemessenes auf des Holofernes Rede gesagt werden. Daher nahm sich ein gebildetes, von edlem Selbstvertrauen erfülltes, Fräulein zusammen und sprach: „Sehr wahr! Und wie hat er seine unglückliche Frau mißhandelt! mit wie teuflischer Schadenfreude hat er sie gequält!“ Das war ein gesundner Bissen für die ganze Weibsversammlung, denn nun waren sie mit einem salto mortale glücklich wieder auf der bequemen und oft betretenen Heerstraße der Lästerung und Klatscherei angelangt und fühlten sich froh in ihrem Element, wie die Fische im See. Holofernes aber seufzte bei sich: „O most lame and impotent conclusion! O umgestürztes Götterbild, angeschnattert von einer Gans!“ Und hinfort fiel er in seine vorige Stummheit und Hölzernheit zurück. Auch ward seine Rede jetzt wenig vermißt, denn das Verhältniß Byrons zu seiner Frau gab den schönsten Anknüpfungspunkt, auf näher liegende, ähnliche Fälle zu kommen, und nun ging's: „Bibbelbabbel, Wischiwaschi, Gockgockgockräh, Gihkgahk“ &c. &c. in freudigstem Erguß.

Jetzt aber nahte sich der Moment, wo Frau Habichs, besprochnermaßen, durch „feine Winke“ eine Vorlesung des Holofernes herbeiführen mußte, ehe es zu spät ward. Es war dies bei dem überall umhersprühenden Gespräch ein schweres Unternehmen, aber sie hieb kurz und gut den gordischen Knoten durch, indem sie erst einer der Anwesenden flüsternd anvertraute, ihr Bruder habe seine

neueste Geistesproduction in der Tasche und würde sich vielleicht erbitten lassen, sie vorzutragen. Die flüsterte es der nächsten weiter, so ging es die Reihe herum. Bald trat eine allgemeine Stille ein und endlich wandte sich diejenige Dame, die wir schon als die vorherrschend entschlossene kennen, an Holofernes und bat ihn, im Namen der ganzen Gesellschaft: „ihnen den hohen Genuß nicht vorzuenthalten.“ Alles nahm eine aufmerksame, wichtig erwartende Miene an. Holofernes rückte näher zum Tisch, holte ein (wie mehrere Damen zu ihrer Genugthuung im Fluge bemerkten) dünnes Manuscript aus der Tasche und sprach: „Meine Damen! es möchte vielleicht absichtlich erscheinen, daß ich ein Fragment meines neuesten Erzeugnisses in dieser glänzenden Versammlung grade in der Tasche habe; man möchte glauben, daß es vorausberechnet sei, um meiner Autoreneitelkeit genug zu thun. Dagegen muß ich Ihnen erwidern, daß selbiges Erzeugniß der Anfang einer heroischen Oper ist, den ich mir auf meiner Fußreise hierher in die Tasche steckte, weil ich gesonnen bin, selbige Oper selbst in Musik zu setzen; denn ein Andrer capirt den Geist und Ton davon doch nicht. Nie aber ist der Geist fruchtbarer an Melodieenerfindung als beim Marschiren. Und es sind mir auch unterwegs wirklich schon musikalische Ideeen in den Kopf gekommen, an denen ich selbst so große Freude habe, daß Sie, meine Damen, es nicht als Unart und Verletzung des Anstandes aufnehmen müssen, wenn ich beim Vor-

lesen, vom Eifer fortgerissen, bei den schlagendsten Stellen in's Singen gerathe."

Dies kam den Damen etwas sonderbar und unheimlich vor; sie bemühten sich aber, es als einen überraschenden Einfall, der die Sache nur noch interessanter mache, durch ein geziertes Lächeln zu begrüßen, und Holofernes räusperte sich und begann getrost, mit maliziöser Ironie im Hintergrunde, seine Vorlesung also:

Ihren Willen will jedes Weib.

Historisch-romantische Oper.

Erster Aufzug.

Schmaus und Fest in König Artus Halle, König Artus, Königin Guenever, mit Krone und Purpur auf erhabnen Sesseln; Gawain, Neffe des Königs, andre Ritter, Damen, Knappen, Herolde rc.

Wechselchor.

Die Ritter.

Wilde Zwerge, Riesen, Drachen
Und dergleichen Ungeheuer
Schrecken wir mit Schwerteskrachen;
Höchste Lust sind Abenteuer.

Die Damen.

Sind Euch Arm und Bein nicht theuer?
Ach! was sind uns das für Sachen!

Ein verstümmelter Getreuer —
Sagt, was wir mit dem noch machen?

Die Ritter.

Ruhig, ruhig, zarte Damen!
Wollen uns für Euch auch schonen;
Wenn wir siegreich wiederkamen,
Mag uns Euer Lächeln lohnen.

Die Damen.

Kommt Ihr mit gesunden Gliedern
Und geschickt zu Tanz und Schmause,
Wollen wir den Gruß erwidern;
Krüppeln sind wir nicht zu Hause.

Tutti.

Nach den sauren Heldenzügen,
Süßer ist das Spiel der Minne;
Nach dem Raufen Tanzverjnüjen,
Das ist ganz nach unsrem Sinne.

(Tom, des Königs Zwerg und Schildknapp, bucklig, häßlich, abentheuerlich und bunt gekleidet, hinkt herein.)

Recitativ.

Tom.

Herr König Artus, seht, ich nah' Euch schüchtern.

Artus.

Wie so? Du bist doch sonst nicht furchtbetroffen.

Tom.

(Molltonart.) Seid Ihr zur Audienz nicht zu besoffen?

Artus.

Für diesmal bin ich noch so ziemlich nüchtern.

Tom.

So gönnt mir, Extraordinaria
Zu melden Euch in einer großen Aria.

Artus.

Es sei, es sei!
Doch mach' mir nicht zu lang den Brei!

Arie.

Tom.

Da draußen steht ein zart Jungfräulein,
O weh!
Die flennt und zieht ein schiefes Mäullein,
O weh!
Denn ihr geschah groß Ungelück,
Ein Tölpel hält ihr'n Buhl'n zurück,
O weh, o weh!
Und ihn gar hart gefangen hält,
Sie hofft nur noch auf Dich, Du Held,
O weh, o weh, o weh!
Allein da kommt sie selber ja,
Und aus ist meine Aria;
O weh!

(Isolt tritt auf und kniet vor Artus nieder)

Recitativ.

Isolt.

Zu Deinen Füßen, hoher Held und König!

Artus (der ebenfalls vor ihr niederkniet).
Auf, Fräulein! ihr beschämt mich gar nicht wönig;
Der Schönheit sind selbst Könige unterthönig;
Sagt, was Ihr heischt! die kühnsten Wünsche krön' ich.

Wechsel = Chor.

Die Ritter.
Goddam! die ist nicht bitter;
Wie gern' wär' ich ihr Ritter!

Die Damen.
Sie ist nicht übel; doch
Hier sitzen Andre noch.

(Artus und Isolt haben sich indeß knieend becomplimentirt, bis Artus sie aufhebt, selbst aufsteht und sich das Knie mit dem Tuch abklopft.)

Arie.

Isolt.
So hört das Ungeheure!
Wie mir durch schlimmen Frevel
Entrissen ward der Theure,
Mein süßer Lucidevel.
Ach! daß in Pech und Schwefel
Ich lieber möchte schmoren,
Statt daß ich ihn verloren.

Duettino.

Artus.
O laßt das Lamentiren!
Müßt Euch nicht alteriren.

Isolt.

Wenn ich nun aber will!

Artus.

O Schönste, schweiget still!

Da Capo.

Artus.

Wir haben jetzt genug uns angesungen;
Doch ist's, bei aller Müh', mir nicht gelungen,
Euch zu verstehen, was ihr eigentlich wollt,
Weil das Orchester gar zu gräulich tollt;
Drum mögt Ihr mir's im Vers verständlich melden.
Die Frauen schützen ziemt famosen Helden.

(Er streicht sich den Bart.)

Isolt.

Vernimm! mein Lucidevel ist ein Held,
Der starke Riesen leicht, wie Füchse, prellt.
Ich zog mit ihm en cronpe auf irrer Bahn,
Als ihn gefangen nahm ein Grobian.

Artus.

Wie? wenn er Riesen kann, gleich Füchsen, prellen —
Warum nicht konnt' er prellen den Gesellen?

Isolt.

Das weiß ich wirklich nicht, wenn Hexerei
(Wie ich vermuthen muß) nicht war dabei.

Königin Guenever.

Du armes, liebes Kind! doch Dank dem Himmel,
Daß Dich nicht selbst davongeschleppt der Lümmel;
Manch Andrer packte Dich beim ersten Griff.

Tom.

Goddam! der Kerl verstand noch nicht den Pfiff;
Es ist gewiß ein schüchtern blöder Bengel.

Guenever.

O sprich, erzähl's! wie sah er aus, mein Engel?

Isolt.

Ach! wild und groß, mit furchtbar dicker Keule,
Mit der schlüg' er dem Mond wohl eine Beule;
Auch war er ganz so dumm nicht, wie ihr meint:
Er griff nach mir.

Guenever.

Bist eitel, Kind, wie's scheint.

Isolt.

Allein ich lief, er konnte mich nicht fassen.

Tom.

He, Königin! hättet Ihr Euch fassen lassen?

Guenever.

Du bist ein unverschämter Kerl; halt's Maul!

Tom.

So heißt's zuerst; doch Streicheln kirrt den Gaul.

Guenever.

Vergleichst Du mit dem Gaule zarte Frauen?

Tom.

Ja; beider Kollrigkeit ist nicht zu trauen;
Gehn sie nur durch, dann freu'n wir uns noch drum.

Guenever.

Geht Deine durch, weiß sie gewiß, warum.

Artus.

O! hört auf, wie beim Spiel mit Federbällen,

Das leichte Witzwort ab und zu zuschnellen;
Denn hier, ich merk' es, gilt es Heldenthat,
Drum bin ich, wie sich's ziemt, schon desperat. —
Sag' mir den Weg, betrübte Demoiselle!
Sag' mir: wo haust der plumpe Raubgeselle?
Daß, der so ungeschlachtet war bisher,
Geschlachtet wird von meiner Seitenwehr.

(Nachdrucksvolle Pause. Artus wirft sich, witzbewußt und feierlich, in die Brust.)

Chor (losbrechend).

Habt Ihr's gehört? welch guter Witz!
O Held, von Schwert und Sprache spitz,
Erprobt in Wort- und Waffenspiel,
Gleich stark an Speer und Rede-Styl (Stiel),
Des Zunge, wie sein Degen, ficht:
Verkenn' unsre Bewundrung nicht!
Du wirst so tapfer, als galant,
So witzig, als galant, erkannt.

Artus (sich tief verneigend).

Gerechten Beifall hören wir mit Huld;
Doch legt ihm an die Trense der Geduld!
Bis wir vom Fräulein hier genau vernommen,
Wo wir zu Ruhm und Rache mögen kommen.

Isolt (sehr rasch sprechend).

Wenn Du ausreitest rechts von Deinem Schloß,
So lenke nach dem großen Wald Dein Roß,
Dort biegst Du um des Waldes linke Ecke,
Und reitest fort am Saum auf eine Strecke,

Bis sich in 17 Wege theilt der Pfad;
Den 6ten dort, von links ab, reite grad;
Dann an dem Silbersee halbrechts vorüber,
Dann bei dem großen Fuchsloch links hinüber,
Von dort ab 199 Schritt
Vorbei an eines tollen Bettlers Hütt',
Dann 50 rechts, halblinks dann 120,
Da liegt ein todter Esel faul und ranzig,
Des linkes Ohr zeigt Dir den rechten Weg
Noch tausend Schritte über'n Hügel schräg:
Da wirst Du sehn ein furchtbar großes Schlößlein,
Drin wohnt der Räuber, dort halt an Dein Rößlein.

Artus.

Dank, daß Ihr Euch so deutlich explicirt!
Ich bin vollkommen jetzt orientirt.
(Beiseit zu Tom.)
Kannst Du das Kreuz und Queer im Kopf behalten?

Tom (zu Artus).

Nein! lieber zählt' ich Weiberkleiderfalten.

Artus (eben so).

Du lieber Gott! wie finden wir nun hin?

Tom.

Den todten Esel haltet fest im Sinn!

Artus (beiseit).

O Gott! wie ist für einen fahrenden Ritter
Das Schicksal so beschwerlich doch und bitter!
Nach todten Esels Spuren reit' ich aus
Und komm' am Ende selber todt nach Haus.

Tom (gemüthlich).

Dann sind es zwei.

Artus (eben so).

Was sagst Du, guter Junge?

Tom.

Dem dummen Ohr thut nichts die kluge Zunge.

Artus (laut zu Isolt).

Wohlan! Ihr, Fräulein, bleibt an meinem Hof;
Ich reit' und bringe heim für Dichter Stoff.

Guenever.

Ihr wolltet selbst Euch in Gefahr begeben?

Gawain.

Spickt mich, Herr Ohm, und schonet Euer Leben!

Artus.

Ich bin der König Artus nun einmal.
Drum muß ich tapfer sein, beim heil'gen Gral!

Isolt.

Auch hat Euch selbst beleidigt jener Freche;
Er sprach — Doch ich genire mich —

Artus.

Ha! spreche!

Isolt.

Als ich als meinen Rächer nannte Dich,
Sprach er — doch nein, nein! ich genire mich!

Artus.

O sprich!

Isolt.

Er sprach: „dem Hahnrei sage nur,
Bewachen soll er seine Frau die —"

Guenever.

Fuhr
Mir das nicht in die Nerven! Wär's hier Mode,
Ich würde mich ohnmachten halb zu Tode.

Arie.

Artus.

Ha, der Verräther!
Er soll mir zieh'n vom Leder! —
(Trompetenbegleitung im Orchester.)
Holt mir mein Schwert Exkalibar,
Und sattelt meinen Gaul!
Den Tod verdienet er fürwahr,
Schon für sein böses Maul.

Terzett.

Artus.

Holt mir mein Schwert Exkalibar!

Guenever.

Holt ihm sein Schwert Exkalibar!

Tom.

Nun, so holt doch sein Schwert Exkalibar!

Artus.

Sprich Frau! Darf ich das leiden?

Guenever.

Schlag' todt den frechen Heiden!

Tom.

Indeß er auf der Haiden
Muß Schimpf und Prügel leiden,

Läßt sie in Sammt und Seiden
Allhier die Cur sich schneiden.

Guenever.

Du gehst und willst Dich schlagen,
O Angst, o Noth, o Pein!

Artus.

O Gattin, laß das Klagen!
Es muß nun einmal sein.

Tom.

Sie thut ganz zum Verzagen
Wie Krokodille schrei'n,
Doch ist's ihr größt Behagen,
Ihm fern becurt zu sein.

Artus.

Holt mir mein Schwert Exkalibar!
Todt schlag' ich ihn schon morgen.

Chor.

Holt ihm sein Schwert Exkalibar!
Todt schlägt er ihn schon morgen.
Uns ist's erfreulich ganz und gar,
Wir bleiben hier geborgen.
Gar lustig springt die Mäuseschaar,
Wo nicht der Herr thut sorgen.

Die Ritter.

Wir schneiden hier indeß die Cur;
Guenever läßt nicht schmachten.

Die Damen.

Sie wird, bekommt sie Einen nur,
Auf uns so streng nicht achten.

Tutti.

Holt ihm sein Schwert Exkalibar!
Todt schlägt er ihn schon morgen;
Uns ist's erfreulich ganz und gar,
Wir bleiben hier geborgen.

(Während des letzten Chors sind Schwert und Rüstung gebracht und dem Artus von Tom und der Königin mit grotesken Gebehrden angelegt worden.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Wildniß. Im Hintergrunde das Schloß des Ritters Popanz mit einem großen Thor.

Chor.

(Gefangner Ritter, hinter der Scene.)

Ha! er klappt schon mit dem Rachen;
Hu! die Menschenfressermiene;
Fühle schon die Rippen krachen
Unter seiner Freßmaschine.

Weh! er naht mit Hungerschritten;
Wen von uns wird er zerknacken?
Au! er greift in unsre Mitten;
Möcht' er mich doch nur nicht packen!

Popanz.

Her! vermagertes Geschmeiße!
Fühle kaum, daß ich was beiße,

Drei Stimmen.

Au, au, au, au!

Ganzer Chor.

(Doch um 3 Stimmen schwächer. Das: Au! dieser drei klingt immer schwächer durch die Worte des Chors hindurch, bis es zuletzt erstirbt.)

Wie er malmt und knirscht, o schau!
Gott sei Dank, daß ich's nicht war!
Aber ach! ich folge morgen;
Sind die drei gefressen zwar,
Sind sie nun doch wohlgeborgen.

(Popanz tritt auf, mit einer Serviette um den Hals, mit der er sich den Mund wischt.)

Bravour-Arie.

Popanz.

O kümmerliches Essen!
O schlimme Fastenzeit!
Erst drei hab' ich gefressen,
Mein Magen ist noch weit,

Was soll das mit mir werden?
Ich nehme täglich ab!
Die Hose schlurft zur Erden,
Die sonst mir war zu knapp.

Und fängt auch meine Tatze
Mir noch ein Ritterlein;
Sind heuer, wie die Spatze,
Gerathen dünn und klein.

O möchte zu mir fallen
Das Land, das Artus hat!
Von solcher Zahl Vasallen
Würd' ich vielleicht noch satt.

Jetzt geh' ich in die Kammer
Und strecke lang mich aus,
Verschlafe Hungerjammer,
Und träume fetten Schmaus. (Ab.)

Artus und Tom (treten auf).

Tom.

Herr Artus, sprich! wie willst Du's motiviren,
Daß wir per pedes hier einherspazieren,
Da doch im ersten Act Isolt und Du
Von einem Gaul gefabelt grade zu?

Artus.

Was soll der Spott? Du hast doch nicht vergessen,
Daß ich zu Gaule wirklich war gesessen;
Doch als der Gaul den todten Esel sah,
Halsbrechend Capriolen macht' er da,
Scheu von dem Moderduft, den er gerochen,
Bäumt er und fiel und hat den Hals gebrochen.

Tom.

So? von dem Esel ward erzählt nur, um
Dies vorzulügen jetzt dem Publikum!

So mancher hat gewiß schon nachgesonnen,
Ob er nicht allegorisch eingesponnen;
Nun kommts heraus: Man bracht' ihn nur herbei,
Daß Gaulabwesenheit entschuldigt sei.

Artus.

Hör' auf mit Ironie und Zungendreschen!
Ich will nunmehr die heiße Kampfgier löschen.

Tom.

Daß Du nicht längst schon darauf losgerannt —
Was hindert Dich? ist meine Zung' ein Band?

Duett.

Artus

Genug, genug!
Drauf los nun ohn' Verzug! —
Doch höre, treuer Knappe,
Was ich Dir sage jetzt:
Wenn er mir eine Flappe
Bis auf den Tod versetzt —

Tom.

Ich nehm's auf meine Kappe;
Bleibt Ihr auch hier zerfetzt:
Glaubt nicht, daß überschnappe
Die Herrin, die Ihr schätzt.

Artus.

Sag' meiner Königinne,
Behalt' es wohl im Sinne,
Daß ich voll treuer Minne
Für sie gestorben bin.

Tom.

Was sich auch hier entspinne,
Sie nimmt's geduldig hin,
Glüht doch für sie in Minne
Manch feinen Ritters Sinn.

Artus.

Nun fort zur That!
Ja, das ist auch mein Rath.

(Artus rennt auf das Schloß los; dicht vor dem Thore kehrt er plötzlich um und wendet sich zu Tom zurück.)

Artus.

Bald hätt' ich eins vergessen,
Behalt' es treu im Sinn:
Ist hier mein Loos gemessen,
So sag' der Königin —

Tom.

Noch hat er was vergessen!
So geht doch endlich hin!
Er wird Euch ja nicht fressen,
So habt doch Heldensinn!

Artus.

Daß ich als treuer Ritter
Für sie gefallen bin.

Tom.

Ist's Euch nur nicht zu bitter,
Die Kön'gin nimmt es hin,

Artus.

Doch warum plaudr' ich hier?

Tom.

Ja, warum plaudert, zaudert ihr?

Artus.

Zur That, zur That!

Tom.

Ja, das ist auch mein ganz unmaaßgeblicher Rath.

(Artus rennt vom Neuem aufs Schloß los; dann, wie oben.)

Artus.

Streckt mich der Grimme nieder,
O dann vergiß es nicht!

Tom.

Er kommt schon wieder wieder!
Nein, ich vergeß' es nicht.

Artus (aufs Schloß losrennend.)

Nun drauf und dran!
Mag werden draus was wolle!

Tom.

Verwegner Mann!
Stürmt doch nicht gar so tolle!

Terzett.

Artus.

'raus Kerl vor meine Blicke,
Daß Dich mein Hauch zerknicke!

Popanz.

(Mit einer großen Keule auftretend.)

Was willst Du, kleines Herrlein?
Wer bist Du, magres Närrlein?

Tom.

Das ist ein wahrer Büffel,
Der frißt ihn, wie 'ne Trüffel.

Artus.

Der König Artus bin ich
Und Dein Verderben sinn' ich.

Popanz.

Das freut mich wirklich innig;
Dein Land und Leut' gewinn' ich.

Artus.

Damit hat's keine Noth,
Viel lieber bleib' ich todt.

Popanz.

Die Keule rührt Dich an;
Was sagst Du nun noch, Mann?

(Er berührt ihn mit der Keule. Ohrenzerreißendes Fortissime des vollen Orchesters. Das Schwert des Artus fällt ihm aus der Hand und klirrend zu Boden, er selbst knickt in seiner ganzen Stellung zusammen, wie ein invalides Federmesser. Die Musik schließt mit Donnergepolter. Das Folgende wird ohne Musikbegleitung, im Genre des musiklosen Terzetts im Sargines gesungen.)

Artus.

Höchst merkwürdig und entsötzlich!
Zauberkraft raubt mir die Kräfte.

Popanz.

Höchst erfreulich und ergötzlich!
Ein profitliches Geschäfte.

Tom.

Faßt das Zipperlein ihn plötzlich?
Wie er bebt, der schlimm Geäffte!

Popanz.

Du stehst vor mir jetzt wie ein dummer Junge,
Todt schlüg' ich Dich mit einem leichten Schwunge,
Doch sorg' ich lieber für die Zukunft weis',
Statt, daß ich solchen magren Bissen beiß';
Willst Du, daß ich Dein liebes Leben schone,
So tritt mir ab hier Scepter, Land und Krone.

Artus.

Thät' ich's! blamirt' ich mich doch gar zu sehr.
Nein, friß mich, oder ändre Dein Begehr!

Popanz.

Hier gilt es Rechtsform leider, nicht Bezwingung;
Drum stell' ich Dir, voll Großmuth, die Bedingung:
Wenn Du zu Neujahr hier zurückekehrst,
Und mir die große Frage recht erklärst:
„Welch Ding wohl will ein jedes Weib am meisten?"
Dann will ich Dir Vasallendienste leisten;
Doch sagst Du nicht die rechte Antwort hier,
Verfällst Du, sammt dem ganzen Lande, mir.

Tom.

Ach, lieber Herr! laß lieber todt Dich schlagen!
Was will ein Weib zumeist? — Wer kann das sagen?
Wie sie die Laune wechselt just, geschicht's,
Daß sie bald Alles will, bald wieder Nichts.

Artus.

Schweig'! die Bedingung hör' ich ohne Grauen;
Du solltest meiner Klugheit mehr vertrauen,
Denk' ich erst nach, dann wird's auch was Ge-
scheut's.

Popanz.

So schwöre hier zu sein auf's Schwerteskreuz!

Artus.

Ich schwör's und schwöre, meinen Schwur zu halten,
Er ist 'ne Demantfessel, nicht zu spalten.

Tom.

O Ehrlichkeit, die fast an Dummheit streicht!
Noch hat die Politik Dich nicht verscheucht.

Popanz.

Nun scheer' Dich fort! Ich wünsche guten Morgen!

Artus.

Ju'n Morjen!

Tom.

Juten Morjen.

Popanz.

Juten Morjen!

(Alle ab).

Holofernes hatte nicht lange gelesen, als schon die Begeisterung des Unsinns über ihn kam und er, vorausgesagtermaßen, in's Singen fiel. Aber fing dies schon auf eine, alle Gränzen durchbrechende,

Weise an, wie es die Damen denn doch von einem wohlerzognen Menschen nicht erwartet hatten, so ward es, wie die Begeisterung wuchs, immer kecker, toller und wilder. Die unerwartetsten burleskesten, musikalischen Witzsprünge jagten und überkegelten sich, mit rasch gewaltsamen, und doch kunstgerechten, Uebergängen, deren Uebermuth an Verrücktheit gränzten. Dabei entwickelte Holofernes eine fast übernatürliche Stärke und Gelenkigkeit der Stimme. Alle weiblichen Partieen sang er im hellsten, reinsten, und doch travestirenden Sopran, und bei den Duetten und Terzetten ließ er zwei oder drei Sangweisen sich so durchkreuzen und verschlingen, daß es auf Augenblicke wirklich schien, als sänge er mit zwei oder drei Stimmen zugleich. Natürlich konnten Arme, Hände und Gesicht dabei unmöglich unthätig bleiben. Der ganze Holofernes wurde zur lebendigen Groteske; namentlich nahmen die Gesichtszüge jedesmal mit unverschämt treffender Nachahmungsgabe, den Character, der grade im Singen begriffenen Person an, immer einfältig und albern, aber diese Albernheit bewundernswerth scharf und characteristisch variirt; und kam eine andere Person des Stückes ans Singen — schnapp! ein kecker Gesichtsschneiderübergang — und starr und festgeprägt, als wäre er immer dagewesen, stand der andere, entsprechende Gesichtsausdruck in steinerner Bestimmtheit und holzschnittlich komischer Kraft da.

Aber ein wahres Gaudium erst wäre es gewesen,

das wechselnde Mienenspiel der zuhörenden Damen zu beobachten, und ein wahres Gaudium wäre es für mich und für den Leser, wenn ich dasselbe, rasch und lebendig, vor sein geistiges Auge zu stellen vermöchte. Aber ach! hier gehen mir, wie oft schon, die schlagenden Worte aus.

Wie sie erst dasaßen mit erzwungenem ästhetischen Erwartungslächeln; wie dies bald überging in Befremden; wie dies Befremden rasch, doch mühevoll, versteckt wurde unter die vornehme Miene eines tieferen Verstehens (denn sie dachten immer: nun kommt's, nun kommt's! und konnten nicht glauben, daß Holofernes eine ganz einfache Albernheit auftischen könne; es mußte etwas Tieferes dahinter stecken — das war klar); wie sie dann, merkend, daß sie es mit Witz zu thun hätten, sich zum lunteriechenden Lächeln, so Gott wollte, zum, in den Gränzen des Anstandes bleibenden Lachen zwingen wollten und doch nur ein verlegnes, furchtsames Schafsgesicht mit kaum verzognen Mundwinkeln zu Stande brachten, denn sie waren schon in Angst, der Mensch würde ihnen unter den Augen verrückt; wie sie dann, in dieser Angst immer mehr bestärkt, auf den Stühlen leise und doch ruckweise hin und herrutschten, denn sie saßen schon auf dem Sprunge und waren drauf und dran, laut aufzujuchzen und in Wildgansflucht davon zu laufen; wie namentlich die beiden, zwischen denen er saß, jach erschreckt durch ein gewaltsam gestikulirendes Armschlenkern, plötzlich laut mit dem

Stuhl rechts und links von ihm abrückten (so daß die Andern alle ringsum sympathetisch zusammenfuhren) und doch gleich, sich schämend, wieder eine gesetzte und ungestörte Miene anzunehmen kämpften; wie endlich, bei den mehr Gewitzigten, die Furcht dem Unwillen und einer, hier hochfahrenden, dort sentimentalen, Verletztheit Raum machte; wie die Näschen sich nun, stolz theilnahmslos und halbausgesprochen verächtlich, successive in die Höh' warfen; wie das Bewußtsein: er habe sie Alle zum Narren, nach und nach auftauchte und sich in leisem, boshaften Zucken ankündigte; wie endlich, während einige noch suchten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und einen urban spaßverstehenden Ausdruck, jedoch sehr ungeschickt, annahmen, unter den andern der hervorbrechende Unwille gegenseitiges Gemeingut wurde und dadurch wuchs, indem durch befremdetes sich Ansehn, angedeutetes sich Zunicken und endlich gar Kopfschütteln eine die andre immer noch wüthender machte — ach! Das Alles beschreibe ein Andrer! denn ich habe es so eben sehr schlecht beschrieben.

Endlich, als Holofernes grade an der obigen Schlußstelle war, empörte das so mal à propos angebrachte und wiederholte; „Juten Morjen!" die, dem Leser schon bekannte, entschlossne Dame dermaßen, daß es ihr zu toll wurde. Rasch und geräuschvoll stand sie auf, sprudelte, glühend im ganzen Gesicht, einige Worte von Unwohlsein hervor, bat, man solle sich doch ja nicht stören lassen, bedauerte es

unendlich, zu Holofernes gewandt, diesen seltnen Genuß (sie betonte das Wort boshaft) nicht abwarten zu können, und mit Johanna d'Arc-Schritten war sie aus der Stube und die Treppe hinab. —

Allgemeiner Aufruhr und Aufstand. Lautes Erstaunen und Erschrecken, endlich Zischeln und befremdliches Blicken auf Holofernes. Frau Habichs war vernichtet. Die Prahlerei mit ihres Bruders Genie war ihr bitter vergällt worden. Statt eines Triumphs, eine schmachvolle Niederlage! Auch hat sie später in Gesellschaft nie ihres Bruders mit einer Silbe erwähnt, und fing eine Andre einmal an, von ihm zu sprechen, so hielt sie's für eine beleidigende Stichelei und ward empfindlich und ausfallend.

Holofernes aber sah ein, daß der Moment gekommen sei, sich mit guter Art zu drücken. Er zog seine Uhr hervor und that, als ob er über sein schon zu langes Verweilen erschräke. „Es thut mir leid, meine Damen (rief er in's Getümmel), daß ich dies, mein bestes Werk, noch nicht weiter ausgearbeitet habe, und daß außerdem meine Zeit gemessen ist. Vielleicht habe ich ein andermal das Vergnügen, Ihnen den Schluß vorzutragen. Nehmen Sie inzwischen meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit und Nachsicht."

Hier machte er seinen Kratzfuß, der ihm mit höhnisch abgemessenen, satirisch tiefen Knixen erwidert wurde und im nächsten Augenblicke schöpfte er außerhalb der Thür freier Athem. Auf der Treppe küßte

er noch Junius und die kleine Malwina, die ihm nachgeeilt waren, herzlich zum Abschiede und — fort war er. Als nachher der Mond aufging, sah er ein kreuzfideles, in Spottlust schwelgendes Gesicht über die Landstraße hinfliegen.

Schon am andern Morgen, nachdem Holofernes fort war, begann Herr Nicodemus, dem die Worte desselben schwer auf's Herz gefallen waren, seine Lehrstunden mit Junius mit erneutem Eifer und fing sogleich an, ihm Algebra vorzutragen, wobei er (was man ihm kaum zutraun sollte) wohlweislich verschwieg, daß es eigentlich nur auf's Erlernen des practischen Rechnens abgesehen sei. Er that, als finge er etwas ganz Neues an, und Junius hieß es, als solches, mit Lebhaftigkeit willkommen. Wie erstaunte Nicodemus, als er den von ihm nur halb und dunkel begriffnen Fingerzeig des Holofernes glänzend bewährt fand! Junius begriff und behielt und bei Lehrsätzen, mit denen Nicodemus als Knabe tagelang sich gequält zu haben sich erinnerte, sah Junius ihn, wenn er mit Eifer und Weitläuftigkeit demonstrirte, ganz verwundert an, denn er hatte, in rascher Combination, längst Alles übersehn, und wunderte sich, was da noch viel zu beweisen wäre. So durchflog er den Cursus mehr, als daß er ihn durcharbeitete, und wußte schon, mit unglaublich rasch ordnender Geschicklichkeit des Geistes, die verwickeltsten Buchstabenrechnungen, freudig im Gelingen, zu lösen,

als Nicodemus es immer noch nicht wagte, ihm alle die practischen Rechnungsarten in ihrer hausbacknen, nüchternen Nützlichkeitsgestalt unterzuschieben, deren allgemeine Formeln ihm längst geläufig waren. Er fürchtete immer noch einen Rückfall in das alte, an Blödsinn gränzende Nichtbegreifen, sobald wieder bestimmte und benannte Zahlen in des Junius Hirn ihren schwindlich machenden Marionettentanz beginnen würden. Endlich wagte er den Versuch. Junius staunte; aber die Umrisse waren zu fest in ihm, als daß er noch hätte confus werden können.

Schweigend folgte er einige Tage dem Verfahren des Nicodemus, statt des Allgemeinen Besondres in die Formeln zu schmuggeln, bis er endlich den ganzen Zusammenhang und den schlauen Plan des Lehrers begriff. Da sah er diesen an, lachte und rief: „Nun Herr Nicodemus! Sie haben mich schön angeführt! Ja, stutzen Sie nicht! ich habe Sie jetzt. Aber ich dank' Ihnen herzlichst. Am Ende bin ich nun gar noch, ohne es zu wollen und zu wissen, wie mein Vater sagt: zum brauchbaren Menschen geworden und das haben Sie zu Stande gebracht. Hätten Sie's nur gleich so angefangen! Aber freilich: aus einem confusen Jungen, wie ich bin, ist schwer gescheut zu werden, und man muß doch erst den richtigen Weg versuchen, ehe man dahinter kommt, daß der verkehrte grade einmal zum Ziel führe.“

Dabei schüttelte er dem Lehrer treuherzig die Hand, und der war ganz erstaunt über den scharfen Blick

eines so jungen Menschen. Von nun an ging Alles gut. Am Vorabend von Junius vierzehnten Geburtstage examinirte Herr Habichs seinen Sohn selbst und fand, daß er wenigstens zur Noth tauglich sein würde, und daß mithin der Lehrer, wenn auch nicht besonders zu loben, doch auch nicht grade zu tadeln sei. Nach einigen Debatten mit seiner Frau ließ er sich endlich bewegen, den Geburtstag selbst dem Junius noch als Feiertag gelten zu lassen, Herrn Nicodemus aber versprach er auf den Morgen desselben die festgesetzte Gratification und, wenn er es begehrte, weitere Empfehlung. Nicodemus war seelensfroh, als am andern Morgen seine Freude noch unerwartet vermehrt wurde. Er bekam nämlich eine Antwort vom Buchhändler Nr. 13 und — o frohe Vorbedeutung! — ohne Manuscript. Zitternd brach er den Brief auf und richtig: der Verlag wurde angenommen, wenn er sich mit einem Louisd'or pro Druckbogen begnügen wolle. Der Verleger könne vor der Hand unmöglich mehr thun, da er sich eben erst etablirt habe und ihm kein bedeutendes Kapital zu Gebot stehe; doch hoffe er bei späteren Unternehmungen den Anforderungen des Nicodemus besser entsprechen zu können. Nicodemus war überfroh und genoß nun ein schon fast ganz aufgegebnes Glück doppelt, obgleich er eigentlich zu Anfang mindestens auf's doppelte Honorar gerechnet hatte. Aber jetzt schlug er ohne Säumen ein und that sehr klug daran. „Was thut's? (dachte er) bei der zweiten Auf

lage bringst du Alles wieder ein." Der Unkundige! — Wenn aber der Leser wissen will, warum grad dieser dreizehnte Buchhändler das von zwölfen zurückgewiesene Manuscript annahm, so sei seine Neugierde hiermit befriedigt. Dieser Buchhändler war, wieschon gesagt, eben ein frischer Anfängling. Solche Leute brauchen Manuscript und haben außerdem nach keine traurige Erfahrung gemacht; es ist also etwas mit ihnen anzufangen, wie jeder Schriftsteller weiß. Demgemäß hatten sich auch schon einige 30 Manuscripte bei ihm eingefunden. Da er sich nicht ganz auf sich selbst verlassen wollte, lud er einen kleinen, blassen, magern, achselzuckenden Kerl von seiner Bekanntschaft, dessen Gesicht Bedenklichkeit, dessen Schritt und Tritt Vorsicht ausdrückte, und der wegen einiger Bildung und noch mehr Routine als Sachkenner angesehen wurde, zu sich zum zweiten Frühstück, um bei einer Flasche Rheinwein die Manuscripte vorläufig und oberflächlich durchzugehn und und zu besprechen, welche davon sich wohl dem Stoffe nach am füglichsten annehmen ließen. Aber der kleine Kerl brachte bei einem nach dem andern immer mehr Schwierigkeiten, Besorgnisse und allgemeine Erfahrungssätze vor, indem er immer das Kind mit dem Bade ausschüttete und gleich von einer ganzen Literaturgattung, je nachdem ein Manuscript dazu gehörte, behauptete: es sei nichts damit zu machen; dergleichen gehe schlecht, habe ein zu enges Publicum 2c. 2c. Bei jedem solchen Ausspruch trank er

dann regelmäßig sein Glas aus. Da ward der junge Buchhändler endlich ungeduldig und rief: „Aber Herr, etwas muß ich doch einmal drucken, mit etwas muß ich's doch riskiren! Und Sie mögen mir jetzt sagen, was Sie wollen, das da nehme ich vorläufig.“ Dies sagend, schlug er blindlings auf das Manuscript des Nicodemus, nahm es auf und legte es beiseit. — Den andern Tag nahm Nicodemus Abschied von Herrn Habichs Hause und bezog sein eignes Stübchen. Da er in meiner Geschichte nicht mehr vorkommt, so sei Folgendes kurz von ihm bemerkt. Die Wonnen des ersten Correcturbogens, die des letzten, die des fertigen Buches, die der Annoncen und des Ausstellens am Buchhändlerladen zu schildern, kann hier nicht meine Absicht sein. Natürlich las Nicodemus mit fieberhafter Spannung von nun an alle wissenschaftlich kritischen Blätter, um sich respectirt zu lesen. Er war immer noch in bester Ueberzeugung, sein Werk müsse Epoche in der Wissenschaft machen. Endlich fand er die erste Recension. Sie war weder warm noch kalt; gnädig anerkennend und vornehm tadelnd, ohne im mindesten auf den eigentlichen Punkt zu kommen. „Der Esel hat mich nicht begriffen!“ rief Nicodemus und schob das Blatt weg. Er lauerte auf die nächste Recension; da wurde er erschrecklich „heruntergerissen,“ daß er, als ein noch ganz unbekannter Mensch, nachdem der berühmte Hans und der allgemein anerkannte Peter längst diese und jene Wahrheit in ihren unsterbliche

Werken außer allen Zweifel gesetzt hätten, es wage, plötzlich mit ganz entgegengesetzten Ansichten hervorzutreten. Aber (hieß es, liebreich begütigend, am Schluß) er sei wahrscheinlich noch jung und alles Talent sei ihm nicht gradezu abzusprechen. Vielleicht könne er später, nach reifen Studien über den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, Erträgliches leisten. — „Ist das Dummheit, oder Neid?" grollte Nicodemus und lauerte, immer noch nicht die Hoffnung aufgebend, auf die nächste Recension. Er lauerte und lauerte — aber es kam gar keine mehr. Da hüllte er sich schweigend in das Bewußtsein seines Werthes und ward ein zahmer Menschenhasser. Er vergaß, daß, hätten sie ihn auch mehr anerkannt, diese Anerkennung doch lediglich dem Guckglase des Holofernes würde gegolten haben, von dem er wohlweislich in der Vorrede nichts erwähnt hatte. Indessen ging sein Buch doch, wenn auch langsam, ab. Es folgte ein andres, und sein Verleger blieb ihm treu. Auf Ruhm rechnete Nicodemus nicht mehr und zum Leben brauchte er, als nüchterner Gelehrter, sehr wenig. Dazu wußte er sich, durch consequente Bemühung, Zutritt zu naturwissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften zu verschaffen, und ließ dort seine Galle in beißender Polemik aus. So lebte er einsam und arbeitsam fort und starb, nachdem er eine Zoologie herausgegeben hatte und eben Materialien zu einer Mineralogie sammelte, als

ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
Mit Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grillenhafter Mühe sann.

Das in seinem Nachlaß vorgefundne Guckglas des Onkels Holofernes befindet sich gegenwärtig, durch Erbschaft, im Besitz des Verfassers dieser Geschichte, allwo es der portofrei ankommende Leser selbst in Augenschein nehmen kann.

Einige Jahre nach seinem Tode trat ein Gelehrter, der sich bedeutender Cliquenverbindungen erfreute, mit einem naturgeschichtlichen Werke hervor, das mit einem allgemeinen Hallo begrüßt und als neues, alles Frühere umstoßendes System ausposaunt wurde. Das Werk war aber weiter nichts, als ein ordnender und besser stylisirter Auszug aus denen des Nicodemus. Es ist gut für ihn, daß er dies nicht erlebte. Ruhe seiner Asche! —

Junius sah dem Tage seines Büreaueintrittes mit ganz andrer Stimmung entgegen, als der Leser es sich einbildet. Das rasche Gelingen im Erlernen der edlen Rechnenkunst, die an Spaß und Ernst so reiche Anwesenheit des Onkels, das Lesen der von diesem ihm gegebnen humoristischen Mährchen, endlich der Abschluß eines ganzen Lebensabschnittes — Alles kam zusammen, ihn zu erheitern und über sich selbst zu erheben. So oft er auch früher, wenn er seinem Vater einmal ein paar flüchtige Worte in den zwölf-

eckigen Thurm zu bringen hatte, von dumpfem Grauen betäubt aus demselben zurückgekehrt war — das war jetzt plötzlich vergessen. Alles schien ihm leicht und überwindlich und frischen Muthes faßte er an seinem Geburtstage den *festen Vorsatz*, sich als ein tüchtiger Mensch in das neue Leben und Wirken zu finden. Denn im Uebermuth seiner Jugend hatte er es noch nie erfahren, was es mit einem sogenannten *guten Vorsatz* für eine Bewandniß hat; nämlich gar keine.

A. d. T. d. D. H.

Ein *guter Vorsatz* ist weiter nichts, als ein moralischer Fieberanfall (dem grade die *schwächsten* Naturen am häufigsten ausgesetzt sind), ein flüchtiges unbewußtes Coquettiren mit Kraft und Tugend und führt zu gar nichts. Wie oft faßt ein Kind, das aus Lebhaftigkeit ungezogen ist, nach einer eindringlichen Ermahnung den guten Vorsatz, *anders* zu werden. Einen halben Tag lang hält dann die erzwungne Rolle aus, dann bricht das Naturell mit gedoppeltem Uebermuth wieder hervor. Man lasse es doch ruhig unartig sein! Nur die Zeit, d. h. das *Leben*, kann das ändern. — Ein Trunkenbold, der seine Frau geprügelt hat, faßt am andern Morgen den guten und festen Vorsatz, nie mehr zu tr nken, allenfalls giebt er auch sein Ehrenwort drauf; und an demselben Abend liegt er besoffen unter'm Tisch. Der Dämon des Trunkes ist viel zu gewaltig, um

einem bloßen guten Vorsatz zu weichen. Nur einem tieferschütternden Lebensereigniß gelingt es vielleicht, ihn zu bannen, und auch das höchst selten und meist nur periodisch. — Der rasch fassende, geniale Kopf, der aber nie mit Beharrlichkeit etwas Positives gelernt hat, dem, was er weiß, nur so in den Schooß gefallen ist, wie Blüthenflocken, faßt plötzlich den guten Vorsatz, ein solides, anhaltendes Studium zu beginnen. Einen halben Tag lang, und wenn er sehr starr und eigensinnig ist, einen ganzen, sitzt er brütend über Folianten. Da wird ihm schon klar, daß er Gefahr läuft, bei solchem Leben das einzubüßen, was er schon hat, und daß er sich damit zufrieden zu geben habe. — Der lächerlichste gute Vorsatz ist es aber, wenn einer sich entschließt, einen Stand und eine Lebensthätigkeit, die seiner innersten Natur ganz fremd und zuwider sind, mit Neigung und Beharrlichkeit zu ergreifen und durchzusetzen. Es ist dies ein rascher, rauschartiger Anflug, der bald verbraust, um dem bittersten Unmuth und dem trägsten Verzagen Platz zu machen. — Zur einzelnen That kann sich der Mensch durch einen raschen, festen Entschluß stählen und tüchtig machen; aber nimmer durch einen guten Vorsatz zu einer langen regelmäßigen Reihenfolge von Selbstbekämpfungen und Anstrengungen, sich in einen Schnürleib zu zwängen, in den er nun einmal nicht paßt. Er lasse also dieses ganze, unersprießliche Heuchelspiel sein. Oder, wer hat's je erlebt, daß ein Mensch durch einen guten Vor-

(wohlgemerkt: ohne Mitwirkung zwingender Umstände) dauernd ein Andrer geworden wäre? Er wende sich portofrei an mich und ich will diese Stelle meines Tagebuchs modificiren.

Es kommt Alles darauf an, von Haus aus keine Richtung einzuschlagen, die auf Holzwege und in die Pechhütte führt; denn wer einmal dahinein gerathen ist, kommt in diesem Leben nicht mehr auf den rechten Weg. Darum seid wachsam!

So schritt also Junius am folgenden Morgen, an inch taller, in den Thurm. Er sollte vorerst noch als Hülfsarbeiter neben seinem Vater im Mittelgebauer sitzen, um diesen immer gleich um Rath und Erklärung fragen zu können. Den ersten Eindruck überwand Junius noch; das innere Aufkochen und das halb glühende, halb zitternde Gefühl einer neuen Würde und Wichtigkeit, die er nun auf den Schultern zu tragen hatte, trieb die Betäubung der ungeheuren Leere und Langweiligkeit von seinem Haupte zurück, und als er sich auf den für ihn angefertigten Ledersessel schwang und sich darauf in die Höhe schraubte — da fühlte er einen ordentlichen selbstgenügsamen Triumph und war in dem Augenblicke nicht besser, als ein eitler Geck. Aber er ist zu entschuldigen; denn wie oft geschieht es auch ernsten und reifen Männern, daß sie sich auf Dinge was Rechts einbilden, obgleich sie sonst Vernunft und Urtheil genug haben, dieselben verächtlich und läppisch zu finden.

Hängt dem witzigsten Kopfe, der von den beißendsten Witzworten über die heut gebräuchliche Vertheilung von Ehrenzeichen sprudelt, selbst einen Orden in's Knopfloch, und zwar den allergemeinsten und nichtssagendsten, und, wenn es Euch Spaß macht, einen ausgemachten, eingebildeten Narren zu sehn, so lauert ihm auf, wie er zum erstenmal mit der neuen Zierde über die Straße mehr tänzelt, als geht. Wenn ihr ihm dann begegnet, wird er Euch genau eben so süßlich und es verbergen wollend anlächeln, wie ein albernes, zwischen Prüderie und Leichtfertigkeit schwankendes Mädchen, das ernst bleiben möchte, und es nicht fertig bringt (Unterzeichnet Holofernes).

Junius stürzte sich nun mit einem ungeheuren Anlauf auf die Arbeit los. Eine Viertelstunde lang hielt sein Eifer mit der Windsbraut gleichen Schritt; dann aber fiel er aus dem Fanfaro in den Galopp, dann in Drab, dann in Schritt, der Schritt ward fauler und fauler, zuletzt blieb die Mähre stehn, ohne daß der Reiter am Zügel geruckt hätte. Aber das entmuthigte Junius noch nicht. „Du hast nun eine gehörige Zeit gearbeitet (dachte er), für's erstemal ist es gewiß viel; künftig wird's noch besser gehn. Jetzt kannst Du mit gutem Gewissen einen Augenblick verschnaufen." — Dies denkend richtete er das Haupt empor und blickte rings auf die Mitarbeiter, die noch lange nicht an's Verschnaufen dachten. Aber Himmel, wie ward ihm da! Aller Ernst war weggeblasen und der Kobold des Uebermuthes tollte in seinem

Hirnkasten herum. Die dicht an seiner Wange vorbeistreichende, im Arbeitseifer auf- und abnickende, beträchtliche Nase seines Vaters erinnerte ihn lebhaft an ein Mährchen von einer Prinzessin mit der langen Nase, das er in diesen Tagen gelesen hatte. Wenn die jetzt wüchse (dachte er), sich durch alle Drathgitter durchbohrte und allen zwölf Schreibern hintereinander langsam und regenwurmähnlich über's Buch wegkröche! Dann dachte er an den Teufel Fanfarello aus Gozzi's Mährchen von den drei Pommeranzen, der mit einem Blasebalg die Leute vor sich herjagt, damit sie in einem Tage tausend Meilen machen, und was diese zwölf ewig seßhaften, hinternangewurzelten Halbmenschen für heillose Gesichter machen müßten, wenn besagter Teufel plötzlich mit Sturmeseile, in unfreiwillig gewaltsamem Rennen, über die Haide hin zerstiebte.

Das Bild wurde so lebhaft, der Contrast der ruhig rechnenden, stabilen, ewig ungestörten Gesichter mit den entsetzten, athemlosen, vom Winde gepeitschten, wurde in seiner Einbildungskraft so plastisch, daß ein wüthendes Lachen in ihm emporstieg. Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, preßte sein Schnupftuch gewaltsam vor das aufschwellende, sich röthende Gesicht und erstickt. so im Kampf den Lachteufel, der sich jedoch nicht lautlos tödten ließ, sondern im Todeskrampfe ein kurzes, verzweiflungsvolles Mittelding von Krähen nnd Wiehern ausstieß.

Die Schreiber sahen sich plötzlich um, der Vater

blickte ihn streng befremdet an. Aber Junius nahm sich zusammen und schnell ein ernsthaftes Geschäftsgesicht an. Der unnatürliche Laut wurde für ein, aus übertrieben schüchterner Pietät vor den heiligen Hallen des Büreaus, halb unterdrücktes Niesen hingenommen und Alles war wieder in Ordnung. Der Vater schob Junius eine Arbeit nach der andern zu; aber diesem wurde es in dem Thurme, trotz aller guten Vorsätze, nach und nach immer lederner und unleidlicher, zuletzt aber so quälend, drückend und bewältigend, daß es an körperlichen Schmerz gränzte. Nach seiner Berechnung mußten die Büreaustunden längst vorüber sein; er lauerte schon von Secunde zu Secunde auf den Schlag der Stadtuhren und glaubte zuletzt, sie gingen heut alle falsch. Da zog Herr Habichs einmal seine Uhr hervor, Junius warf einen raschen Seitenblick, und o Jammer! noch eine ganze Stunde fehlte an der Zeit. Diese brachte er in dumpfer Betäubung hin, nur mechanisch die Feder bewegend; auch machte er dabei einige nicht unbedeutende Confusionen, für die er später vom Vater einige bedeutende Grobheiten anhören mußte. Als die Stunde (die wegen zu großer Langeweile rasch verstrichen war) wirklich schlug, wollte er sich noch gar nicht stören lassen, „denn: er glaubte keine Siege mehr.“ Nur da er Alle aufstehn und gehen sah, schlich er ihnen zögernd und wie zerschlagen nach.

Malwina trat ihm zu Haus entgegen und, indem sie ihm das Haar aus der Stirn strich und ihn liebevoll

fragend, doch fest, ansah, sprach sie besorgt und wie mitleidig: „Nun Junius, wie gehts?“ Er nahm rasch eine schlecht nachgeahmte Heiterkeit an und erwiderte mit einem halben Seufzer: „O, recht gut, ganz gut!“ Denn er wollte sich selbst immer noch weismachen, blos der Anfang falle schwer und es werde Alles noch gut gehn. Malwina aber küßte ihn und wandte sich mit einer stillgeweinten Thräne von ihm ab, denn sie verstand das verstörte Antlitz ihres Bruders und fühlte die ganze Last einer peinigenden, trostlosen Zukunft für ihn. —

Der Leser sieht schon jetzt den ganzen Fortgang ein, ohne daß ich ihn weitläuftig entwickle. Die Selbsttäuschung des Junius war bald zerstört, der Thurm ward ihm mehr und mehr zur Folterkammer und bald war er so weit, sich mit vollstem Bewußtsein unaussprechlich unglücklich zu fühlen. Dies hatte zur Folge, daß er gegen seine Schwester anfing stolz und verschlossen zu werden, denn er wollte seinen ungeheuren Irrthum, als er versprach, seiner Bestimmung gewachsen zu sein, nicht eingestehn. Aber Liebe ist ein treuer Pudel; je mehr Du ihn mit Füßen von Dir stößest, je schmeichelnder und beharrlicher kehrt er wieder, dich liebzukosen; und Malwina liebte ihren Bruder. Sie durchschaute ihn ganz, und ließ nicht ab, bis er sich ihr ganz gegeben hatte.

In einem weichen Augenblicke ließ er sich unter Streicheln und Thränen das Geheimniß seines Unglücks ablocken, und nun, da die Sache einmal im

Zuge war, wurde sein ganzes Leben eine abwechselnde Verkettung von Büreaustunden und Jeremiaden. Wie alle schwachen und zu weichen Charactere verwandte er das Theilchen Zeit, das noch sein war, dazu, sich über den für ihn verlornen Theil in nie endende und sich ewig wiederholende Lamentationen zu ergießen; und so hatte er gar nichts mehr für sich. Hätte er, mit Heldenfaust, die Viertelstunde beim Schopf zu fassen gewußt, dann hätten alle Büreaustunden der Welt nicht vermocht, das bessere Leben, Denken und Schaffen in ihm zu ersticken. Malwina, die erst in zu weicher, mitleidiger Liebe wie zerflossen war, begriff dies bald und raffte sich zusammen. Sie wußte sehr wohl (woher? aus Lebenserfahrung gewiß nicht, aber sie wußte es), daß leichter, muthwilliger Scherz die schwärzesten Wolken des Gemüths verjagen kann, und daß, wenn der Himmel nur erst hell ist, gar bald ein heitres, saftvolles, kräftiges Sprossen, Blühen und Reifen auflebt. Deshalb that sie sich Gewalt an und war heiter, ja übermüthig gegen den Bruder. Aber nur ein flüchtiges Aufflackern konnte sie in ihm anregen und bald sank er wieder zurück in Dumpfheit und Lebensüberdruß.

Malwina für sich selbst litt nicht weniger, als Junius, denn sie war nun in langen Stunden nur der rohen, kränkenden Gegenwart ihrer Mutter ausgesetzt, ohne von einem hellen Liebesblick des Bruders erquickt zu werden. Dazu das bittre Gefühl, das, was sie lieben und ehren sollte, nicht lieben und

verehren zu können! (denn in der Brust des reinen Weibes sitzt das Gefühl der Pflicht auf dem Throne). Aber alles das trug und verschmerzte sie still für sich und verwandte das Wenige, was ihr an Heiterkeit blieb, aufopfernd zur Erleichterung ihres Bruders. Dazu kam noch die unaussprechliche Nichtigkeit und Sinnlosigkeit der ihr zugemutheten Beschäftigungen. Da sollte sie nun, Zahl für Zahl, auf einem steifen, fratzenhaften Muster die Stiche nachzählen und mit ängstlicher Genauigkeit dieselben einem quadratisch gestreiften Stück Zeug wieder aufnähen; und war nichts dabei verzählt, so war es schön, mochten auch Gesichter, aus den unaussprechlichsten Dreckfarben zusammengeklert, darauf prangen. Pfui, pfui! Eine nichtswürdige, wahrhaft schändliche Beschäftigung, von irgend einem Weiberhasser recht ausdrücklich ersonnen, alles Bessre und Aechte, alles Denken nnd Empfinden zu verstumpfen und zu begraben. (Unterzeichnet: Holofernes.) Aber davon wußte sich Malwina frei zu machen. Sie warf die Muster weg und begann für sich, nach eigner Empfindung, zu sticken. Und siehe! es gelang. Jetzt hatte sie einen Ausdruck für ihre süßesten Erinnerungen gefunden. Sie stickte bald reich erfundne, lieblich verschlungne Arabesken von Laub, Blumen und Vögeln, bald kecke Felsgruppen mit Wasserstürzen, bald die holde Dämmernacht des Haines und in der Mitte, auf weiches Moos geschmiegt, einen blondlockigen, frischen Knaben, wie

ihr Bruder war, da er den ersten Blick durch das Guckglas des Onkels Holofernes that. Frau Habichs wollte dergleichen „Hallotria“ (wie sie's nannte) anfangs nicht dulden, hauptsächlich deshalb, weil sie's selbst nicht machen konnte; als sie aber sah, daß die Sache sich gut ausnahm, erlaubte sie es ihrer Tochter, um, nach ihrer alten Gewohnheit, vor Andern mit der Geschicklichkeit des Kindes zu prunken.

Mit Junius kam es unterdeß so weit, daß seine einzige Wonne, sein einziger Genuß der Schlaf war. Den ganzen Tag hindurch sehnte er sich von Minute zu Minute auf den Augenblick, wo sich sein Geist, gemartert und angeekelt von den ewig einförmigen Eindrücken des Lebens, entfesselt in's Nichts des Vergessens tauchen könne, und sein Erwachen war ein Zusammenfahren und Erschrecken: daß er nun wieder zurückkehren müsse zum Bewußtsein des unerträglichen Seins.

Da geschah es, daß ihn des Nachts verschwommene Träume überschlichen von süßem Herumirren unter nickenden Blüthenzweigen, vom Kuß der Morgenröthe und fernem, abgebrochnen Herüberklingen süßer Sangeslaute. Aber ehe der Traum Gestalt gewann, war er verwischt und beim Erwachen vergessen. Nur ein Gefühl des Wohlseins, wie linder Balsam über alle Glieder ausgeströmt, und ein geheimes, leises Nachklingen im Innern blieb zurück und half die Last des Tages tragen. Aber von Nacht zu Nacht ward der Traum deutlicher, die Formen lich-

ter und dauernder, das Singen näher und zusammenhängender, und die Erinnerung vermochte Alles, beim halben Erwachen, einen Augenblick festzuhalten. Dann entschlüpfte es dem Denken und verschwand, wie eine entgaukelnde Libelle am jenseitigen Ufer des Baches.

Und wieder ward das Träumen deutlicher und Junius wandelte, in hellbewußtem, seligen Schwelgen, in einem Lande des Leuchtens und Blühens, umsungen und umrauscht von tiefen, wonnigen Liedern. Er sah sich in seine Kindheit zurückversetzt, als er in der Wildniß sich vollsog an Licht und Ton. Aber um ihn waltete ein tieferes Geheimniß, als damals. Die Lieder klangen wie ahnungsvolle, noch unerfüllte Prophezeihungen, die Blüthenaugen winkten ihm, wie unerforschte Räthsel. Es war so schön, als habe er Alles, und doch krankte er an unaussprechlichem Sehnen, als fehle ihm Alles.

Und in einer andern Nacht, als er im Traum wieder sein Zauberreich durchschweifte, sieh! da schwebte um die fernsten Stämme, unter röthlich angeschimmerten Blüthenzweigen, eine hohe wonnige Frauengestalt; ein leuchtender Blick traf ihn von fern aus holderstaunten Augen und verschwunden war sie im Dickicht und Junius erwacht.

Aber sein Herz war voll und wachend träumte er weiter. Die Wände des zwölfeckigen Thurms sah er heut nicht; sie waren wie übergrünt und überrankt, im Ohre summten ihm süße Klänge und im-

mer und überall fühlte er sich, ins Herz des Herzens, getroffen von einem holden Blicke. Aber statt im Büreau Arbeiten abzufertigen, hatte er heimlich ein Blättchen Papier auf's Buch gelegt und schrieb darauf:

Es hat der Tag sich matt gemüh't;
Die stille Blume: Nacht erblüht;
Hin stirbt des Ruders träger Tact,
Schlaff sinkt die Hand, die es gepackt.

Nun, Seele, dich nicht länger härm'!
Vergiß der Rhede Schrei'n und Lärm,
Und strecke weich Dich in den Kahn,
Und überlaß' ihn seiner Bahn!

Er wiegt sich auf den Wellen weit,
Willkommen sel'ge Dunkelheit!
Die Haupt und Brust mir kühl umwebt,
Drin alles Leben sich begräbt.

Leis durch die Nacht der Nachen zieht,
Ich weiß es nicht, wie weit er flieht.
Weh mir! hart stößt' es auf einmal —
Weckt mich der Meister schon zur Qual? —

O nein! O schau das süße Licht,
Das zitternd mir die Stirn umflicht!
Wie winkt vom grünen Inselland
Mir aus den Zweigen Hand um Hand!

O Labyrinth von Lied und Blüth',
Das mich umsprüht, umrankt, umglüht!
Blickt denn kein lieber Stern daher,
Mich leitend aus dem Wundermeer? —

Woher, Du süßes Angesicht,
Du Augenstrahl, wie Weltenlicht?
Aus Blüthe, Stern und Edelstein
Sogst Du in Dich, was hell und rein.

Ich fühl' es mir in's Herze gehn,
Wie lebendes Erschaffungswehn;
In meines Busens wilder Nacht,
Da regt es sich, wie Weltenpracht.

Wohin Dein süßes Lächeln traf,
Da zucket Leben durch den Schlaf;
Schon reiht sich selig Stern an Stern;
Horch! wie es tönt so wunderfern.

Und immer heller wird der Drang,
Und immer voller wird der Klang,
Es kreist und wandelt ab und auf
Im wonnigsten Gedankenlauf.

Wer bist Du, also groß und mild,
Daß solch ein Leben Dir entquillt?
Du gossest aus des Auges Glanz
In's Herz mir einen Himmel ganz.

Du wendest Dich? — Es dröhnt und klirrt;
Und Stern um Stern zerstiebt, verschwirrt.
Im Herzen ist es wieder Nacht
Und harret bang, ob's noch erwacht.

Am Abend suchte Junius seine Schwester auf, denn er wußte sein Glück nicht allein zu tragen. Schweigend zeigte er ihr sein Gedicht, denn es schien ihm schon Entweihung und unzarte Dreistigkeit, es selbst vorzulesen. Aber er rechnete drauf, seine Schwester würde weiter in ihn dringen. So senden wir oft, vor der Mittheilung eines süßen Geheimnisses, die wir bangend wünschen, schüchtern eine Avantgarde voraus, die erkunden muß, ob das Terrain rein und zur Aufnahme des Hauptcorps bereit sei.

Malwina verstand den Wink und das Gedicht. Als sie es las, überflog ein schönes Erröthen ihre Wange, ein süßes Staunen lächelte um ihren Mund. „Woher hast Du das, Junius?" sprach sie, seine Hand ergreifend und ihn, Zutraun fordernd, anblickend. Da strömte Junius die Erzählung seines Traums mit leuchtendem Blick und glühenden Wangen hin. Malwina hörte erst mit inniger Freude zu über die Freude des Bruders, und daß er endlich in seinem verödeten Leben eine frische Oase der Erquickung gefunden habe. Aber nach und nach zog sich eine leise, kummervolle Besorgniß bewölkend über ihre helle Stirn, die ein halbschmerzliches Lächeln der Lippen vergebens wegzuläugnen suchte. Junius

bemerkte es und fragte besorgt: „Was ist Dir?“ Da faßte sie sich rasch und sprach heiter und wie erstaunt: „Mir? Warum?“ — „Du hast etwas, Malwina! (sprach Junius) Sag' es nur!“ — „Nein doch! (sprach sie jetzt) Was willst Du auch? Ich sinne über Dein Glück und freue mich.“ — Dabei küßte sie ihn scherzhaft und neckend und er ließ sich (wie in ähnlichen Fällen immer der Mann vom Weibe) täuschen und erzählte weiter.

Dem Leser aber brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß ein ahnender Schmerz über sie gekommen war, sie werde von nun an nicht mehr des Bruders ganze und einzige Liebe haben, daß sie aber, gleich gefaßt und entsagend, dachte: „Nun, wenn er Dich nicht mehr ganz und einzig liebt — was thuts? Du kannst ihn immer ganz und einzig fortlieben, er wehr't Dir's ja nicht.“

Dies brauche ich, wie gesagt, dem Leser nicht erst mitzutheilen; denn der Leser ist ein intelligenter Mensch und auf sein Selbstdenken und Hieroglyphenentziffern kann ich mich überall verlassen. Aber über die thörichten Kinder, die einen bloßen Traum, ohne es zu merken, ganz ernst als Wirklichkeit und Lebenssache behandeln, wird sich der Leser gewiß wundern; und ich wundre mich auch über sie.

Und des Junius Traum kehrte wieder. Er wandelte in Blüthenhainen und durch all das Gewirr von seliger Musik hindurch hörte er, erst fern, dann näher und näher, einen wundersam bekannten Sang.

Er drang weiter; da sahe er, an einem lebendigen Springquell, dessen blitzende Tropfen mit träumerischem Gesäusel ins helle Becken zurückfielen und im tiefen Blau der stillen Fluth verschwanden, auf Blumenrasen wonnig hingeschmiegt, das hohe Frauenbild, das ihm einmal nur von fern erschienen war. Aber auf einem Blüthenzweige über ihrem Haupte wiegte sich ein goldner Vogel und sang, so daß Musik, wie ein goldner Schauer, auf sie hinab, ihr über Stirn und Brust rieselte.

Aber wie erglühte Junius und schrak wonnig zusammen, als er Ton um Ton, Gedanken um Gedanken, im Liede des Vogels sein eignes Lied von gestern wieder erkannte, nur lebendig gemacht durch reineren, innigeren Wohllaut. Und die Fee lauschte in süßem Sinnen dem Liede, mit klaren träumerischen Augen dem Spiele des Springquells zuschauend; die aufgelösten, goldlichten Flechten stahlen sich muthwillig und weich liebkosend, in Locken und Löckchen, über Schultern und Brust und unbewußt spielte die linke Hand mit dem äußersten Ende derselben; auf die rechte war das schöne Haupt gelehnt.

Junius stand, wie angezaubert. Heiß drängte es ihn, sich zu nahen, und doch trieb ein ehrfurchtvolles Verzagen ihn zurück. Endlich, trunken von den Klängen seines eignen Liedes und von dem seligen Lächeln, mit dem die Fee ihnen lauschte, wagte er es, sich leise, leise näher zu schleichen, Blüthenzweige schlugen ihm, Duft und Thau versprühend, neckend in's Gesicht,

und je leiser er sich durchwinden wollte, je lauter rauschte jeder berührte Blüthenbaum bis zum Wipfel hinauf. Da erwachte die Fee mit eins aus süßem Selbstvergessen; ihre Blicke trafen Junius, sie erschrak, erglühte und wollte aus der lieblichen Hinschmiegung sich zusammenraffen und die üppige Lockenfülle schlichtend verbergen; aber in reizender Verwirrung machte sie es nur ärger und ärger, bis sie lächelnd ihr vergebliches Mühen aufgab. Welch Empfinden für Junius! Die, der er voll heiliger Scheu kaum gewagt hätte den Saum des Gewandes zu küssen, bebte vor ihm, wie ein furchtsames Kind. Bald aber hatte sie sich gefaßt und sprach, in muntrer, unbefangner Heiterkeit: „Bist Du es, Junius? Sei willkommen!“ Dabei winkte sie ihn neben sich. Ehe er recht wußte, wie ihm geschah, saß er, halb hingeschmiegt, an ihrer Seite. „Du weißt schöne Lieder zu dichten (flüsterte sie und nahm seine Hand). Eben hörte ich zu. Gelt, morgen bekomme ich wieder eins zu hören?“ — Aber Junius war immer noch sprachlos. Da faßte sie ihn, ohne weitres, mit beiden, weichen Händen beim Haupte und, indem sie lachend sprach: „Ei Du Träumer! ist denn nichts aus Dir herauszubringen?“ nahte sie sich ihm und küßte ihm Stirn, Auge und Mund, indeß die Wellen ihres Haares streichelnd über seinem Haupte zusammenschlugen. Aber das war wahrhaftig nicht die Art, ihn gesprächig zu machen In ihm wogte ein gewaltig klingendes Meer von stürmischer Lust. Fest

und warm umschlang sein Arm den Leib der Fee, Schläfe an Schläfe gedrückt, schmiegte er sich an sie und zog sie, in leisem Nicken, vor und rückwärts zum Takte des singenden Vogels und des säuselnden Springquells. Endlich sank er, weich an sie gelehnt, mit ihr zurück an die Blumenlehne, schloß die Augen, und, wie Veilchenduft, kam süß betäubender Schlaf über ihn. Und im Traum flog er fern über goldne Wolkensäume, von Morgenröthe zu Morgenröthe, um, unter und über ihm tanzende Welten. Da fühlte er plötzlich einen brennenden Biß in der Fußsohle und siehe! an ihm hing festgebissen ein schwarzes, klumpigtes, unförmliches Ungethüm, das mit plumper Wucht ihn herabzog aus dem Aether. Anfangs kämpfte er, es loszuschütteln, oder mit ihm aufzuschweben; aber der Schmerz raubte ihm die Kraft, sein Sturz wurde schwindelnder und rascher, bis er pfeilschnell durch die pfeifende Luft herniederfuhr. Mit hartem Krach stürzte er auf den zwölfeckigen Thurm seines Vaters, und siehe da! — er war erwacht und lag in seinem Bette, um ihn sein Vater mit etwas weniger gleichgültigem Gesicht, als gewöhnlich, seine Mutter, lamentirend und händeringend, dahinter die Magd, ihre Frau grotesk copirend, seine Schwester, still in Thränen gebadet, und endlich der dicke Doctor, an den sich der Leser erinnert, in der Hand einen hölzernen Stiel, an dem sich unten ein am Ende glühend gemachtes Eisen befand.

„Sehen Sie? (rief der Doctor). Er kommt zu

sich; das Brennen hat den Starrkrampf vertrieben. Ein höchst interessanter Fall, in der That!“

Jetzt wandten sich Aller Blicke freudig auf Junius. Herr Habichs nur sah mürrisch, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Junius wirklich aufgelebt sei, ging er fort, um nicht die ganze Büreauzeit zu versäumen, sagend: „Wenn was vorfällt, laßt mich rufen.“ Dabei brummte er noch für sich: „Nichts als Ungelegenheit und Versäumniß hat man mit dem Bengel!“ — Frau Habichs aber stürzte auf Junius los und drohte, ihn mit fast grimmigen Küssen auf's Neue zu ersticken, während Malwina, still bescheiden, sich an's Bett setzte und nur, unter Freudenthränen, seine Hand, die sie ergriffen hielt, oftmals küßte. Der Doctor aber verkleisterte und verband die Fußwunde, die er ihm eben gebrannt hatte. Mit Erstaunen erfuhr Junius nun erst, daß er von des Morgens bis gegen Mittag scheintodt dagelegen habe und durch nichts zu sich gebracht werden konnte, bis der Doktor auf das eben so angenehme, als wirksame Mittel kam, ihm mit glühendem Eisen ein wenig auf der Fußsohle herumzukitzeln.

Aber jetzt hub der Doctor an, eine lange und gelehrte Rede zu halten, wie noch lange nicht Alles vorbei sei, und wie man mit der höchsten Vorsicht zu verfahren habe, um üble und dauernde Folgen zu verhüten; denn ...... Was auf dieses „denn“ folgte, war aber Rothwelsch, mit wenig deutschen Worten vermengt,

weshalb es füglich hier wegbleibt. Nach dieser Rede setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb ein gewaltig langes Recept, gab dann noch einige allgemeine Verhaltungsregeln, namentlich, daß Junius für's Erste im Bett bleiben müsse, und empfahl sich. Auf der Treppe sagte er noch einmal: „Ein höchst interessanter Fall! in der That, höchst interessant.“ —

Június hatte jetzt Zeit und Muße genug, darüber nachzusinnen, wie er sich im Traum bei der Fee benommen hatte, nämlich: wie ein Einfaltspinsel. Er schämte und ärgerte sich so, daß er selbst seiner Schwester, die liebevoll den ganzen Tag um ihn war, nichts anvertrauen mochte. Im Geist aber arbeitete er tausend Dinge aus, die er, wenn er die Fee wiedersehen würde, sagen und fragen wolle. Da schwirrte und wirrte es in seinem Hirn, ein Labyrinth von Gedanken, schmeichlerisch kosenden Wendungen und Worten der Innigkeit und des Entzückens, so daß er meinte, er müsse für ein Jahrhundert lang genug zu sprechen haben. Und doch hatte er das vorigemal nicht eine einzige, arme Silbe hervorgebracht. — Eine unangenehme Störung und ein ironischer Contrast gegen diese schöpferische Trunkenheit war für ihn das regelmäßig wiederkehrende, ekelhafte Medizineinnehmen, gegen das er sich vergebens sträubte, und die geräuschvolle und ungeschickte Besorglichkeit seiner Mutter.

Endlich kam der Abend. Noch nicht lange war er entschlafen, als er sich leise und süß angehaucht fühlte.

Noch ehe er die Augen aufthat, erschrak er über das helle Licht, das durch seine Augenlieder zuckte. Er öffnete sie und lag am Springquell, über ihn hingebeugt das lächelnde Antlitz der Fee. „Ei! Du mußt mir auch nicht immer tändeln und träumen! (sprach sie, mit liebreichem Vorwurf) Sieh'! ein Scorpion hat Dir darüber den Fuß verwundet. Aber wasch' ihn nur im Quell!“ — Sie bot, sich aufrichtend, dem Junius die Hand. Er folgte ihr zum silberhellen Quellbecken und kaum hatte er mit der Sohle leicht die frische Oberfläche der Flut berührt — da schwand der Schmerz und sein Fuß war heil. „Nun komm und folge mir!“ sprach sie und zog ihn an der Hand mit fort. Da sah er die wandelnde Göttergestalt mit bewundernder Ehrfurcht an und sprach: „O sage, wer bist Du, die Du mich Armen so entzückst und tröstest über die traurige Leere meiner Tage?“ — „Ich heiße Tausendblüth (sagte sie); doch falle nicht wieder in's Tändeln! Denk' an den Scorpion und folge mir frisch!“

Und sie gingen durch den Hain und traten in eine Höhle. Das Licht des Tages verglimmte, aber aus den Wänden, aus weitklaffenden Schluchten und unter ihren Füßen aus tiefsten Gründen hinauf, flimmerten, sanftes Licht ausgießend, Metalladern in riesiger Verzweigung, wie ungeheure Weihnachtsbäume, und wie reife Beeren blitzten Edelsteine an ihren Aesten. Und das geschäftige Zwerggeschlecht der Kobolde tummelte sich um die Stämme und pflückte die Edelsteine und ward nicht müde. So gingen sie lange hin, da

endete der Gang und sie standen draußen in der Nacht auf schroffem, schwindelnden Abhang. Im matten Lichte, das von Mond und Sternen durch wild zerrissenes, schwarzes Nachtgewökk niederbebte, bäumten sich dunkle Steinmassen empor, ein zerklüftetes Riesenmauerwerk. Da flog der goldne Vogel von Tausendblüths Schultern, wo er sich während des ganzen Weges träumend gewiegt hatte, empor, flatterte gegen die Nachtwolken an und sang hell in die dunkle Nacht sein schmetterndes Erweckungslied. Und siehe! im Osten röthete sich der Himmel, die Sonne stieg, lichtdonnernd, empor, die Wolken flohen, eine dunkle Riesenschaar, von ihren goldnen Pfeilen verjagt, und leises Murmeln des Erwachens rollte überall umher, bis es wuchs zum Getöse des kräftigen Lebens.

Und drüben auf schwarzer Klippe kämpfte eine hochragende, eisenumschiente Rittergestalt, mit schleudernder Gewandtheit und malmender Kraft, wild ringend gegen einen blauschuppigten, ungestalten Linddrachen. Das Haupt, vom sausenden Schwerthieb getrennt, flog herab, der unförmliche Leichnam wälzte sich donnernd und jäh abstürzend nach, und unten warf der Sieger klirrend das Rüstzeug ab, bis er nackt aus ihm hervorging, wie Tag aus Nacht, und er badete den blendenden Heldenleib im gährenden Blute des Drachen.

Jetzt lagerte sich, daher schwebend, goldnes Gewölk um die Klippe, darauf Junius mit Tausenblüth stand. Sie trat mit dem Furchtsamen keck an den Rand und

betrat die Wolke. Er folgte schwankend. Da faßte sie mit weichem Arme fest seinen Leib, er umschlang den ihren, und die Goldwolke trug, langsam ziehend, die Umschlungnen fort; vor ihnen flog schmetternd der goldne Vogel. Und überall ward hinter ihnen Nacht, vor ihnen Morgenröthe und Tag, und unten bewegte und tummelte sich's von Helden-, Liebes- und Zauberleben. Hier stand ein gläserner Sarg, in ihm ruhte ein schönes, blasses Kind, und langnäsiges Zwerggezücht kauerte umher und jammerte. — Ein königlicher Strom zog in hellgrünen Wogen zwischen rebengeschmückten Bergen, Waldabhängen und schwarzen Felsabstürzen hindurch. Und wo das Thal sich weitete, prangten Städte mit ehrwürdigen Münstern und auf den Höhen ragten Burgen in kühnem Bau in's Blau des Himmels. Vom Söller schaute ein holdes Frauenbild und erröthete; denn unten ging der erzumschiente Drachentödter vorüber, daß die Veste von seinem Tritt erdröhnte. Auf der weißen Stirn der Maid aber lauerte, durch alle Lieblichkeit hindurch, ein grimmes Dräuen. So jagten sich tausend und tausend Bilder. Sie schwebten über die Länder hinweg zum Meere. Auf den Wellen des Meeres saß, wie der Großtürk auf schwellenden Polstern, ein kleiner, nackter Junge mit blühendem Antlitz und blonden Locken, auf die ein scharlachrothes Spitzmützchen schief gedrückt war. Der hatte eine goldne Harfe und spielte und sang wundersame Lieder vom Frieden der Tiefe, und rings

tauchten, bald hier, bald dort, silberlockige Wellengesichter empor, horchten und zerflossen wieder. Tief unten in goldnen Gründen aber schimmerten versunkne Städte und dumpf dröhnender Glockenklang wand sich von ihren Thürmen empor, bis er oben das Wasser in stillen Kreisen bewegte und leis auf der Fläche verscholl. — Und drüben auf schwarzer Felswand des riesig aufragenden, wild zerklüfteten Hochgebirgs lag ein gefesselter Titane und ein Geier fraß ihm an der Leber. Aber er knirschte nicht, er stöhnte nicht, die erhabne Stirn trotzte nur in finstrem Ernste. Er hatte göttliches Licht von den Sternen geraubt und den Menschen eingeblasen. Deshalb zürnte ihm der hohe Gott, der, eben so heiter, als unbarmherzig, auf hohem Throne saß, und hatte ihn in ewige Fesseln geschlagen. Aber das göttliche Licht flammte und wehte fort durch das Erdengeschlecht und blickte aus tausend und tausend leuchtenden Menschenaugen hinauf zum Olymp, das düstre, irre Lichtzucken seiner Gewaltblitze durch reineren Glanz beschämend. Der Gott schüttelte, leis unwillig, die Locken, und der Himmel bebte und donnerte, aber das göttliche Licht im Menschen konnte er nicht zum Verflackern und Verlöschen zwingen. — Dort aber, aus würzigen Hainen, schoß eine Felssäule zum Himmel empor und oben saß in flammendem Neste, das weithin duftete, ein ergrauter Wundervogel und ließ sich still vom Feuer aufzehren. Und aus der Asche rang sich erneuertes jugendliches Leben, und in frischer Schwin-

genpracht stürmte der neuerstandene Phönix den Sterneik zu. — Endlich lag unten, unabsehbar ausgedehnt, trocknes, brennendes, gelbrothes Wüstenland, daraus hoben sich breite Riesenbauten empor, nach oben in abenteuerlicher Spitze auslaufend. Ein ungeheures Steinbild saß da, hoch über einzeln zerstreute Palmen emporragend und stemmte die erstarrten Hände auf die Knie. Und als der goldne Vogel den Morgen emporsang und ein zitternder Schimmer der Morgenröthe die kalte Stirn des Steinbildes traf, da tönte es aus der Brust der starren Gestalt fern und dumpf hervor, wie ein Accord eines dunkel gefühlten, halbträumenden Hymnus. Aber das Bild ward nicht lebendig. — Unten aber sank ein Wald von Zelten nieder, und kleine, braune, feurige Männer wickelten die Zelte zusammen, schwangen sich auf schlanke Rosse und jagten, ihre Behausungen auf dem Sattelknopf mit forttragend, von dannen mit Windeseile. —

Tausendblüth senkte sich mit Junius herab und sie traten in die Dunkelheit einer ragenden Pyramide. Jahrtausendalte Gesichter grinzten, reihenweis und steif aufgestellt, braun und verzerrt aus der unheimlichen Dämmerung. Endlich ward es Nacht. Der Vogel schwieg und stumm gingen sie weiter. Mattes Licht dämmerte wirr vor ihnen auf, dann leuchtete es mild durch grünes Gelaub, sie traten, die Zweige wegbiegend, aus einer Höhlenöffnung hervor und standen in Tausendblüth's seligem Zauberhaine.

Tausendblüth setzte sich mit Junius wieder an den Springquell, zog eine goldne Harfe unter Blumen hervor, reichte sie ihm dar und sprach: „Nun sing' auch etwas zum Dank!“ Junius griff schnell eins aus den geschauten Bildern heraus und sang:

Es sitzt auf dunkler Klippe
Die lichte, gewaltige Fei;
Sang strömt von süßer Lippe
Der süßen Lorelei.

Wohl Alle können's hören,
Doch viele fassen's nicht.
„Laß, Knabe, dich nicht bethören!“
Die graue Klugheit spricht.

Dort unten auf den Wellen,
Arbeitend, rudern viel;
Daß sie nur nicht zerschellen,
Das ist ihr höchstes Ziel.

Sie schließen den Sangeswonnen
Verstockt die störrige Brust,
Und meinen viel gewonnen,
Entrannen sie der Lust.

Das Lied von süßem Tone
Vernehmen sie nimmermehr;

Ihr Loos ist ewige Frohne
Und Ruderarbeit schwer.

Wem aber warmes Leben
Und Muth im Busen wallt,
Der hat sich ganz ergeben
Der hohen Sangesgewalt.

Der läßt das Ruder fallen,
Und achtet's nicht für Noth,
Wenn von des Wirbels Wallen
Verschlungen wird sein Boot.

Nun ruht er, weich umkoset,
Tief unten in süßem Traum;
Des Lebens Müh' vertoset
Im stillen Kristallenraum.

Und in die Träume mengt sich
Das Lied der Lorelei,
Und Märchenwonne drängt sich
In süßem Gewirr herbei.

Wohl mir, daß mich mit Schäumen
Der heilige Strom verschlang,
Ich liege schon lang in Träumen
Und horche dem Wundergesang.

Junius hatte nie sonst eine Harfe zur Hand gehabt und doch fühlte er sich ihrer Klangeswelt Meister. Als er, mit kräftigem Accord, geschlossen hatte, umschlang ihn Tausendblüth, küßte ihn und sprach: „Mein Vogel hat zugehört, der soll es mir den ganzen Tag vorsingen, bis Du wiederkommst.“ Darauf hielt sie ihm, wie scherzend, die weichen Hände über beide Augen. Als der leise Druck schwand, und er die Augen wieder öffnete — lag er in seinem Bett. Es war Tag und vor ihm stand seine Mutter mit Medizinflasche und Löffel.

Junius fühlte sich ganz wohl und frisch, selbst sein gesengter Fuß war heil. Aber das versicherte er vergebens, er mußte im Bett bleiben und das ekle Gebräu einnehmen. Sein Zustand ward ihm jedoch erleichtert durch das bedeutungsvolle Schattenspiel der Gestalten und Ereignisse der letzten Nacht, die nun vor seinem Gedächtniß vorbeizogen. Jetzt vertraute er seiner Schwester all sein Träumen an und schrieb ihr dies Lied auf, das er vor Tausendblüth gesungen hatte. Sie horchte und las mit sinnigem Ernst und begann noch denselben Tag einen seidnen Teppich zu sticken. Da saß auf rauher Klippe die lichte, grauenvoll reizende Feengestalt und unten, in leichtem Kahn, horchte ein Jüngling empor und hatte schon, von dem überwältigenden Bann ihres Liedes umsponnen, das Ruder sinken lassen; leichte Strudelwellen spielten schon mit dem Kahne und spielten ihn hin zum verschlingenden Trichter. Der Jüngling

aber war, als die Stickerei fertig wurde, ihr Bruder Junius, wie er leibte und lebte. Und als sie ihr fertiges Werk beschaute, stahl sich eine Thräne durch ihre Wimper und sank auf das Bild herab.

Junius schwelgte nun, Nacht für Nacht, im lebendigen Anschau'n der heiligen Ursagenwelt; sein Gemüth ward reicher und tiefer, sein Schaffen kühner und bedeutungsvoller. Für manche tiefe Ahnung, die in den geheimsten Gründen seiner Brust geschlummert hatte, fand er nun mit eins den Schlüssel und zugleich die schlagende Bezeichnung.

A. d. T. d. D. H.

Was für ein Handgreifliches und doch von so wenigen bemerktes **Wunder** umgiebt uns in der **Sagenwelt**. Schaut in die ältesten Bücher der von einander entlegensten Volksstämme, die, seit es Ueberlieferung giebt, getrennt waren, horcht auf die dumpfe Erzählung der Großmutter zu ihren Enkeln in den Eisregionen Kamtschatka's und unter dem Aequator— und in allen findet ihr einen überraschenden, aber unabweisbaren **Zusammenhang**, eine geheimnißvolle Symmetrie, Uebereinstimmung und Einheit. Alles verwebt und verschlingt sich und Alles wird zuletzt ein **Ganzes**, das erhabenste, tiefste, gedankenreichste **Gedicht**, zu dem Gott selbst die Begeisterung einblies und an dem die ganze Menschheit, von Geschlecht zu Geschlecht, nach ewigen Urtypen fortgedichtet hat. —

Denselben neckenden und wohlthuenden Hauskobold, dem der Irländer täglich seinen Milchnapf hinstellt, damit er nicht grolle und Unglück in's Haus bringe, findet ihr unter den Volksstämmen Afrika's wieder, und auch dort bekommt er täglich seinen Milchtopf. Rostem aus Iran kämpft mit seinem Sohne, wie Hildebrand. Und in den heiligen Mythen der Mexikaner weht ein Hauch altindischen Gottahnens, blitzt uns ein Strahl des Evangeliums der ewigen, menschwerdenden, sich hinopfernden Liebe entgegen. — Was ist das? — Laßt die Thoren sich abmühn, es auf dürrem, historischen Wege als erklärbar herauszugrübeln. Bei aller Gewaltsamkeit ungereimter Voraussetzungen gelangen sie doch zu keiner Lösung.

Nein! denkt an jene heilige Urnacht, in deren dämmerndem Schooß schlummernd, die Menschheit Kraft und Mark einathmete und vom Kind zum Jüngling erstarkte. Da wanderten tausend ewige, leuchtende Sterne auf und ab, das waren alles ewige, ursprüngliche, unverschleierte Gottgedanken. Als die Sterne schon bleicher wurden, ihr Schimmer aber noch frisch im Gedächtniß war, da wollte die Menschheit ihr Sein und Bedeuten im Lallen der ersten Sprachlaute festhalten nnd wiedergeben. Aber sie konnte für das Unaussprechliche nur Bild und Symbol finden, denn es gab noch keinen Aristoteles und Hegel, um für den lebendigen Leib des Gottgedankens ein kunstreiches, mehr oder weniger anatomisch genaues Todtengeripp zusammenzubauen.

Und die Menschheit kam zu sich, erwachte und ward sich ihrer bewußt bis zum Ekel, bis ins kleinste Zucken der Fingerspitze hinein. Da ward es unerquicklicher, werkeltthätiger Tag und die heiligen Sterne waren verschwunden. Sie stehn noch am Himmel; aber man sieht sie nicht beim prahlenden Lichte des Tages.

Aber jenes erste Gelall ist nicht ganz verloren gegangen. Es ward, freilich verzerrt und verwischt, fortgepflanzt von Buch zu Buch, von Mund zu Mund. Und die Sage liegt jetzt vor dir da, von der Menge vergessen und unverstanden, vereinsamt und verödet unter altem, zertrümmerten Gemäuer, wie ein stiller, tiefer, dunkler Brunnen. Nahe dich dem Brunnen und schaue mit Ernst und Beharrlichkeit hinab in seinen schwarzen Schooß, alles bunte Leben umher vergessend. Und sieh'! aus der engen Nacht blicken zu dir, aus tiefster Tiefe, empor die vergessnen heiligen Sterne, die das Tageslicht oben an der Wölbung überschreit und verhüllt, die aber die schwarze Tiefe treu wiederspiegelt. Einen Augenblick lang schaust du die uralten, ersten Gottgedanken und denkst sie nach. Nun gehe hin und siehe, ob du in's Gewebe der Sprache des Tages, das zu nichts mehr dient, als tausendfach verwirrtes Bei-, Neben- und Tändelwerk zu verbildlichen, einen Faden zu wirken verstehst, der ein lebendiger Lichtstrahl ist aus jener heiligen Urnacht der Menschheit, da Gott selbst noch zu ihr sprach.

Endlich erklärte der Arzt selbst, da es zu augenscheinlich war, den Junius für wiederhergestellt. Aber wie ward ihm, als er das erstemal wieder in den zwölfeckigen Thurm trat, um an der Seite seines Vaters Posten einzubuchen! Was ihm vor kurzem noch *lächerlich* erschienen war — das Automatentreiben der zwölf Federmaschinen, erfüllte ihn jetzt mit unheimlichem Entsetzen. Zu arbeiten vermochte er gar nicht; ihm blieb das einzige Rettungsmittel, sich träumerisch der Zauberwelt seiner Nächte an die Brust zu werfen. Sein beschäftigter Vater merkte erst nichts; plötzlich aber fühlte sich Junius hart gerüttelt und allmälig kam er aus seiner Vertiefung zu sich. Eine derbe Ohrfeige brachte sein Selbstbewußtsein in noch rascheren Galopp, und vor sich sah er den dürren Zeigefinger seines Vaters auf sein Buch weisend und vernahm dessen schneidende Stimme: „Was ist das, Schlingel?" Jetzt erst fiel ihm ein, was für einen dummen Streich er gemacht hatte. Er hatte nämlich (o unerhört! denke Dir's, practischer Leser! denke es *ganz* aus in all seiner Furchtbarkeit!) in's Kassabuch, schreibe: *Kassabuch*, Folgendes geschrieben:

„Ich bin wohl oft geritten
Zur Jagd und zum Turnei;
Geritten und gestritten:
Ob das was Recht's auch sei?"

„Jungfrauen zart, gar vielen,
Sang ich von Liebestausch;
Es war ein eitles Spielen,
Ein schnellvergessner Rausch.“

„Wo ist die ew'ge Quelle,
Die allen Durst mir stillt?
Wo ist die heil'ge Welle,
D'raus junges Leben schwillt?“ —

So spricht der von Tannhausen,
Giebt seinem Pferd den Sporn,
Da, durch der Wipfel Brausen,
Ertönt ein sanftes Horn.

Da springt er aus dem Bügel
Und horcht und sinnt dazu,
Da läßt er gehn die Zügel:
„Hier ruh' und grase Du!“

Leis zieht das Horn ihn weiter
In grünen Berges Schacht;
Da drinnen wölbt sich heiter
Ein Himmel aus der Nacht.

Da weht's von Blüthenzweigen
Wie süßer Harfenton;
Goldwölkchen duftig steigen
Rings um den Sonnenthron.

Da droben schlummert wonnig
Ein Weib, so sah er's nie;
Goldflechten fallen sonnig
Herunter bis zum Knie.

Er hat sich aufgeschwungen,
Trinkt süßen Odem ein;
Da hat ihn warm durchdrungen
Ein volles, frohes Sein.

Frau Venus lächelt milde,
Schlägt auf die Augen leis;
Der Ritter faßt sie wilde:
„Wohl mir! daß ich es weiß:"

„Du bist es, Schaumgeborne!
Dein leiser Odem rührt
Das Erdentraumverlorne,
Daß es sich göttlich spürt."

„Du bist die ew'ge Schöne,
Drin alles Leben ruht;
Hörst D u auf meine Töne,
Dann ist mein Singen gut." —

Er hat sie süß umfangen,
Sie duldet Kuß auf Kuß;
Wie Alles da erprangen
Und rings erklingen muß!

Schau! Schwäne ziehn zur Ferne,
Sterbend in Liebestreu,
Und tauchen dann als Sterne
Empor am Himmel neu.

Und holde Nymphen baden
Sich ewig frisch und jung,
Begeisterte Mänaden
In wildem Gliederschwung

Mit Schall und Cymbelschlagen
Folgen dem Sieger keck;
Zwei Pardel ziehn den Wagen,
Den Feigen ist's ein Schreck.

Es blitzt, von Lichte trunken,
Des Gottes Auge weit,
Daß todt ist hingesunken,
Was nicht von Kraft gefeit.

Nichts Halbes darf es geben;
Auf was sein Blick gedroht,
Wacht auf zu Götterleben,
Oder sinkt hin in Tod.

Wo freie Geistesflammen
Verschüttet sind vom Wust —
Er brennt den Wust zusammen,
Die Flamme loht mit Lust.

Auf daß ein göttlich Feuer
Befreit die ganze Welt,
Die fürder mehr kein scheuer
Tyrann gebunden hält. —

Tannhäuser schaut hernieder,
Da wächst ihm Geist und Sinn;
Er schmiegt sich an die Glieder
Der süßen Königin.

Doch kann er nicht bezwingen
Des Glückes Ueberdrang —
Er hört Betglocken klingen
Und heisren Pfaffensang.

„Christ, Dich hab' ich vergessen
Und Deinen bittren Tod!
Mein Maß ist vollgemessen
Und die Verdammniß droht.“

„Hier schwelgt' ich ohne Scheuen
In eitel Lust und Scherz;
Jetzt will ich's heiß bereuen
Und opfern Dir mein Herz.“ —

Er ließ von dem Umfangen;
Frau Venus hat geweint.
Er ist hervorgegangen
Und hat sich frei gemeint.

Knieend vor'm heil'gen Vater,
Ein niedrer Pilgersmann,
Um Trost und Lösung bat er;
Der sieht ihn finster an.

„So lange, bis Dein Stecken
Nicht frische Sprossen treibt,
Muß dessen Fluch Dich decken,
Den sie für Dich entleibt."

„So schwer ist Dein Verschulden,
Bei mir ist kein Verzeih'n;
Durch alle Himmelshulden
Wirst Du nicht wieder rein." —

Tannhäuser zieht in Buße
Weithin, bergab, bergauf,
An jede Berges Fuße
Pflanzt er den Stecken auf.

Am heil'gen Grab er endet,
Der Stecken sprosset nicht,
Bis er zur Heimath wendet
Sein kummervoll Gesicht.

Er ruht im alten Walde
Und sinnt so wehmuthvoll,
Als lockend ihm gar balde
Des Hornes Ruf erscholl.

Da zieht es ihn gewaltsam
Fort in den Berg hinein,
Da folgt er unaufhaltsam
Bis in den goldnen Schein.

Dort schläft die Schaumgeborne
Hoch auf dem Sonnenthron;
Auf schwingt sich der Verlorne
Und er umschlingt sie schon.

„Hab' ich Euch wieder funden?
(Er pflanzt den Stecken hin)
Hier werd' ich noch gesuuden
Und fühlen, daß ich bin." —

In seligstem Umschließen,
Er küßt und kost sie wach;
Da muß der Stecken sprießen,
Dran manche Knospe brach.

Da hat er sich verzweiget
Als Baum zum Himmel gar
Und seine Krone neiget
Sich über's sel'ge Paar.

Es schaut die ew'ge Liebe
Mild durch das Laub daher.
Wo der Tannhäuser bliebe,
Erfuhr man nimmermehr.

Nach der erwähnten derben Ohrfeige befahl Herr Habichs dem Junius streng und kurz, sogleich das Büreau zu verlassen. Er gehorchte noch ganz verdutzt. Als sein Vater zur gewöhnlichen Zeit aus dem Thurme kam, erwartete Junius ein neues Ungewitter und war darauf ganz gefaßt. Aber er irrte sich, und war darum um so weniger gefaßt auf das, was wirklich erfolgte. Herr Habichs nämlich nahm ihn ruhig beiseit und entwickelte ihm, in wohlgesetzter, von seinem Standpunkt aus höchst verständiger Rede, die Thorheit seines Thuns, oder vielmehr seines Nichtsthuns. Wo das mit ihm hinaussolle? Was er im Leben zu leisten gedenke, wenn er nicht endlich anfange? Er könne sich bei solchem Treiben unmöglich selbst achten und noch weniger auf die Achtung Anderer Anspruch machen. Arbeit sei der Kern des Lebens, und die freiwillig sich selbst auferlegte, mit Beharrlichkeit und Verstand durchgesetzte Arbeit unterscheide den Menschen vom Vieh. Ohne Mühe und Entsagung komme kein Mensch durch und müßige Liebhabereien müsse jeder in seiner Jugend aufopfern. So habe er (Habichs) selbst in der Jugend die Leidenschaft gehabt, allerlei zierliche Papparbeit zu verfertigen, und nur mit äußerster Aufopferung und Anstrengung sie niedergekämpft, einsehend, daß nichts daraus erwüchse, als Vertändelung der besser anzuwendenden Zeit. So gut, wie er das Pappen gelassen hätte, könne Junius auch die Poesie lassen. Ein sogenannter

großer Dichter würde er doch nicht, denn dazu müsse man Lateinisch und Griechisch können; und damit noch anzufangen, sei für ihn schon zu spät. Ob er nun ewig ohne Schwerpunkt zwischen zwei Gegensätzen schwanken wolle, zu keinem von beiden recht kommend? Denn als Steckenpferd auch könne er die Poesie nicht forttreiben, er müsse ja selbst aus dem heutigen Vorfall einsehen, daß sie ihn besinge und zu ernstem Thun untauglich mache. Es gelte endlich einmal, sich als werdenden Mann zu fühlen und einen Entschluß zu fassen. Er müsse, koste es ihm, was es wolle, die Poesie ein für allemal von sich werfen, um das ganz zu sein, wozu ihn das Geschick nun einmal bestimmt habe, nämlich ein Geschäftsmann. —

Und in Junius wallten bei diesen trivialen Sätzen Trotz, Spott, edler Unwille und das Gefühl geistiger und sittlicher Ueberlegenheit siedend auf? — Nein, lieber psychologischer Leser! Junius ließ sich verblüffen und übertölpeln. Daß sein Vater sich selbst in der Rede die Rolle des Geschicks anmaßte, indem es ja nur von ihm abhing, ihn studiren zu lassen, wenn seine eigensinnige Beschränktheit es geduldet hätte, daß es plump lächerlich sei, die Poesie mit Papparbeit mit feierlichstem Ernste zu vergleichen — das und noch viel mehr fiel dem Junius durchaus nicht ein. Er räumte erst ein: der Vater habe, in seiner Art, so ganz Unrecht nicht; zuletzt: er habe ganz und gar recht. Demuth, Scham, fast Selbstver-

achtung kam über ihn. Er versprach und beschloß ehrlich, sich zu bessern.

So geht es jedem, der, auch auf's höchste Streben sinnend, nicht sattelfest ist. Stellt ihm einen beschränkten Mann gegenüber, den er in jeder Hinsicht sonst übersieht und unter sich sieht, aber einen Mann, das heißt: einen, der da weiß, was er will, und es bornirt, aber fest und sicher, ihm vor und einzureden weiß — und vor den flachsten Alltagsgründen wird sich der herabgezupfte Halbgott beugen, sich schwach und im Unrecht fühlen; und dies um so mehr, wenn der Andre (wie hier von Habichs geschah) mit der Schlauheit, die der Dummheit so sehr zu Gebote steht, auf den Standpunkt des Genialen (den er nie begriffen hat) verstehend einzugehn sich anstellt, doch so, als sei er längst darüber hinaus und stehe nun durch Lebenserfahrung über demselben.

Natürlich dauert die Täuschung und das sich stumme Unterwerfen nur so lange, bis der schaffende Geist aus den engherzigen Schranken wieder hervorbricht und in kühnem Fluge eine Gegenrede ersinnt, von der jede einzelne Silbe das ganze Gebäude der philisterhaften Anrede zu zerschmettern vermöchte. Aber dann ist der Moment in der Regel verpaßt und das Genie schämt und ärgert sich, wie es so klein vor dem Krämer dagestanden hat. —

Bei Junius kam die Jugend und das väterliche Uebergewicht noch dazu, so daß seine Selbsttäuschung länger dauerte. Die reiche schwellende Welt seiner

tiefsten Anschauungen war aus ihm herausgepredigt und die Erinnerung daran widerte ihn an. Es war eine unaussprechliche Leere in ihm, wie nach einem wüsten Rausch — kurz (um mich einmal burschikos auszudrücken) er hatte den moralischen Katzenjammer. Daß sein Streben, obwohl es bisher nicht vermocht hatte, sich aus wollüstigen Träumen zu gediegner Thatkraft emporzuraffen, dennoch, auch im Zustande des müßigen Schlummers, immer noch unendlich reiner und edler sei, als das kahle, selbstsüchtige Rechnungstreiben seines Vaters, daß er den Zumuthungen desselben mit höherer Berechtigung dreist entgegentreten durfte — das hatte er rein vergessen.

Junius ging also in sich und beschloß, sich im Traum mit seiner Geliebten Tausendblüth nicht mehr einzulassen; denn von ihr, das wußte er, stammte seine ganze Verirrung. Aber der Traum nahte ihm doch in der Nacht. Er wandelte in den bekannten Blüthenhainen, nur der rosige Schimmer des schönen ewigen Morgens war gedämpft zu einem bleigrauen Zwielicht, das, wie mit fühlbarem Gewicht, auf allen, sonst so freien Wipfeln ruhte. Von den Blättern tropften kalte Thauthränen, die dem unten Wandelnden das Mark durchschauerten. Hier und da schlüpfte ein klagender Ton hervor und konnte nicht zur Melodie werden. Und fern am traurig murmelnden Springquell lag Tausendblüth, die Gestalt halb unkenntlich in grauender Dämmerung, und weinte. Einen Blick warf sie nach ihm — da schien hie und

da ein goldner Strahl sich durch's Laub zu stehlen und das klagende Rauschen der Wipfel wollte zu Musik werden. Junius aber wandte sich, stark, wie er wähnte, rasch ab und floh vor der Verlockung. Da zerflossen rings die Bäume und Stauden, kräuselten sich dampfähnlich empor, und jagten oben als schwarze Nachtwolken über den Himmel. Hervor brach ein grelles glutrothes Licht und trieb fegend die Wolken hinweg; ein reiner, starrer, heißer Himmel, wie aus dunkelblau schimmerndem Stahl gegossen, baute sich wolkenlos auf, und ringsum, das ängstlich suchende Auge bis in's Unendliche hinfolternd, dehnte sich dunkelgelbe Sandwüste, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Hälmchen, in furchtbarer Einförmigkeit. Und Junius war von unsichtbarer Gewalt getrieben, im sengenden Sande fortzuwaten, gewaltig arbeitend, heiß athmend, ohne Ziel und Zweck und ohne Labung. So ging er hin, von bleierner Mattigkeit wie zerquetscht, und doch vorwärts gepeitscht; so ging er Stunden, Tage lang, und ringsum blieb es, wie's war. Kein Hügelchen, kein abgemorschter Stamm war da, zum Merkzeichen, daß er den Ort verändre; so daß er zuletzt in den Wahn verfiel, immerfort, obgleich gewaltig schreitend, auf ein und demselben Punkte zu bleiben. Da kam ihm entgegen, mit unheimlich langen Schritten, eine verschrumpfte, kümmerliche, grinsende Judengestalt, ein schwerkeuchendes, hochbeladnes Kameel vor sich hinhertreibend. Der rief ihm, krächzend wie in Scha-

denfreude, im fliegenden Vorbeischreiten zu: „Gelt? Ist ein angenehmer Spaziergang, das! So geh' ich schon seit achtzehnhundert Jahren. Hab' auch das Göttliche von mir gestoßen, wie Du; nun soll ich mich dafür ennuyiren." Damit war der Jude schon vorbei; aber von fern wandte er sich um, deutete mit der Peitsche auf's Kameel und schrie: „Das ist Dein Vater; dem wird's auch sauer! Aber er kriegt das Gold, das er schleppt, doch nicht zu fressen. — Vielleicht treffen wir uns wieder; dann wird das Vieh hier wohl zu Tode gehetzt sein und ich lege Dir den Zaum an." — Dabei lachte er gellend auf, gab dem Kameel einen wüthenden Peitschenhieb und war in gespenstigen Riesenschritten verschwunden.

Und der Peitschenhieb durchzuckte Junius, daß er wild zusammenfuhr. Er erwachte in seinem Bett und sprang auf. Eine Stunde hernach saß er im zwölfeckigen Thurm und arbeitete mit Eifer.

So ging es jetzt Tag für Tag und Nacht für Nacht in einförmiger Qual fort. Der Blüthenhain und Tausendblüths Bild wurden im Traum ferner und dunkler; endlich verschwanden sie ganz; nur die Wüstenwanderung blieb ewig dieselbe, immer kam der Jude mit dem Kameel wieder vorbei und schrie dieselben Worte, immer fuhr Junius auf, vom gellenden Peitschenhiebe geweckt. Eine Zeitlang setzte er dem Gewicht seines Elends sträubenden Eigensinn entgegen, den er für Charakterstärke hielt. Aber es glückte ihm nicht lange, sich selbst zu betrügen, und

eines Abends, da das Gefühl seiner Verlassenheit, des Verscherzens alles Rechten und Schönen überwältigend über ihn kam, schrieb er unter Thränen folgende Verse:

Aus eines hohen Königs Kron'
Fiel in den Koth ein Edelstein;
Er hat es längst vergessen schon,
Daß er einst gab so lichten Schein. —

Ich weiß: ich hört' einst einen Sang,
Und nach dem tanzte Welt und Herz;
Jetzt sinn' ich lang' und dumpf und bang,
Und find' es nicht. Das ist mein Schmerz.

Ich wußt' einmal ein hohes Wort,
Das Gott beim Welterschaffen sprach;
Jetzt forsch' ich in der Sprache Hort
Und such' umsonst dem Worte nach.

Ich war einmal ein heller Stern,
Durch Sonnen schlang sich meine Bahn;
Das war ein Traum; doch träumt' ich gern.
Nun will er nimmer mich umfah'n.

Jetzt geh' ich auf zwei Beinen hin,
Könnt' eben auch auf vieren geh'n;
Auf Futter richt' ich meinen Sinn
Und bin wie Andre anzuseh'n.

Ich wollt', ich wär' ein weißer Schwan
Und schwämm' hinein in's Abendroth,
Und sänge leis' auf meiner Bahn,
Und sänge laut und sänge mich todt.

Vielleicht, wenn ich mich selbst verlor,
Dann fänd' ich wieder, was mir fehlt;
Vielleicht taucht dort, ein Stern empor,
Wenn hier ein Herz sich todtgequält.

Malwina überraschte ihn dabei. Sie hatte längst gesehn, wie sich Junius vor ihr in eigensinnigem, unzugänglichen Schmerz verschloß. Jetzt drang sie mit rührenden Bitten in ihn, ihr Alles zu sagen, und er that es. Da bat sie ihn innigst, von seinem unfruchtbaren Treiben abzulassen und sich ganz der beseligenden Fülle seiner Träume wieder hinzugeben. „Was können sie Dir anhaben? (sprach sie) Du bist einmal so und hast recht. — Und bitte noch morgen früh den Vater, daß er Dich gehn lasse, den Onkel Holofernes aufzusuchen und bei ihm zu bleiben. Sag' dem Vater nur klar und eindringlich, wie es Dir ganz unmöglich ist, nach seinem Sinne zu leben und zu wirken und wie Du dabei zu Grunde gehen mußt. Ich werde mit für Dich bitten und der Vater wird sich erweichen lassen." —

(Es war sonderbar, daß das Bild des Onkels Holofernes, obgleich er in Malwinas Gegenwart fast nichts gethan hatte, als den Narren spielen,

ihrer Erinnerung dennoch immer in ernster Ehrfurcht und Vertrauen erzwingender Gestalt dastand. Daher hoffte sie Alles von ihm, wenn Junius bei ihm leben dürfe.)

Junius schüttelte stumm verneinend das Haupt, denn er hoffte nicht, seinen Vater bewegen zu können. „Doch will ich es versuchen (sagte er muthlos). Aber Du, Malwina, — was wirst Du hier thun ohne mich?" — Junius fühlte das Centnergewicht dieser Frage nicht, denn er wußte nicht, wie unendlich ihn seine Schwester liebte, wie all ihr bestes Sinnen und Denken nur eine stille Blume war, die im Sonnenlicht seines Geistes wuchs, erblühte und sich entfaltete, die ohne ihn vorkommen müsse. Alles das fühlte Malvina tief und schmerzlich; sie hatte es vorher schon gefühlt, und doch, ihm zu Lieb', den Vorschlag seiner Entfernung gemacht. Jetzt nahm sie sich zusammen und sagte mit hastiger Heiterkeit: „Was denkst Du an mich? Hier gilt es, daß Du Dich selbst wiederfindest. Und ich kann ja hier an Dich denken den ganzen Tag, und wenn ich nur weiß, daß Dir es gut geht, dann ist ja Alles gut!" — „Ich will's versuchen (sagte Junius wieder), vielleicht läßt sich der Vater bewegen. (Denn er begann lebhafter und lebhafter zu wünschen, mithin die Sache immer möglicher zu finden.) Aber Tausendblüth finde ich doch niemals wieder (fuhr er trübe fort). Ich habe ihr den Rücken gewandt und sie für immer verloren." —

Da lächelte Malwina und sprach: „Wie? Sie hat Dich lieb, und Du meinst sie verloren zu haben? Weißt Du denn gar nichts, Junius? Willst Du denn gar nichts versteh'n? Meinst Du: Liebe ließe sich abweisen? O Du Thor! Tausendblüth wird sich wieder finden lassen, oder ich kenne mich selbst nicht.“ — „Ob sie auch wirklich ist? (fuhr Junius sinnend fort) Ob sie mit ihrem Zauberhaine wirklich mehr ist, als ein ganz gewöhnlicher Traum, den jeder Andre auch träumen könnte?“ — „Und ist das bloßer Traum, das ein neues frisches Leben zu schenken weiß? (sprach Malwina) Ihr Kleingläubigen! müßt Ihr immer Wunder und Zeichen sehn? Wohlan! weil Du doch schwach genug bist, es zu bedürfen, so bitte Deine holde Fee, wenn Du sie wiedersiehst, sie möge Dir irgend ein geringes, süßes Angedenken mitgeben aus ihrem Zuuberreiche, auf daß es Dich in diesem armen Tagesleben tröste und — überzeuge.“ — „O! warum dachte ich daran nicht früher? (rief Junius überrascht) Ja gewiß, das will ich, und Dir bring' ich auch ein Zeichen mit. Sei's nur ein einzig Blüthenblatt von dort — und Friede wird in Deine Seele kommen, wenn Du es anschaust.“ —

Junius entschlief am Abend in schönen Empfindungen. Aber der Wüstentraum kam hartnäckig wieder. Junius aber wanderte nicht weit, da übermannte ihn Mattigkeit und Sehnsucht; er warf sich nieder, drückte das Antlitz in den heißen Sand und weinte. Plötzlich

fühlte er ein kühleres Wehen um's Haupt, und eine bekannte Stimme flüsterte: „Weine doch nicht! es ist ja Alles wieder gut!“ Rasch blickte er auf und lag in Tausendblüth's Armen am hellen Springquell. Heut hatte für ihn Alles, nach so langer Entbehrung, noch eine mildere unaussprechlichere Herrlichkeit. Und er wandelte wieder mit Tausendblüth im Zauberlabyrinth der Sage. Ehe er von ihr schied, bat er sie um ein Zeichen, es mitzunehmen hinab in das Leben. „Das hättest Du früher bitten sollen (sprach sie); jetzt wird's vielleicht nur Unheil bringen, denn es ist zu spät. Doch nimm hin!“ — Sie brach einen Rosenzweig mit zwei halbaufgeblühten Knospen ab und reichte ihn dem Junius. Als er erwachte — wie süß war sein Staunen! Er hielt den Rosenzweig wirklich in der Hand. Bald suchte er seine Schwester auf, zeigte ihr das Zeichen in freudigem Triumphe, brach sogleich schweigend den einen Stengel mit der Knospe ab und steckte ihn ihr an die Brust. Aber noch vor Anfang der Büreauzeit mußte heut der Versuch gemacht werden, Herrn Habichs zu bewegen, daß er Junius gehn lasse. Junius, in seinem wiedergefundnen Glücke froh, hatte schon große Lust, die Sache noch länger aufzuschieben, weil er, grade heut, sich vor einer unangenehmen endlichen Entscheidung fürchtete. Die festere Malwina aber bestand darauf. Den Erfolg weiß der Leser voraus, nämlich: daß Habichs, trotz aller Bitten, Vorstellungen, Bestürmungen und

Thränen des Bruders und der Schwester, durchaus nichts davon wissen wollte. Die letztere namentlich nannte er, mit ungemeiner Verachtung, ein dummes Ding, das von dergleichen gar nichts verstehe und sich um ihren Stickrahmen kümmern solle. Zu Junius aber sagte er: er habe gemeint, er sei auf der Besserung begriffen und habe Vernunft angenommen, und es werde nun Alles gehn; er sehe aber jetzt, daß er sich geirrt babe und müsse nun zu ernsteren Maßregeln schreiten. Es gebe schon noch Mittel, den Trotz eines solchen Herrchens zu brechen, und sei es, wenn nichts andres mehr fruchte, durch Hunger und einsamen Arrest.

Dabei packte er ihn heftig und klemmend beim Arme und zerrte ihn mit sich in den zwölfeckigen Thurm, und Junius saß wieder auf seinem ledernen Esel, die Feder in der Hand. Er hatte den einen Rosenstengel mitgenommen, und steckte ihn, um die Hand frei zu haben, in die Drathgitterwand ihm zur Seite. Dann richtete er den Blick in's Buch und suchte durch eifriges Arbeiten seinen Schmerz zu betäuben. Durch einen krähenden Ruf seines Vaters: „Was zum Henker ist das?!“ wurde er aus der Betäubnng geweckt, sah auf, und siehe da! — die zwölf Schreiber, ganz aus ihrer regulären Schlachtordnung gerissen, saßen da in den verschiedensten Stellungen des Erschreckeus und stierten, mit wildem und wirrem Entsetzen, an den Drathgitterwän-

den umher, bald hierhin, bald dorthin. Der Grund aber war folgender.

Kaum hatte Junius den Rosenstengel in die Drathgitterwand gesteckt, als er langsam begann, frische Sprossen zu treiben nach allen Seiten. Die wuchsen und verzweigten sich hierhin und dorthin, und leise sich verbreitend, umrankten und durchwebten sie, in sichtlichem Wachsen, nach und nach alle Gitterwände des Thurms, bis alle von frischem, üppigen Grün, süßduftenden, glühend aufgequollnen Rosen und lauschenden Knospen ganz überdeckt waren. Man denke sich die zwölf nüchternen Schreiberpergamentgesichter, jedes von einer Rosenzelle überwölbt, von der aus ein leiser Rosenschimmer über die blassen und aschgrauen Wangen floß. Welch ein frisches, schwellendes Leben, welch lebendige Frühlingspracht plötzlich statt der ungeheuren öden Leere des Thurms! Endlich machte bei Herrn Habichs der Schreck dem Zorne Raum. „Was ist das? Was sind das für Narrheiten?" rief er. Er erinnerte sich jetzt an den, am Morgen zufällig von ihm bemerkten, Rosenzweig in der Hand des Junius. „Treibt er auch schon Taschenspielerstreiche? (schnauzte er Junius an) Der vortreffliche Herr Onkel Holofernes hat ihm wohl dergleichen Narrheiten beigebracht? Gleich mein Büreau wieder gesäubert von dem Unrath! Auf der Stelle! Dumme Störung, das!" — Aber Junius begann jetzt, von Begeisterung hingerissen: „Es möchte wohl weder in meiner, noch in Ihrer Macht

stehen, diesen Unrath, wie Sie es zu nennen belieben, wegzuschaffen, denn ......" Und hier erzählte er ihm die ganze Geschichte von der Fee Tausendblüth, und daß der Sproß aus ihrem Zauberhaine mitgebracht sei. Habichs hörte, mit weit offnem Munde, zu; eben so die Schreiber. Als Junius aber geendet hatte und nun meinte, alle Heiden bekehrt zu haben — hatte er plötzlich wieder eine tüchtige, im Ohr lang nachklingende Maulschelle weg. „Unsinn und kein Ende! Wenn Er selbst verrückt ist, braucht Er wenigstens nicht noch Andre verrückt machen zu wollen. — Angepackt, meine Herren! (krähte er dann den Schreibern zu) Reißen Sie das Unkraut ab, daß wir's hinauswerfen und wieder Ordnung in's Büreau bringen!" —

Da fuhren alle zwölf, und Herr Habichs selbst an der Spitze, auf, wie von einem Dämon gepeitscht, und raunten mit Wuth an die Drathwände, und sprangen daran herum nnd daran hinauf, wie tückische Affen, und zerrten und rissen und rauften. Aber es half nichts, kein Blättchen fiel zur Erde; und, wo sie wild hineinpackt hatten, da sproßte, keimte, blühte und glühte es in neuer gedoppelter Fülle. Die Dornen aber thaten ihre Pflicht. Alle ihre Hände waren wild zerrissen und zerfetzt; aber der grimme Schmerz machte sie toller und toller. Aus ihren Augen zuckte, unheimlich, dunkel glühend, die Begeisterung des Wahnsinns, und drauf und dran ging's, in verstärkter nutzloser Wuth. So rasten und rauften

sie fort, daß es Junius angst und bange ward, bis die Raserei der kraftlosesten Erschöpfung wich, und Alle, tiefathmend und zusammengeknickt, mit blutrünstigen Händen und Gesichtern, auf ihren Ledereseln mehr hingen als saßen. Aber die Rosenpracht war schwellend gewachsen und hatte den alten Thurm zu einem kleinen Paradiese umgeschmückt. „Mein Gott! (sprach jetzt Junius lächelnd) Was thun Euch denn die stillen, sanften Rosen? Läßt sich's zwischen ihnen nicht eben so gut arbeiten, wie zwischen kahlen, schwarzen Drathgittern?" — Herr Habichs hätte dem Junius für diese Worte gern wieder eine plötzliche Ohrfeige verabreicht; aber er war zu matt und die Hand schmerzte ihn selbst zu sehr. Er lachte blos, in heisrer Krähe, boshaft und bitter vor sich hin.

Am Nachmittage ließ Habichs seine Schreiber ruhen, damit sie ihre Hände bis zu morgen ausheilten, und bestellte dafür Arbeiter mit Sägen, Beilen und Gartenscheeren, um den Thurm zu reinigen, damit es wieder „ordentlich und vernünftig" darin aussehe. Aber wo sie sägten, hieben und schnitten — da fiel nichts herab, sondern neue Sprossen schossen hervor, rankten sich hinüber und herüber, und neue Rosenpracht quoll auf. Nachdem sie sich so einige Stunden abgearbeitet und geäschert hatten, und das Rosenlabyrinth nur immer dichter, voller und wirrer wurde, gebot ihnen Habichs, der scheltend und aufmunternd, knirschend und schäumend die Arbeit leitete, endlich Halt, zahlte ihnen, mit zitternder Hand, ihren

Arbeitslohn, und ließ sie nach Hause geh'n, wo ihnen ihr Schoppen Wein, bei dem sie über des Alten Narrheit lachten, eben so gut mundete, als wenn das Abhauen und Wegräumen wirklich gelungen wäre.

Herr Habichs war nun ernst, bleich und stumm. Ein ungeheurer Kummer lag, wie ein Alp, pressend auf seiner Brust. Seinen Sohn mied er mit furchtsamer Scheu.

Malwina aber nahm ihr Rosenzweiglein mit in ihr Schlafgemach und steckte es, zu ihren Häupten, an's Bett. Und es wuchs, sproßte und verschlang sich, und tausend Rosen blühten daran auf. Träumerisch schaute sie Blüth' und Blatt über ihrem Haupte nicken und entschlief. Und alle Rosen wurden im Traum zu süßen Engelsgesichtern, die sangen ihr selige Lieder in's Ohr und in's Herz. Aber wenn sie tiefer horchte, waren es alles Lieder ihres Bruders Junius. Sie schwebte leicht und frei über wonnige Zaubergefilde hin, vom singenden Engelchor begleitet, bis sie am Morgen unter der schimmernden Dämmerung der Rosenlaube lächelnd erwachte. — Junius aber lag in der Nacht am Springquell, ihm zur Seite Tausendblüth. Und er erzählte ihr Alles, wie es geschehen war. Als er den Namen seines Onkels Holofernes nannte, lächelte Tausendblüth schmerzlich und sprach: „O ich kenne ihn! ich hatte ihn einst lieb und wollte ihn in meinen Zauberhain führen. Aber der Bücherstaub und der Puder in seinem Haar belasteten ihn, er konnte dem schwebenden Fluge nicht

folgen. Und durch das kalte Lächeln seines Spottes wären alle Blüthen von meinen Bäumen gefallen. Darum ließ ich ihn unten.“ — „Wie? (fragte Junius erstaunt) Mein Onkel ist ja alt, wie würde er sich zu Dir passen?“ — „Damals war er jung“ sagte Tausendblüth lächelnd. — „Wie er jung war, warst Du ja noch nicht geboren.“ — „O Du Thor! (erwiderte Tausendblüth) Meinst Du, ich sei ein Weib von dort unten? Wie ich jetzt bin, so war und bleibe ich.“

Als Junius auserzählt hatte, bat er: „O gieb mir nur für einen Tag Deinen goldnen Vogel mit! Mein Vater ist schon erschüttert durch das Wunder des Rosenzweiges. Hört er den Vogel nur einmal singen, so wird er bezwungen und läßt mich ziehn in Frieden.“ — „Nimm ihn! sprach Tausendblüth, und der Vogel hüpfte auf Junius Schulter. „Aber Du ahnst nicht, wie das enden wird.“

Als Junius erwachte, sah der Vogel ihn von seiner Schulter mit hellen Augen an.

Herr Habichs mußte sich für's Erste in's Unerträgliche finden. Er ließ ein großes Zimmer seines Hauses zum Büreau einrichten; dann wollte er versuchen, ob das Rosenunkraut im Thurm nicht durch Feuer auszurotten sei. Den ersten Vormittag aber mußte er sich schon entschließen mit seinen zwölf Schreibern unter nickenden Rosen zu arbeiten, denn das Geschäft durfte ja nicht stocken. Mit äußerstem Widerwillen ging er daher in den Thurm und nahm seinen alten

Platz ein. Junius folgte ihm mit Absicht, obgleich er heut recht gut hätte wegbleiben können, ohne daß Habichs seiner mit einer Silbe erwähnt haben würde. Der goldne Vogel hatte sich still an seine Brust geduckt.

Als sie nun verdrießlich und gestört durch die ungewohnte Rosenpracht, Alle dasaßen, da ließ Junius den Vogel hervorschlüpfen. Der flog in die Rosenhecke, wiegte sich, neugierig um sich schauend, auf einem schwanken Reise und begann mit eins sein schmetterndes Lied. Und er sang wundersame Worte von Lust und Leben und vom Vergessen irdischer Qual. Herr Habichs und die Schreiber fuhren zusammen, blickten und horchten, dumm und betäubt.

Und siehe! welch verwirrender Spuck! — Die Ziffern und Buchstaben in ihren Büchern wurden bunt und lebendig; die gekräuselten Schriftzüge schwangen und schlangen sich vom Blatt auf, verlängerten sich in üppigem Gaukeln und wurden zu lachenden Blumengewinden, die von den Rosenwänden hinüber und herüberhängend sich wiegten. Und die Ziffern flatterten fort als heitre, seltsam gezeichnete, wunderlich gestaltete Schmetterlinge und suchten Blüthen, sich darauf zu wiegen. Das schmetternde Lied des goldnen Vogels aber ward lauter und jauchzender.

Und Habichs und seine zwölf Schreiber sprangen auf, packten ihre großen, nun buchstaben- und ziffernleeren Bücher mit beiden Händen und warfen sie im Grimm der Verzweiflung auf den Vogel, um ihn zu

zerquetschen. Aber die Bücher wurden zurückgeschleudert, wie abprallend von diamantner Wand, flogen mit Macht auf die Werfenden los und schlugen ihnen, rechts und links hart aufklopfend, mit gespenstig tückischer Beharrlichkeit polternd um die Ohren. Da sprang Habichs und die Schreiber in wildem, sich überstürzenden Gedräng, die Haare gesträubt, in athemloser Flucht aus dem Thurm, polternd die Treppe hinab, aus dem Hause durch den Garten. Junius, den singenden Goldvogel auf der Hand, folgte ihnen und rief: „So bleibt doch! So kommt doch zurück! Was ist denn hier so Entsetzliches?“ Aber sie rannten, in wilden Sätzen, fort in die Wildniß und schwanden, weit ab, hierhin und dorthin versprengt, hinter Felsklippen. — Hinten aber krachte der zwölfeckige Thurm in einen Trümmerhaufen donnernd zusammen.

Und der Goldvogel sang schmetternder und schmetternder und strebte auf nach oben, daß ihn Junius kaum mehr halten und bändigen konnte. Denn im Singen wuchsen ihm mächtig Leib und Schwingen bis zur Größe des riesigsten Königsadlers. Mit Gewalt sich sträubend wollte er der Faust des Jünglings entstürmen, — da packte der ihn herzhaft und schwang sich auf ihn, ein kecker Luftreiter, und der Vogel flog in jauchzendem Hymnus sausend mit Junius empor in die reineren Lüfte, und weit, weit hin, über die Reiche der Welt weg, bis über den Zaubergarten. Da schaute von unten Tausendblüth lächelnd und winkend empor, und der Vogel senkte sich

mit Junius nieder zu ihr, und Junius lag in ihrer Umarmung.

Malwina hatte am andern Morgen, in unbesonnener Freude, ihrer Mutter erzählt, wie wonnig sie die Nacht geträumt habe, wie über ihrem Haupte eine Rosenlaube emporgewachsen sei, und daß Junius ihr den Sproß dazu aus einem Zauberhaine mitgebracht habe, und die ganze Geschichte. Frau Habichs sah sie erstaunt an und sprach: „Ei Malvina! wer hätte es Dir dummem Gänschen zugetraut, das Du so zartfühlende, romantische Phantasieen in Dir trägst; und Du wolltest doch nie zur Bildung einer schönen Seele in den sympathetischen Schriften erhabner Schwärmer lesen.“ — Da sagte Malwina, halb gegereizt: „Nein liebe Mutter! ich rede hier nicht von Phantasieen und von Dingen, die in Büchern steh'n, sondern von dem, was wirklich wahr ist. Komm' in meine Schlafstube und sieh!“ — Frau Habichs folgte mit ungläubiger Neugier; als sie aber das Zimmer betrat, ihr Rosendüfte schon entgegenwehten und sie die, durch Zauber so schnell gewachsene, Laube gewahrte — da ward ihr plötzlich unheimlich; denn sie mochte das Zauberische wohl in Büchern leiden, aber in der Wirklichkeit es zu vertragen, das war ihr zu stark. Erschreckt und verstört rannte sie mit einem Schrei davon und hinunter in die Küche. Dort vernahm sie plötzlich das Gelärm und Gepolter aus dem Thurm und sah ihren Mann und die zwölf

Schreiber wild und gespenstig vorbeirennen. Da sank sie bewußtlos am Heerde hin. —

Später, als die in dem verödeten, ausgestorbnen Hause des Herrn Habichs vorgefundnen Geräthschaften öffentlich versteigert wurden, hatte man in der Küche, am Heerde umgefallen, auch eine stattliche, große Theekanne von ganz besondrem Anseh'n gefunden. Der Versteigerer rief, als er sie ausbot: „Sehen Sie, meine Herren und Damen! eine Theekanne von ganz eigenthümlicher, auffallender Physiognomie. Sieht sie nicht aus, als wenn sie sprechen wollte? Stemmt sie nicht den Henkel an die Seite, wie einen trotzenden Arm? Einen Thaler zum ersten! Wer bietet mehr?“ — Die Kanne wurde versteigert, und bei einem eleganten Thee zum erstenmal in Gebrauch genommen. Aber als das Wasser in ihr zu kochen begann, erhob sie einen so ungebührlichen, sprudelnden, plappernden Lärm, daß sie den ganzen, lebhaft sprechenden Damenkreis umher übertoste und eine allgemeine, furchtsame Verwirrung hervorbrachte. Die Erschrecktesten schwuren sogar darauf, im Aufbrausen einzelne Worte bestimmt und deutlich gehört zu haben. Da die Kanne den Spuck noch öfter wiederholte, ward der Hausherr einst zornig und warf sie zerschmetternd zu Boden. Und sie zersprang mit einem wildgellenden Ton, ähnlich einem Weiberschrei.

Malwina hatte den Lärm auch gehört und sah ihren Bruder mit dem singenden Vogel in den Garten

eilen. Sie eilte ihm fliegend nach, aber schon sah sie ihn von fern in die Luft steigen. Sie rannte herzu; aber er stieg höher und höher und vernahm nichts von ihrem Rufen, Weinen und Händeringen; endlich schwand er ganz aus ihren Blicken. Aber der Sang des Vogels blieb ihr im Ohr und sie folgte dem Klange, der sie leise fortzog, und wanderte weiter und weiter, durch die Wildniß fort, immer wähnend, sie komme dem Liede näher und doch immer fern davon. In dem Liede des Vogels aber vernahm sie nichts, als das Denken und Singen ihres Bruders Junius. Es wehte um sie, so traut und fremd zugleich, wie Geistesgruß. So hingelockt trat sie in eine dämmernde Schlucht unter hundertjährige Bäume. Das Lied lockte, näherklingend, sie immer tiefer hinein. Da stand in der Mitte des Dickichts auf einem stillen, lichten Plätzchen ein zierlicher, säulengetragner Tempel. Und an den schlanken Säulen hingen Harfen, in denen säuselte es leise und wie aus weiten Fernen; das Gesäusel aber war das Lied des Goldvogels, oder der Sang ihres Bruders, sie wußte nicht, welches von beiden. In der Mitte des Tempels aber stand ein alabasterner Sarcophag ohne Bedeckung, mit weichen Kissen darinnen. Eine selige Müdigkeit kam über Malwina, sie legte sich zur Ruhe auf den Sarcophag und schloß die Augen. Ringsum rauschten Quellen und flüsterten Zweige, zusammenklingend uud rauschend mit der Musik der von unsichtbaren Händen berührten Harfen. Dazwischen klan-

gen nun ganz deutlich die goldnen Töne des Vogels, innig und klar, doch unterbrochen, auftauchend und verhallend. Es war, wie hergehauchte Küsse ihres Bruders. So umsungen und umklungen entschlummerte sie leise und lächelnd. Und der Tempel mit dem Sarcophage versank langsam in's grünende, blühende Erdreich, bis an die Kuppel. Und ringsherum sproßten Rosen und Lilien empor, wuchsen und wucherten darüber hin, eine üppige hügelförmige Blumenwildniß.

Wer aber die Schlucht zu finden und das Lied des goldnen Vogels zu singen weiß, bei dessen Sang wird der Tempel langsam wieder aufsteigen, das lange schlummernde Mädchen wird die Augen aufschlagen und ihn als Bräutigam begrüßen.

Der Onkel Holofernes saß fern in seiner Stube. Die war voll von Büchern, Instrumenten und Gemälden. Rings um die Wand aber zog sich eine eigne Zierde. Es war dies nämlich eine Reihe festzusammengefügter, ächter Weichselröhre, in die seltsamsten Figuren gezogen, bald Stern, bald Rad, bald Sonnenblume. Diese Röhre, das Zimmer mit Wohlgeruch füllend, endeten an der einen Wand in einem großen, ganz schwarzbraun angerauchten Meerschaumkopfe, in Gestalt eines Todtenschädels, in dem ächt türkischer Taback dampfte. An der entgegengesetzten Wand saß Holofernes, und von dem letzten Weichselrohre ging, von unten auf, ein langer, geschmeidiger

Schlauch, in einer schönen Bernsteinspitze endend, zu seinem Munde. So bekam er den Tabacksdampf, durch den langen Weg, den er durchziehen mußte, kühl und geläutert auf die Zunge.

Neben ihm, und zwar so eben in unwilligem Verzagen bei Seit geschoben, lag ein Packet unordentlich durch einander beschriebner Papiere, mit vielen Ausstreichungen, Ausreißungen und Einflickungen. Auf dem Deckelbogen dieser Papiere aber stand mit großen, keckgezognen Schriftzügen deutlich zu lesen:

Hanswurst, eine Tragödie von Holofernes.

Vor Holofernes selbst aber lag die alte Folioausgabe Shakspeare's vom Jahr 1623, in der er mit ernstem, sinnenden Lächeln las.

Da schwebte hoch über seinem Haupte Junius auf dem singenden Vogel vorbei. Die andern Leute in der Gegend hörten und gewahrten nichts davon; aber Holofernes vernahm deutlich das schmetternde Lied. Er blickte vom Buch auf und horchte.

„Aha! ziehst Du schon ab, Junius? Nun! glückliche Verschwebelung und viel Vergnügen! Und hol' Alles der Henker!“ So sprechend, klappte er den Folianten zu, stand auf, ließ die Pfeifenspitze an der Wand niederhängen, steckte sich rasch eine Cigarre an und ging mit heftigen Schritten, den Dampf wild und regellos von sich blasend, in der Stube auf und ab.

„Also auch Du bist verpfuscht! (sprach er) Und ich alter Esel meinte es, wer weiß wie klug, mit Dir anzufangen. Aber grade ich habe Alles verdorben. Wozu das Guckglas schenken? Wozu die Felswand bemalen und dazu Balladen absingen, Dir zum bequemen Genuß? Und doch salbaderte ich so klug und eiferte gegen das Brei um's Maul schmieren, und hab' es auf so plumpe Weise selbst gethan. Wußte ich nicht, daß einmal Geschaffnes nicht wieder geschaffen werden kann? Wußte ich nicht, daß das Genie nur an rohem Stoffe sich stark ringen kann, und am Fertigen, Harmonischen untergeht? Wußte ich nicht, daß ein Feuerstein keine Funken giebt, wenn man ihn in's Sonnenlicht hält, sondern nur, wenn man mit hartem, dunklen Stahl unbarmherzig auf ihn losprügelt? O! ich wollte einen Adler aus Dir erziehn, und Du bist eine Nachtigall geworden!

Und was die Liebschaft mit Deiner süßen Fee anbetrifft, so wollte ich lieber, Du hättest Dich in das erste, beste, tüchtige, derbe Mensch vergafft, dann wärst Du nicht in Zauberhainen willenlos spazieren geführt worden; Du hättest das Leben überwunden und Dir erobert; und wärst Du stark genug gewesen, Dir das Leben zum Zauberreich zu verwandeln, so war das Zauberreich Deine Schöpfung.

Ja leben, leben! Das ist die Hauptsache, das macht den Kerl; das hat Den hier gemacht (hier schlug er mit der Hand auf den Deckel der Folioaus=

gabe Shakspeare's). Er hat den Sommernachtstraum geschaffen; hätte er ihn aber selbst träumen wollen, dann wär' er ein Duckmäuser geworden, eine Mondscheinpastete, und nicht der größte Held, der je Kühnes ersonnen.

Ich wußt' es; ich schrieb Dir's in's ABCbuch. Darin steht: Iß Beefsteak und trinke Rheinwein! O Junius! warum verstandest Du das nicht? Muß man denn von jedem Menschen voraussetzen, daß er ein Dummkopf sei? Muß man Kernsprüche für jeden erläutern, umschreiben, zu Brei machen, damit er sie begreife? Muß man Alles aus dem Lapidarstyl in der Frau Muhme Salbaderdeutsch übersetzen? — Lebe, lebe! das wollt' ich sagen. Lebe ächt und derb und tüchtig! — Nun ist's vorbei. — Schwelge Du fort in seligstem Faullenzen! Dein alter Onkel ist des Lebens satt, denn er hat weder aus Dir, noch aus sich selbst was machen können. —

O ja! Alles gleich von tausend Seiten besehen, über Alles Bücher zusammenschwatzen, in unendlicher Objectivität Alles, auch jede Lumperei, zu würdigen und in unendlicher Ironie Alles, auch das Göttliche, zu belächeln — das hab' ich los! Allen gesunden, festen Kern habe ich zu einem breiten Reflectionsbrei zerrieben und zermalmt.

O Gott! warum hast Du mich nicht mit Einseitigkeit, mit Beschränktheit gesegnet? Ich hätte Großes gethan als Feldherr, Staatsmann oder Dichter. Aber die Viel- und Allseitigkeit, die Sinn und

Gedanken auseinanderstäubt, wie das zerstreuende Glas das Licht der Sonne, die ließ mich im Centrum nichts übrig behalten, nichts, das ich hätte zusammenraffen und verdichten können zu zeugendem Strahl.

Du verdammtes Selbstbewußtsein! Um alles gesunde Gefühl hast Du mich betrogen! Wollt' ich zum Fühlen kommen — da sprang immer der Kobold auf und lachte drüber und zeigte mit seinem knöchernen Finger drauf und schrie mir zu: „Da sieh' hin! das ist Dein Gemüth. Sieh' doch recht genau zu, wie ungeheuer komisch es da drin rumort und schreib' ein Lustspiel drüber!"

Und fühlt' ich einmal wirklich, da fuhr ich rasch zusammen, denn der Kobold schrie: „Kuck! halt fest, halt fest! Halt die Katz' beim Schwanz! Das kann ein Gedicht geben oder eine pathetische Stelle für ein Drama!"

Und sah ich Andre, in ernster, erhabner Unbefangenheit, über ungeheuren Lebensschmerz weinen oder kämpfend schweigen — da wollte mich tiefes Erbarmen und mildes Mitgefühl überwältigen; aber ich Schändlicher riß mich los, schaute mit dem kalten Anatomenlächeln der Beobachtung in's zerrissne, zukkende Herz, und der Kobold in mir kreischte: „Sieh'! das kannst Du wieder brauchen. Das giebt ein Novellchen, 2 Louisd'or per Druckbogen.

Und ward ich dann unwillig und zornig über mich selbst und rief: „Ich Elender! das Heiligthum des Grams durch überlegte Frechheit zu schänden und zu

beflecken!" da schrie der Kobold wieder: „Schau, schau! dies Dein schönes Entrüsten gegen Dich selbst kannst Du eben auch wieder brauchen; es giebt einen vortrefflichen, originellen Monolog; — nur mit der gehörigen Ironie behandelt! nur drüber steh'n geblieben!" —

O! hätt' ich mich hineingestürzt in's Leben! hätt' ich mich versenkt in Lust und Weh! ich wäre gekräftigt hervorgegangen aus dem Gewühl, ein ganzer, voller, einiger Mensch, ohne den Doppelgänger von Kobold, diese schlechte eine Hälfte, die der andern allen Genuß des Daseins wegspottet. Ist das Humor? Ja, das ist Humors Affe. Ein schöner Humor, der die Begeisterung erwürgt! — Aber jetzt ist es zu spät — aus mir wird nichts mehr.

Die einsame Natur soll mich desennuyren und mich meine und der Menschen Erbärmlichkeit vergessen machen. Ich geh' heut noch zu Fuß weg und wandre in die Abyssinischen Hochalpen. Da wird noch eine kräftige, unentweihte, riesige Natur sein und hoffentlich stoße ich wochenlang auf keine menschliche Spur. Dort mag irgend eine Bestie mich verschlingen; es ist den Teufel was dran gelegen!" —

Er trat zum Tisch, um zur Reise seine Cigarrentasche aus der Schublade zu nehmen. Da fiel ihm sein Manuscript der Tragödie „Hanswurst" in's Auge. Unwillig packte und zerknitterte er es und rief: „Ha! bist Du auch da und verhöhnst mich?

Du solltest der Triumph, das Resultat meines ganzen Lebens, Sinnens und Denkens werden. Aber kam ich wohl dazu, keck drauf los zu schreiben, daß was dagestanden hätte, groß und gewaltig, wie mit Schwerthieben aus dem Fels gehauen? Närrte ich mich nicht selbst fort und fort mit ewigem Beginnen, Verwerfen, Umschmelzen und Wiederergreifen? Morgen willst Du wirklich anfangen! so log ich mir immer noch vor, nachdem ich längst viele hundert Bogen vollgeschmiert und wieder zerrissen hatte. Und jedes Folgende wurde noch schlechter, als das eben Verworfne; Alles Umschreibung, nicht That; Sentenz, nicht Schicksal; Selbstanatomie, nicht Gestalt.

O Hanswurst! Dein Schicksal sollte mir zur erhabnen Tragödie werden; aber ich selbst ward das Opfer. Der ewige Gottsched (denn er existirt, so gut wie der ewige Jude) hat mich umgebracht. Ich Narr! einen wunderschönen Chor der Stockphilister im Hades zu dichten, wobei Gottsched als Musikdirector den Tact schlägt, und gar nicht zu merken, daß mir selbst eine der ersten Stimmen im Chore zukommt!" —

Und er warf das Manuscript in den Ofen, schlug Feuer an und verbrannte die seit zwanzig Jahren zusammengetragenen und gesichteten Fragmente — seine einzige Hoffnung, daß sein Name nicht spurlos vorübergehn werde, wie der aller Durchschnittsmenschen.

Darauf steckte er in die eine Rocktasche ein reines Hemde, in die andre zwei Paar Strümpfe und einige Schnupftücher, in die Brusttasche eine Landcharte nebst Cigarrentasche, in die Hosentasche einen Beutel voll Goldstücke, nahm Hut und Stock, schloß die Stube ab, steckte den Schlüssel ein und ging fort.

Auf den nächsten Uebernachtungsplätzen schrieb er in's Fremdenbuch, unter die Rubrik: „Veranlassung der Reise," wohin Andre: Geschäfte, oder Erholung oder zum Vergnügen ꝛc. geschrieben hatten, ganz einfach: „Aus Verdruß." — Von Italien schiffte er nach Alexandria über und ging zu Fuß den Nil aufwärts nach Abyssinien. Dort ist er verschollen.

Aus der Brieftasche eines reisenden Engländers.

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, theurer William Kernsley, als eure Philosophen sich träumen lassen. — Du weißt, daß ich Altengland nicht verlassen habe, um Menschen zu sehn; denn die sind auswärts wo möglich noch elender, als daheim. Ich reise nur, um mein ermattetes Herz am Busen der großen, freien, wilden Natur von den Wunden zu heilen, die ein entarteter, verderbter, aller Ursprünglichkeit baarer Gesellschaftszustand ihm schlug. In allen Ländern suche ich die Gegenden auf, wo es öde, majestätisch und dräuend aussieht, und dort fühle ich mich erleichtert.

So war ich hier in der großen Stadt X. angelangt und, ohne mich um ihre Lumpenmerkwürdigkeiten zu bekümmern, machte ich mich gleich am ersten Morgen allein auf in eine angränzende, wuchernde Wald- und Klippenwildniß. Ich war noch nicht lange auf unwegsamen Stegen auf- und abgestiegen, als ich plötzlich unter mir einen tiefen Felskessel sah, durch hervorspringende Klippenwände im Umkreis sonderbar regelmäßig in zwölf zellenähnliche Schluchten auslaufend. Auf dem freien Platz der Mitte aber, genau im Centrum, ragte eine seltsame, graue Felsbildung auf, überraschend ähnlich der Gestalt eines sitzenden Mannes. Das Gesicht war unverkennbar; die Nase ragte weit hervor und trug ein entschiednes Gepräge von Finanzsinn an sich; doch nicht des großartigen Finanzgenies, das alle weitläufigen Weltverhältnisse mit hellem Blick überschauend, über die ganze Erde hin speculirt, sondern des niederen Grades — ein dumpfer, peinlicher Comptoirausdruck. Geheimnißvoll angezogen und doch von Grauen gefesselt, schaute ich auf das natürliche Standbild, als ich plötzlich, nahe bei mir, rufen hörte: „Sechs mal sechs ist vierunddreißig." — Und siehe! in einer der zwölf Schluchten saß eine Elster, die also geschrieen hatte. Kaum von meinem Erstaunen erholt, schallt mir plötzlich aus der entgegengesetzten Schlucht zu: „Vier mal fünf ist siebenundzwanzig." — Aber um kurz zu sein: in jeder der zwölf Schluchten saß eine Elster, und alle zwölf schwatzten und schrieen immer-

fort ein falsches Einmaleins durcheinander. Und bei jedem verkehrten Ausruf ging ein leises, aber sichtbares Zittern durch die graue, steinerne Mannesgestalt, und die Nase weitete sich aus, wie vor Zorn. — Solch eine wahrhafte Merkwürdigkeit war mir noch nicht vorgekommen. Ich überwand mein Grauen und suchte wenigstens eine der wunderbaren Elstern zu fangen. Aber ich mühte mich vergebens ab. In welche der Schluchten ich auch dringen mochte, jede Elster hüpfte, in träger, sorgloser Flucht, immer nur zwei Schritt vor mir, immer mir ihr falsches Einmaleins zuschwatzend, bis sie zuletzt auf unzugänglichem Felsvorsprung vor mir sicher war. Ich eilte in die Stadt zurück. Den andern Tag miethete ich Leute, mit Vogelnetzen, Käfigten, Strickleitern, auch mit Steinhauen und Beilen versehen, und einen festen Wagen, um die Elstern zu fangen und mindestens den sonderbaren Kopf des Felsmannes mit fortzubringen. Es war ein heißer Tag. Ich und meine Leute krochen und klommen Fels auf, Fels ab, hierhin und dorthin, in jede Schlucht, auf jeden Gipfel. So mühten wir uns länger als sechs Stunden, bis wir vor Ermattung rasten mußten. Und doch war ich gestern in weniger als einer Stunde an jenen Ort gelangt, und die Richtung war, nach dem Stand der Sonne und nach entfernteren Umgebungen, genau dieselbe. Den andern Tag begann ich von neuem, mit noch größerem Eifer, aber vergebens. Als ich mich, durch zweckloses Suchen, am Abend des dritten Tages endlich überzeugt

hatte, daß mein Unternehmen fruchtlos sei, bezahlte ich die Leute reichlich und ließ sie gehn. Da ich mich schon anfangs nicht für verpflichtet gehalten hatte, sie mit dem Zweck und Anlaß unsrer Arbeit bekannt zu machen, und dies jetzt, da es mißlungen war, für noch überflüssiger hielt, so hielten sie mich für verrückt und sprengten es in der Stadt aus, was mir natürlich so gleichgültig war, daß es mich nicht einmal belustigen konnte. Das, lieber Kernsley, wollte ich Dir als das bedeutendste Abentheuer meiner Reise vorläufig melden. Ein andermal mehr.

E n d e.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Eduard Klein in Breslau.

93/94

18/159

112/113

260/7

25
25
9

63 · 5

315 : 22 = 1,
31
05

1½

Messerer

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sallet, Friedrich <<von>>,

Friedrich von Sallet's sämmtliche Schriften

Bd.: 3

Breslau 1845

P.o.germ. 1193 mb-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117540-1